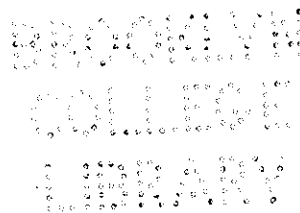


Nora hat eine famose Idee

Roman

von

Hermynia Zur Mühlen



Copyright by Gotthelf-Verlag, Bern und Leipzig, 1933

Gotthelf-Verlag * Bern und Leipzig

Printed in Switzerland

62466

PT 2653 .U7 N6x 1933
Nora hat eine famose Ide
zur M\:uhlen, Hermynia,

27.12.38 52.00

I

Nora Sternbach gähnte gelangweilt und streckte sich träge auf dem Liegestuhl. Es war zu heiß, um schlafen zu gehen; sogar hier auf dem großen Balkon machte die Schwüle der Augustnacht sich unangenehm bemerkbar. Der leise Wind, der im Garten das Laub der alten Bäume raunen ließ, war heiß und brachte keine Erfrischung.

Nora griff nach der Zeitung, die auf einem kleinen Tisch neben ihr lag und begann im rötlichen Licht der Balkonlampe zu blättern. Politik, das interessierte sie nicht, Mord, Selbstmord, wie viele Menschen sich jetzt umbringen, Handelsteil, wozu das Lesen, ein langer Artikel: Die Elsterbank in Schwierigkeiten... Annoncen, vielleicht findet sie da eine geeignete Köchin; Martha hat in der letzten Woche dreimal die Suppe versalzen, das darf nicht sein.

In der Ferne tönte das Rattern eines Motors, kam näher, setzte aus, Nora hörte, wie das Parktor geöffnet wurde, der Motor abermals zu surren begann, nun bereits ganz nahe.

Sie runzelte die Stirn und warf einen Blick auf die kleine Armbanduhr. Zwölf... Das konnte doch nicht Ottokar sein, jetzt schon...

Das Auto machte halt. Nora hörte die leise Stimme ihres Mannes mit dem österreichischen Tonfall, den er trotz seines zehnjährigen Aufenthalts in Deutschland noch

nicht verloren hatte, dann die raue Stimme des Chauffeurs, der eine endlose Geschichte zu erzählen schien.

Endlich sagte der Mann: „Gute Nacht, Herr Graf,“ und gleich darauf fuhr das Auto in die Richtung der Garage.

Nora stand auf, zupfte das etwas zerknüllte weiße Seidenpyjama glatt und trat in den Salon.

Als Ottokar die Tür öffnete, fragte sie mit leiser Ungeduld:

„Sag mir, um Gottes willen, warum kommst du denn schon nach Hause?“

Er küßte ihr die Hand.

„Es ist zwölf vorbei, Nora. Ich wollte den armen Kerl, den Chauffeur, nicht noch länger warten lassen.“

„Warten lassen! Ottokar, hast du schon wieder vergessen? Hast du mich schon wieder nicht betrogen? Mein Gott, bist du unausstehlich.“

Der hochgewachsene, schlanke, blonde Mann blickte Nora erschrocken an.

„Also, denk dir, Nora, das hab ich vollkommen vergessen. Ich saß im Café mit dem Professor Braun zusammen, und wir haben uns verplauscht. Er hat eine äußerst interessante Entdeckung gemacht, wenn sie zutrifft, so ist in der Vererbungstheorie...“

„Laß mich mit deiner Vererbungstheorie zufrieden. Denk lieber an das arme Fräulein Zehrer, das seit zehn Uhr in der Reginalbar auf dich wartet. Jetzt hast du sie glücklich das viertemal verfehlt. Wie soll denn unsere Scheidung je zustande kommen, wenn du regelmäßig vergißt, mich zu betrügen?“

„Richtig, Fräulein Zehrer. Das war schrecklich rücksichtslos von mir. Ich werde ihr morgen zum Trost was Hübsches schicken.“

„Du wirst morgen früh mit ihr nach Homburg fahren,

dich dort im Kurpark zeigen, die Nacht mit ihr im Hotel verbringen. Das geht so nicht weiter.“

Nora setzte sich an den kleinen Empireeschreibtisch und hob den Hörer vom Telephon.

Ihre schmalen Finger stellten die Verbindung her, hastig, ungeduldig.

Nach einer kurzen Weile hörte sie die erwartete Stimme.

„Sie müssen verzeihen, liebes Fräulein Zehrer... Mein Mann hatte eine wichtige Besprechung...“ Sie schnitt Ottokar ein Gesicht: „Wie du schon eine wichtige Besprechung haben kannst.“ Sprach dann weiter in den Apparat: „Aber morgen bestimmt. Er holt Sie um elf Uhr ab. Paßt Ihnen das? Wie? Aber ich bitte Sie... es ist doch eine rein formelle Sache... Aber nein, gar nichts, er wird sich in einen Fauteuil setzen und lesen, und Sie können die ganze Nacht schlafen... Liebes Fräulein Zehrer, ich hatte mich doch so auf Sie verlassen... Und jetzt auf einmal...“

„Da haben wir's. Sie hat sich verlobt. Will nicht mehr. Ihr Bräutigam könnte Verdacht schöpfen. Und dabei bist du doch so ungefährlich... Also was machen wir jetzt?“

Ottokar seufzte.

„Es war wirklich unverantwortlich von mir, Nora, verzeih. Wenn es nur eine andere Art gäbe, dir die Scheidung zu ermöglichen. Das Gesetz...“

„Halt mir jetzt keinen Vortrag über die Gesetze. Ich bin wütend. Ich glaube, du machst es absichtlich. Willst mir meine Freiheit nicht geben.“

Er sah sie wehmütig an.

„Du weißt doch, daß ich dir alles geben will, was du verlangst. Alles, auch das, was mir weh tut.“

Sie wurde plötzlich weicher gestimmt.

„Du bist ein guter Kerl, Ottokar. Ich kann mir vorstellen, daß eine andere Frau sehr glücklich mit dir wäre. Aber ich . . .“

Sie zuckte die Achseln.

„Ich weiß ja, daß ich langweilig bin, Nora. Viel zu still für dich. Du brauchst einen Menschen voller Vitalität, nicht einen faden Kerl wie mich . . .“ Er schwieg einen Augenblick, sagte dann: „Aber ich verspreche dir, daß ich dich nicht noch länger warten lassen werde.“

„Vielleicht notierst du es dir: heute meine Frau betrogen.“

„Lach mich nicht aus, Nora. Ich finde diese ganze Prozedur ekelhaft.“

„Ich ja eigentlich auch,“ gab sie unvermittelt zu. „Es wäre viel netter, wenn wir einfach als gute Freunde auseinander gehen könnten. Wir sind ja wirklich gute Freunde. Aber es geht eben nicht. Und du willst doch nicht, daß ich . . .“

Er unterbrach sie zum ersten Male mit einer gewissen Heftigkeit:

„Nein, ausgeschlossen. Auf keinen Fall. Das gebe ich nicht zu.“

Sie sah ihn mit einem forschenden Blick an.

„Weshalb eigentlich, Ottokar? Aus Achtung für deinen Namen oder aus Liebe?“

Er zögerte. Wie sie dieses Zögern in den zwei Jahren ihrer Ehe hassen gelernt hatte!

„Vielleicht beides,“ sagte er dann. „Du weißt, Nora, daß ich wirklich nichts von meinem Titel halte, heutzutage bedeutet das nichts mehr. Aber wir sind immer saubere Menschen gewesen, und unsern Frauen konnte niemand etwas nachsagen. Du bist die letzte; im Gotha wird stehen: im Mannesstamme erloschen, und da möchte ich nicht . . .“

„Du wirst wieder heiraten.“

„Bestimmt nicht.“

„War die Ehe mit mir so schrecklich, daß sie dich von einem zweiten Experiment abschreckt?“

„Im Gegenteil, sie war so schön, daß ich keine andere Frau heiraten könnte.“

„Sprich nicht so, sonst bekomme ich am Ende noch Gewissensbisse. Weißt du, Ottokar, manchmal habe ich mir gedacht, wir würden uns herrlich vertragen, wenn wir weniger reich wären. Wenn ich etwas zu tun hätte.“

Sie lachte.

„Aber das ist natürlich Unsinn. Du wärst ja verloren ohne dein Geld. Ohne deinen Rechtsanwalt, der alles verwaltet, alles für dich tut.“

Ottokar schoss plötzlich das Blut in die Wangen.

„Ich scheine eine etwas klägliche Figur abzugeben,“ meinte er bitter. „Und leider hast du recht.“

„Ich wollte dich nicht kränken. Sei nicht böse.“

Sie stand auf.

„Ich gehe jetzt schlafen. Gute Nacht. Du darfst mich auch küssen, es sieht es ja niemand.“

Er beugte sich zu ihr nieder — sie reichte ihm kaum bis zur Schulter — und küßte sie ganz leicht auf die Stirn.

Sie lachte ärgerlich.

„Also so küßt du eine Frau, die du noch immer liebst. Und dann wunderst du dich . . .“

„Ich wundere mich gar nicht.“

Er hielt die Tür offen, und Nora verließ das Zimmer.

Ottokar warf sich mit einer müden Bewegung in einen tiefen Lehnstuhl, verlöschte die Schreibtischlampe und blieb im Dunkeln sitzen.

Es war sehr still, nur hin und wieder hörte man von der Straße her das Hupen eines Autos, oder aus dem

Garten das verschlafene Zwitschern eines Vogels. Einmal trat Ottokar auf den Balkon; in Noras Zimmer brannte noch immer Licht.

*

Nora konnte nicht einschlafen. Sie wälzte sich von einer Seite auf die andere; sogar die leichte Seidendecke schien ihr zu heiß. Sie warf sie ab. Verlöschte die Bettlampe. Schloß die Augen. Versuchte, an nichts zu denken. Aber auch das nützte nicht. Gereizt knipste sie die Lampe abermals an, sprang aus dem Bett, nahm eine Zigarette und setzte sich an das breite Bogenfenster.

In der Ferne zuckten Blitze; Wetterleuchten.

Und dann bedeckten mit einem Male tiefschwarze Wolken den ausgesternten Himmel, als ob sie aus dem Nichts entstanden wären, durch die nächtliche Stille dröhnte Donner, und schwere Regentropfen prasselten auf das Laub nieder. Es roch gut nach Erde, und die Kühle war belebend nach dem heißen Tag und dem schwülen Abend.

Nora seufzte erleichtert auf; sie liebte Gewitter. Liebte alles Ungezügelmte, Lärm in jeder Form, Jazz, Autocattern, das Kreischen und Klingeln der Straßenbahnen. Sie hatte vor ihrer Ehe zu viel Stille gekannt.

Ihre Gedanken kehrten zurück zu dem kleinen Badeort, wo ihr Vater Arzt war. Früher, lange vor ihrer Geburt, hatte es hier ein reges Leben gegeben. Aus allen Ländern waren berühmte Menschen hergekommen. An den alten Häusern prahlten Inschriften und Gedenktafeln mit einstigen großen Namen. Jetzt jedoch war der kleine Ort verödet; in den Gärten standen verlassen große Rosenbäume, und ihre Blätter fielen auf ungepflegte, von Unkraut überwucherte Wege. Die Parke

mit ihren Quellen waren verwildert. Pensionen und Privathäuser schrien mit großen Tafeln brüllend nach Gästen, die nicht kamen.

Nora erinnerte sich an die tödliche Langeweile daheim. Der Vater war wortkarg und verschlossen, die Mutter interessierte sich ausschließlich für die Ereignisse in dem kleinen Ort: wer sich verlobt, wer geheiratet, wer ein Kind bekommen hatte, wer gestorben war. Und Nora mußte hierbleiben, die Eltern ließen sie nicht fort.

„Sei froh, daß du nicht arbeiten brauchst, wie so viele andere Mädchen,“ pflegte die Mutter zu sagen. „Stell dir doch vor, wenn du in ein Büro gehen müßtest! Du weißt ja gar nicht, wie gut du es hast.“

Der Sommer brachte spärliche Gäste, meist alte hinkende, rheumatische Menschen, die nur Ruhe haben wollten.

Nora spazierte im Kurpark, betrachtete die Fremden, lauschte der Kurkapelle und sehnte sich fort. Im Winter, wenn das kleine Bad in seinen Winterschlaf versunken war, las sie ununterbrochen, wahllos. Hauptsächlich Romane, die die große Welt dort draußen schilderten, eine Welt voll von Zerstreuungen und Leben. Der Schnee lag dicht auf den Pfaden des Gartens, in dem das kleine Haus des Arztes stand. Der Vater las Fachzeitschriften, die Mutter schalt mit den Dienstmädchen und arbeitete geschäftig im Hause, und Nora hatte das Gefühl, sie würde den Verstand verlieren, würde etwas Wahnsinniges tun, wenn sie nicht bald von hier fortkomme.

Vor zwei Jahren, als Nora neunzehn war, kam ein junger Mann, ein eleganter junger Mann in die Sprechstunde des Vaters.

Die Mutter hatte ihn kommen sehen, und am Abend quälte sie ihren Mann mit Fragen.

„Wer war das? Bleibt er länger hier? Was fehlt ihm?“

Der Vater schob die Brille auf die Stirn, wie er das immer tat, wenn ihn seine Frau zum Sprechen zwang und erwiderte schließlich etwas gereizt:

„Ein Graf Sternbach, ein Österreicher.“

Nora erinnerte sich noch jetzt an das Ausleuchten in den kleinen blauen Augen der Mutter.

„Hat er Geld? Wo wohnt er?“

„Im Europäischen Hof, aber warum willst du das wissen?“

Die Mutter lächelte seltsam. Ihr Mann verstand sie nicht, aber Nora wusste, was die Fragen bedeuteten, wusste genau, daß die Mutter jetzt dachte: das wäre ein Mann für unsere Tochter, reich, ein Graf. Nora ist schön genug, um einen Grafen zu heiraten. Ich muß die Sache geschickt anpacken.

Noras Mund verzog sich zu einer boshaften kleinen Grimasse, als sie an die folgenden Wochen dachte. Es hatte nicht viel Geschicklichkeit dazu gehört, um den schüchternen, stillen jungen Mann einzufangen. Er war ehrlich gerührt über die mütterliche Sorge der Frau Behrend und kam gerne zu ihnen ins Haus. Nach einer Woche wusste die Frau des Arztes alles, was sie wissen wollte: daß Ottokar der einzige Sohn des Grafen Sternbach sei, sehr reich, sehr weltfremd, daß die Eltern ihn unbedingt verheiraten wollten — er war neunundzwanzig Jahre alt —, und daß Ottokar vor Mädchen Angst hatte und sich nur für Medizin interessierte.

Ottokar war ein hübscher Mensch, und Nora wollte um jeden Preis fort. Das Schicksal hatte ihr hier eine Chance geschenkt; weshalb sie nicht ausnützen?

Nach vier Wochen machte Ottokar, stammelnd und stotternd, Nora den Heiratsantrag, den die Frau Dok-

tor so ungeduldig erwartete. Weder Nora noch die Mutter wußten, daß der Widerspruch der Familie gegen die Ehe mit einer „kleinen Bürgerlichen“ viel zu Ottokars Entschluß beigetragen hatte. Er besaß den grenzenlosen Eigensinn stiller Menschen und fand außerdem alle Standesunterschiede lächerlich.

Sie heirateten im August, und Frau Behrend war glücklich. Sie konnte kaum den Mund öffnen, ohne „Mein Schwiegersohn, Graf Sternbach“ zu sagen, sie erschien sich selbst geadelt, und dankte Gott, wie sie sagte, auf den Knien, für das Glück ihrer einzigen, über alles geliebten Tochter.

Das Glück . . . Nora, in ihre Erinnerungen versunken, zuckte ungeduldig die Achseln. Ja, die Heirat hatte ihr Geld und einen Titel gebracht; das Leben in der Großstadt, Vergnügungen, Erfolge als schöne Frau. Aber nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war, hatte sie abermals die trostlose Langeweile verspürt, von der sie daheim gefoltert worden war.

Ottokar war rührend nett zu ihr, er verwöhnte sie, er tat alles, was sie wollte. Und sogar die Schwiegereltern hatten sich mit ihr ausgesöhnt. Aber Ottokar langweilte sie, seine stille Art ging ihr auf die Nerven. Er konnte, wenn sie allein waren, stundenlang stumm darsitzen, in ein Buch vertieft, ganz wie daheim der Vater. Sie wusste, daß er alles haßte, was sie liebte, Lärm, Trubel, daß es für ihn eine Qual war, sie zu Dinern und Empfängen zu begleiten.

Nora wurde nervös und unausstehlich. Ottokar verlor seine liebenswürdige Ruhe nicht. Es war zum Verzweifeln. Wenn er nur einmal auftrumpfen wollte, dachte sie häufig, einmal unangenehm werden, wie andere Menschen. Und sie sehnte sich fast nach der Mutter, die so gut Szenen zu machen verstand.

Wenn ich mich in einen andern verlieben könnte, dachte sie oft. Das wäre eine Abwechslung, ich hätte Angst, daß Ottokar mich ertwischt. Aber auch die andern langweilen mich. Alles langweilt mich. Ich halte es nicht aus.

Nach zwei Jahren erklärte sie ihrem Mann, sie wollte sich scheiden lassen.

Er schien nicht besonders erstaunt, sagte nur:

„Ganz wie du willst; ich bin froh, daß meine Eltern tot sind, die hätten sich das sehr zu Herzen genommen. Ich werde morgen mit meinem Rechtsanwalt sprechen. Natürlich nehme ich die Schuld auf mich.“

Nora war etwas enttäuscht; sie hatte erwartet, daß Ottokar versuchen würde, sie zu halten. Schließlich war sie ja wirklich sehr schön, und wenn sie wollte, konnte sie auch entzückend nett sein.

„Wir werden doch gute Freunde bleiben, nicht wahr, Ottokar?“ fragte sie etwas besangen.

„Selbstverständlich. Und...“ er wurde rot und ein wenig verlegen, „das Geld... nicht wahr, du weißt doch, daß ich dich standesgemäß erhalten werde?“

Nora hatte nichts anderes erwartet, aber jetzt schämte sie sich, weil sie bereits mit dem Geld gerechnet hatte. Und weil sie sich schämte, sagte sie betont nüchtern:

„Ich möchte auch die Villa.“

„Ganz wie du willst. Ich werde ja kaum hier bleiben, nach der Scheidung.“

Nora hatte damit gerechnet, daß sie in wenigen Wochen frei sein würde, doch hatte sie dabei nicht an Ottokars Zerstreuung gedacht. Seit zwei Monaten vergaß er regelmäßig, ihr einen Scheidungsgrund zu geben. Nora runzelte nachdenklich die Stirn: vergaß er es wirklich, oder hoffte er noch immer, daß sie sich die Sache anders überlegen, sich von der Mutter beeinflussen lassen würde?

Die war, sobald sie von Noras Absicht erfahren hatte, angerückt gekommen, aufgereggt, rot im Gesicht, den Hut schief auf dem Kopf.

„Du bist ja verrückt, Nora, das geht doch nicht. Was werden die Leute bei uns daheim sagen? Du weißt doch, wie die denken.“

Verschwieommen hatte Nora vor sich die „Leute bei uns daheim“ gesehen, den Apotheker, die Hoteliers, den Pastor mit seiner dicken Frau, den Kurdirektor mit seiner mageren. Sie werden die Köpfe zusammenstecken und tuscheln:

„Wissen Sie schon, die Tochter des Doktor Behrend wird geschieden. Die Eltern sagen natürlich, daß der Mann die Schuld trägt. Aber... Das Mädchen war schon immer so extravagant. Es war unbegreiflich, daß dieser nette junge Mann sie geheiratet hat...“

„Ich muß mich ja schämen, wenn ich Bekannten begegne,“ hatte die Mutter Weinerlich hinzugefügt.

„Dann wirst du dich eben schämen.“

Frau Behrend seufzte herzerreißend und überfiel Ottokar, als dieser nach Hause kam.

„Ich habe mit meiner Tochter gesprochen,“ sagte sie würdevoll. „Aber sie will mich nicht anhören. Ich muß ja sagen, lieber Ottokar, es ist nicht schön von dir, nach einer so kurzen Ehe deine Frau zu betrügen... Das hätte ich nicht von dir erwartet.“

Ottokar blickte die erhitze Frau hilflos an.

„Du bist doch ein Cavalier, ein Aristokrat, also, wirklich, Ottokar, du hast mich tief enttäuscht.“

„Es tut mir leid, Mama.“

„Aber wie ich auch Nora schon gesagt habe, eine Frau muß ein Auge zudrücken können. Nicht wahr? Gott, du bist noch jung, ich weiß es. Und ein Mann. Da sind dir eben einmal die Sinne durchgegangen...“

Ottokar dachte an Fräulein Behrer, die leicht auf dem linken Auge schielte und lächelte.

Das Lächeln versetzte Frau Behrend in ehrliche Entzückung.

„Ich hätte dich nicht für so zynisch gehalten, Ottokar. Bei deiner guten Kinderstube. Mein armes Kind, meine arme Nora. Was mag sie gelitten haben unter deiner Untreue. Aber sie wird dir verzeihen. Eine liebende Frau verzeiht immer. Auch ich,“ sie senkte die Stimme, „habe meinem lieben Mann einmal verzeihen müssen, vor fünfzehn Jahren, es war im Juni, ich erinnere mich genau. Ich habe entsetzlich gelitten. Aber ich habe verziehen. Und auch Nora...“

Ottokar unterbrach sie sanft:

„Verzeih, Mama, aber Nora wird mir nicht verzeihen, und ich möchte dich bitten, sie nicht zu quälen.“

Frau Behrend sah ihn halb mißbilligend, halb ehrfurchtsvoll an:

„Du bist eben ein Aristokrat, Ottokar, verstehst nichts von der Heiligkeit der Ehe. Ein wirklich harmonisches Familienleben findet man nur in Bürgerkreisen. Es wäre für meine arme Tochter besser gewesen, sie hätte einen Arzt geheiratet oder einen Staatsbeamten. Ich habe es ihr schon damals gesagt. Aber sie war ja so verliebt in dich, wollte nicht auf ihre Mutter hören. Du darfst mir glauben, Ottokar, daß ich von allem Anfang an gegen eure Heirat war. Und leider habe ich recht behalten.“

Ottokar versuchte, sich an den Widerstand seiner Schwiegermutter gegen die Heirat zu erinnern, aber es gelang ihm nicht. Er lächelte etwas verlegen und meinte:

„Du hast bestimmt recht, Mama. Aber wir müssen uns ganz nach Nora richten.“

Frau Behrend fragte neugierig:

„Hast du sie oft betrogen, meine arme Tochter?“

Ottokar schoß das Blut in die Wangen, er brummte etwas Unverständliches und lief aus dem Zimmer.

Später bat er seine Frau:

„Schau, Nora, ich tu ja alles, was du willst, aber laß nicht die Mama auf mich los, ich habe immer Angst, daß ich die Wahrheit sage...“

Nora blickte in den strömenden Regen hinaus und lachte leise, als sie an die Aussprachen zwischen der Mutter und Ottokar dachte. Dann wurde sie plötzlich ernst.

Schade, daß er mich so langweilt, dieser liebe gute Mensch, dachte sie. Er benimmt sich so anständig. Und dieses ganze abgekartete Spiel... Aber ich muß frei sein, muß tun können, was ich will... Nach der Scheidung werde ich mein Leben genießen, endlich wirklich genießen. Werde Geld haben, einen Titel und keinen Mann dazu. Herrlich.... Und er wird seine kleine Schwester zu sich nehmen, gut, daß Irene schon siebzehn und mit ihrer Erziehung fertig ist. Alles wird in schönster Ordnung sein.

Sie fröstelte leicht. Der Gewitterwind hatte einige kalte Regentropfen durchs offene Fenster getrieben. Sie fielen ihr auf den bloßen Nacken.

Sie drückte die Zigarette aus und warf noch einen Blick auf den Garten. Dabei sah sie auch zum Balkon hinüber, der sich um den Salon zog. Eine dunkle Gestalt stand dort, reglos, des Regens nicht achtend.

Ottokar, dachte Nora, der kann auch nicht schlafen. Aber denkt er jetzt an mich oder an den Professor Braun und die Vererbungstheorie?

Sie schüttelte sich wie ein kleiner Hund, der aus dem Wasser steigt, dann trat sie zum Spiegel und betrachtete sich einen Augenblick. Sie gefiel sich: dunkles lockiges Haar, graue Augen, eine schlanke Gestalt.

Ja, sagte sie zu sich, wenn ich frei bin, ganz frei, werde ich mich bestimmt nicht langweilen.

Und sie legte sich gutgelaunt in das große niedrige Empirebett, rollte sich zusammen, knipste das Licht aus und schlief ein.

II

Nora Sternbach hielt die Scheidungsurkunde in der Hand und lächelte zufrieden. Eben war ihr Rechtsanwalt gegangen, und sie saß allein in ihrem kleinen Boudoir und schmiedete Pläne. Was wird sie jetzt tun? Verreisen, so bald wie möglich, damit nicht die Mutter jammernd und vorwurfsvoll daher kommt und sich womöglich auf unbestimmte Zeit bei ihrer „armen Tochter“ einquartiert. Vom Vater hatte sie nichts zu befürchten; der hatte nur ein einziges Mal mit ihr über die Angelegenheit gesprochen, verdrossen gesagt:

„Es war nicht anständig von dir, den Mann zu heiraten. Und ich kann auch nicht glauben, daß du seine Untreue so tragisch nimmst, um dich deshalb scheiden zu lassen. Aber schließlich ist das deine Sache.“

Wohin wird sie reisen? Die ganze Welt liegt offen vor ihr; ein wundervolles Gefühl.

Auf dem Mitteltisch türmten sich Prospekte von Reisebüros, Schifffahrtsgesellschaften. Sie wird nicht in die Schweiz oder nach Italien fahren, sondern ganz weit fort, nach den Südseeinseln, nach Südamerika, irgendwohin, wo sie dem nahenden Winter entfliehen kann. Oder vielleicht wäre Kalifornien besser, Hollywood ...

Das Telephon klingelte. Nora hob den Hörer ab und erkannte Ottokars Stimme:

„Darf ich zu dir kommen? Ich muß dir etwas mitteilen.“

Die Stimme klang anders als sonst, fast aufgeregt, wenn man bei Ottokar dieses Wort überhaupt gebrauchen konnte.

„Selbstverständlich.“

„Ich bin in zehn Minuten da.“

Der Diener, der ihn meldete, war sichtlich verlegen, er wußte nicht recht, was zu sagen. Nora unterdrückte ein Lächeln über das stammelnde:

„Der Herr Graf ... Graf Sternbach läßt fragen ...“

Es war wirklich komisch, daß Ottokar sich bei ihr anmelden lassen mußte wie irgendein beliebiger Bekannter.

Sie ging ihm entgegen.

„Das ist nett, daß du mich besuchst,“ sagte sie heiter. „Ich wollte dich ohnehin bitten, einmal zu kommen. Muß dir danken, daß du mir die Scheidung so erleichtert hast.“

Ottokar küßte ihr die Hand und lächelte.

„Dein Rechtsanwalt hat an mir kein gutes Haar gelassen,“ sagte er ein wenig vorwurfsvoll. „Ich bin mir direkt wie der selige Casanova vorgekommen. Der Wüstling, wie er im Buch steht. Und die Mama hat mir einen zehn Seiten langen Brief geschrieben, voller Empörung: wenn sie gewußt hätte, wem sie ihr armes unschuldiges Kind anvertraut ...“

„Armer Ottokar!“

„Aber das ist noch nicht das Ärgste. Stell dir vor, seit der Verhandlung haben mir zehn Frauen geschrieben und mir ihre, na, sagen wir, Liebe, angeboten. Als ob ich ein Kinostar oder ein großer Gangster wäre.“

„Sei vorsichtig,“ warnte Nora, „sonst wirst du wieder geheiratet, bevor du weißt, woran du bist.“

Ottokar wurde plötzlich ernst.

„Die Gefahr besteht nicht. Ich ... ich muß dir etwas sehr Unangenehmes sagen, Nora. Ich weiß gar nicht, wie ich es tun soll ... Es ist schrecklich für dich ...“

„Was denn?“

Er setzte sich ihr gegenüber in einen der kleinen Lehn-
sessel, die er immer gehaßt hatte, weil er nie wußte, wo-
hin mit seinen langen Beinen.

„Ich habe heute einen Brief bekommen von meinem
Rechtsanwalt ...“ Er stockte.

„Ja, und?“

„Nora, es fällt mir furchtbar schwer, es dir zu
sagen ... Wir hatten doch abgemacht, daß du monat-
lich achttausend Mark bekommst und ...“

Er blickte sie hilflos an.

„Ja. Aber ich verstehe nicht ...“

„Die Bank ...“ begann er zögernd ... „weißt du,
die Elsterbank, bei der ich alles hatte ... sie hat ihre
Zahlungen eingestellt ... Mein ganzes Vermögen ist
beim Teufel.“

Nora erblaßte. Sie schwieg einen Augenblick und ver-
suchte, Ottokars Mitteilung zu begreifen. Dann sagte
sie ungeduldig:

„Ja, aber um Gottes willen, hast du dich denn nie
um diese Angelegenheiten gekümmert?“

„Nein,“ gab er zu. „Das hat alles der Rechtsanwalt
für mich gemacht. Ich kannte mich überhaupt nicht
aus. Und jetzt ist irgendein großer Konzern in Konkurs
gegangen und hat die Bank mitgerissen. Das schreibt mir
der Rechtsanwalt. Was weiß denn ich von Konzernen,
das bloße Wort war mir immer unsympathisch. Ich
sehe ja ein, daß ich falsch gehandelt habe. Schon deinet-
wegen hätte ich mich um die Sache kümmern müssen.“

Er seufzte.

„Ich bin eben ein hoffnungsloser Lepp, Nora. Aber,
daß du darunter leiden mußt ...“

„Ist gar nichts mehr da?“ fragte sie.

„Zwanzigtausend Mark, die irgendwie irgendwo an-

ders angelegt waren. Ich wollte dir fünfzehntausend
davon geben; fünf möchte ich, wenn es dir recht ist, be-
halten; ich muß doch auch für Irene sorgen.“

Nora lachte hell auf:

„Mit fünftausend Mark!“

„Professor Braun ist bereit, mich in seinem Laborato-
rium anzustellen. Aber fürs erste bekomme ich nur ein
winziges Gehalt.“

Nora blickte ihn an. Wie anständig er war, wie hilf-
los. Wie sollte er zurechtkommen, in einem Leben, das
Brutalität, Reklame, Trompetenlärm fordert?

„Du wirst dich ja nie durchsetzen,“ meinte sie ungeduldig.

„Irgendwie wird es schon gehen. Es ist nur deinet-
wegen ... Du hattest doch dein Leben auf dem Ge-
danken aufgebaut, keine finanziellen Sorgen zu haben.
Wie wirst du es ertragen?“

„Na, also weißt du,“ sagte sie ehrlich, „als Millionä-
rin bin ich ja gerade nicht aufgewachsen. Von daheim
aus bin ich ans Sparen gewöhnt.“

„Es ist lieb von dir, daß du mir keine Vorwürfe
machst.“

Sie schwieg und überlegte.

Er holte sein Zigarettenetui heraus und begann zu
rauchen.

„Du bist ja so schön, Nora,“ sagte er dann, „wirst
bestimmt bald wieder heiraten. Das ist bei dieser gan-
zen verwünschten Sache mein einziger Trost. Und einst-
weilen gehst du vielleicht zu deinen Eltern ...“

„Gott bewahre! Fällt mir nicht ein.“

„Ja, aber Liebste, wir werden, das heißt, du wirst die
Villa verkaufen müssen. Und auch das Auto, fürchte ich.“

Nach Hause gehen, in die trostlose Ode zurückkehren,
der sie vor zwei Jahren so freudig entflohen war. Zu-
rück in ihr schäbiges kleines Mädchenzimmer mit der ver-

blaßten Tapete, deren gelbe Rosen auf braunem Grund sie immer so gehaßt hatte. Und wieder die endlosen Abende, die stets aufgeregte Stimme der Mutter, die von belanglosen Dingen redete, die Schadenfreude der Bekannten: natürlich, die Nora Behrend, die hat einen Grafen heiraten müssen, billiger hat die's nicht gegeben, und jetzt sitzt sie da, eine geschiedene Frau, ohne Geld...

Plötzlich fühlte sie, was alles ihr dieser Mann in den zwei Jahren ihrer Ehe gegeben hatte; und was hatte sie ihm dafür geschenkt?

„Hör zu,“ sagte sie unvermittelt, „jetzt, da die Sachen so stehen, bleiben wir beisammen.“

Er starrte sie verständnislos an; sein Blick fiel auf die Scheidungsurkunde, die auf dem Tisch lag.

„Wir sind doch geschieden, Nora. Das ist noch ein Glück für dich.“

„Man läßt einen Mann nicht sitzen, wenn er alles verloren hat.“

Sie staunte selber über ihre Worte; jetzt hatte der Vater aus ihr gesprochen, der stille Mann, der unerschütterlich an seinen Grundsätzen hing und seiner Überzeugung mehr als ein Opfer gebracht hatte.

Ottokar schüttelte den Kopf.

„Das geht nicht, Nora.“

„Natürlich geht es. Erstens sind zwanzigtausend mehr als fünfzehn und fünftausend. Und dann, denk an Irene. Du wirst allein nie etwas erreichen. Aber ich...“ sie wurde plötzlich ganz eifrig. „Ich, glaub mir, Ottokar, ich werde etwas finden, womit man Geld macht.“

„Und ich soll mich von dir aushalten lassen?“

„Wer spricht denn von aushalten? Sei doch nicht dumm.“

„Für Irene könnte ich etwas annehmen,“ sagte er langsam; es war ihm anzusehen, wie schwer ihm sogar

dieses Zugeständnis fiel. „Sie ist siebzehn Jahre alt, verwöhnt, weltfremd. Aber für mich ... nein ...“

Sein Widerspruch reizte Nora. Er hatte ihr zwei Jahre lang immer nachgegeben. Sie stand auf und setzte sich auf die Lehne seines Sessels.

„Sei doch nicht so eigensinnig, Ottokar,“ bettelte sie.

„Das ist nicht Eigensinn.“

„Also Überheblichkeit. Warum willst du von mir nichts annehmen?“

Er lächelte.

„Liebste, du sprichst, als ob du schon jetzt ein Vermögen gemacht hättest. Und dabei besitzt du augenblicklich fünfzehntausend schäbige Mark.“

„Siebzehntausend,“ verbesserte sie ihn nüchtern. „Ich habe noch zweitausend von meinem Taschengeld übrig.“

Sie beugte sich zu ihm und fuhr ihm zärtlich über das dicke blonde Haar.

„Sieh, Ottokar, du kannst mich jetzt nicht im Stich lassen. Das wäre gar nicht anständig von dir. Ich brauche deine Hilfe.“

Er sah sie etwas wehmütig an.

„Das ist das erstemal, daß du mir so etwas sagst.“

„Es ist die Wahrheit. Und ich brauche auch dich. Laß mich nicht allein. Wir werden Irene aus dem Pensionat in Lausanne holen und zu dritt leben.“

„Du vergißt, daß wir geschieden sind.“

„Das bißchen Scheidung, das ist doch ganz belanglos.“

Sie stand hastig auf und trat ans Telephon.

„Was machst du?“ fragte Ottokar.

„In dein Hotel telephonieren, daß du von morgen ab das Zimmer nicht mehr brauchst. Wozu mehr Geld ausgeben, als unbedingt notwendig ist?“

Sie stellte die Verbindung her, und Ottokar war dermaßen verblüfft, daß er sie nicht daran hinderte.

Dann setzte sie sich wieder auf die Lehne seines Sessels.
„So, das wäre erledigt. Du wirst jetzt ins Hotel gehen, deine Sachen packen und dann herkommen.“

„Aber, Nora, das ist ja heller Wahnsinn. Du verdirbst dir damit alle Chancen.“

„Ich pfeif auf die Chancen, die du meinst.“

Er sah sie forschend an.

„Ist das dein Ernst? Willst du wirklich mit mir leben, jetzt, so...?“

„Ich will mit dir zusammen sein,“ erwiderte sie.
„Nicht als deine Frau, sondern als guter Freund, als Kamerad, als Mensch, der mit dir arbeitet, um wieder in die Höhe zu kommen.“

„Und du glaubst, daß ich das aushalte?“

„Mein Gott, du hast es doch monatelang ausgehalten. Mach nicht auf einmal in Leidenschaft. Wir wollen es ein halbes Jahr probieren. Ist uns dann nichts gelungen, so kannst du gehen.“

Ihr schmales, ein wenig hartes Gesicht wurde plötzlich weich.

„Du weißt doch, daß ich dich gern hab, Ottokar, sehr gern. Du bist außer meinem Vater der anständigste Mensch, den ich kenne. Leider auch einer der langweiligsten. Aber vielleicht rüttelt dich die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, ein wenig auf. Also, die Sache ist abgemacht. Morgen kommst du her, und nächste Woche holen wir Irene ab, das heißt, du holst sie ab, das kommt billiger.“

Sie trat zur Schelle und drückte auf den Knopf.

„Der Graf bleibt zum Essen hier,“ erklärte sie dem Diener. „Und sagen Sie der Marie, daß sie sein Zimmer in Ordnung bringt. Er kommt morgen vormittag her.“

„Sehr wohl, Frau Gräfin.“

„So, und jetzt wollen wir überlegen, Ottokar. Das

Haus verkaufen wir nicht. Häuser bringen nichts ein, und wenn wir eine Wohnung mieten, müssen wir die bezahlen. Das Auto,“ sie seufzte bedauernd, „das Auto werden wir wohl verkaufen müssen.“

„Der arme Chauffeur,“ sagte Ottokar.

Nora lachte.

„Das sieht dir ähnlich. Du verlierst fast eine Million, und wen bedauerst du: nicht dich, sondern den armen Chauffeur.“

„Ja, weißt du, es ist doch wegen des Kindes.“

„Kindes?“

„Er hat einen kleinen Buben von drei Jahren, übrigens einen allerliebsten Frazen. Und seine Frau ist vor einem Jahr gestorben. Da hat er sich eine Freundin genommen, die für das Kind gesorgt hat. Und vor einem Monat ist sie ihm durchgegangen. Er wollte wieder heiraten, damit das Kind jemand hat, der für es sorgt. Aber er sagt, es sei schwer, eine gute Frau zu finden, und wenn er jetzt auch noch arbeitslos wird... Er hat eine nette kleine Zweizimmerwohnung, die wird er dann auch nicht mehr bezahlen können.“

„Herrgott, woher weißt du denn das alles?“

„Er hat es mir erzählt, und ich war einmal bei ihnen draußen; er wollte mir den Buben zeigen, ist furchtbar stolz auf ihn. Aber wer wird jetzt für den Kleinen sorgen? Wenn der Mann doch schon wieder geheiratet hätte, dann wäre alles leichter.“

Nora kniff die Augen zusammen, wie immer, wenn sie angestrengt nachdachte.

„Er hat mir mehr als einmal gesagt, daß er einen ganzen Monatslohn hergäbe, wenn er nur die richtige Frau finden könnte.“ Ottokar war mit seinen Gedanken noch ganz beim Chauffeur.

Nora schwieg beharrlich.

„Es wird arg sein, ihm zu kündigen,“ sagte Ottokar.
„Er ist ein hübscher Mensch,“ meinte Nora. „Sogar ein sehr hübscher Mensch.“

Ottokar sah sie erstaunt an.

„Was hat das damit zu tun?“

„Und es fällt ihm schwer, die richtige Frau zu finden?“

„Ja, wenigstens sagt er es. Aber warum fragst du? Hier handelt es sich doch nicht um die eventuelle Frau des Chauffeurs, sondern um die Kündigung.“

„Weißt du was, Ottokar? Du wirst ihm kündigen, das Auto muß verkauft werden. Aber du wirst ihm sagen, daß er mit dem Kind in den zwei leeren Mansarden wohnen kann, bis er wieder eine Stelle hat.“

„Nora, das ist wirklich lieb von dir.“

Sie lachte.

„Halt mich jetzt nicht für eine Wohltäterin. Ich weiß, warum ich das tue.“

„Warum?“

„Das wirst du schon erfahren.“

Ihre Augen glänzten, ihr kleiner Mund lachte übermütig.

„Wir werden weiterkommen, Ottokar, du wirst schon sehen. Ich habe eine Idee, eine famose Idee. Nein, ich sag dir noch nichts. Erst muß alles durchdacht werden...“

„Kann ich dabei mithelfen, oder soll ich die Anstellung bei Professor Braun annehmen?“

„Nimm sie ruhig an. Ich kenne dich doch, weiß, daß dir diese Arbeit liegt und daß du unglücklich wärest, wenn nicht auch du etwas verdienen würdest.“

„Auch ich? Nora, was hast du vor?“

„Abwarten. Du wirst schon sehen.“

Sie schob die Prospekte der Reise- und Schiffahrtsgesellschaften an den äußersten Rand des Tisches.

„Mit den Südseeinseln ist es nichts, auch Kalifornien fällt aus. Aber ich reise dennoch in ein fremdes Land, in das Land der Arbeit, vielleicht der Armut. Als kleines Mädchen wollte ich immer Forschungsreisen unternehmen. Man kann das auch tun, ohne mit einer Karawane durch das noch unentdeckte Afrika zu ziehen. Ich glaube, es gibt auch hier genug seltsame Geschöpfe, man braucht gar nicht in den Urwald eindringen.“

Ottokars Staunen bemerkend, fügte sie hinzu:

„Auch du bist ein seltsames Geschöpf. Und auch ich. Wir haben zwei Jahre zusammen gelebt, ohne einander wirklich kennenzulernen. Paß auf, du wirst noch allerlei an mir entdecken — und ich wahrscheinlich auch an dir.“

„Wenn ich wirklich mit dir zusammenbleiben soll...“

„Das ist doch schon erledigt. Also, was willst du sagen?“

„Wir müssen eine Berechnung aufstellen, genau wissen, wie viel wir im Monat ausgeben dürfen. Mühen...“

„Das überlaß, bitte, mir.“

„Aber es wäre doch eigentlich gerade meine Pflicht...“

„Sei doch nicht so gräßlich. Du kannst etwas tun, was viel, viel unangenehmer ist.“

„Was?“

„Heute nachmittag zu den Eltern fahren und ihnen klarmachen, daß wir wieder zusammenleben.“

„Nora!“

„Ja, mein Lieber, dazu reicht meine Energie nicht, außerdem muß ich sie für wichtigere Dinge aufsparen.“

Sie nahm vom Tisch das Kursbuch und blätterte darin.

„Wir lunchen um eins. Um drei Uhr fünfundvierzig geht ein Zug. Mit dem wirst du fahren. Um sieben Uhr zehn fährst du zurück. Wir werden heute später essen.“

Ottokar willigte in alles ein; er war dermaßen verblüfft, dermaßen verwirrt, daß er nicht gegen Noras Willen aufkam. Er wollte es auch gar nicht versuchen.

Am Billettschalter fiel ihm plötzlich ein, daß er sparen müsse und er nahm ein Billett dritter Klasse. Zum erstenmal in seinem Leben. Und zum erstenmal in seinem Leben knüpfte er mit den Mitreisenden ein Gespräch an. Er wollte nicht an die unangenehmen Stunden denken, die vor ihm lagen.

Während er mit den fremden Menschen plauderte, fiel ihm Noras Ausspruch von dem fremden Land ein. Hier, dieses Abteil, war ein fremdes Land, bevölkert von Bewohnern, deren Leben ihm rätselhaft und unbegreiflich erschien. Die Menschen sprachen von Summen, mit denen sie einen Monat auskommen mußten, und Ottokar wurde rot, als er daran dachte, daß er bisher für Zigaretten mehr ausgegeben, als eine ganze dreiköpfige Familie zu verleben hatte.

Eine junge Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm weinte bitterlich, da sie von ihrem Mann erzählte, der im Krankenhaus lag: er war Bauarbeiter und ein Balken war ihm auf einen Fuß gefallen.

„Und wir waren so glücklich, daß er Arbeit hatte.“

Als sie auf einer Zwischenstation ausstieg, drückte Ottokar ihr verlegen das ganze Geld in die Hand, das in seiner Börse war.

Dann erduldete er still und höflich zwei Stunden lang Frau Behrends Vorwürfe.

„Zuerst machst du meine arme Tochter durch dein ausschweifendes Leben unglücklich und jetzt, da ihr geschieden seid, verführst du sie auch noch zur Unmoral! Und dein Geld hast du auch verloren. Was bist du für ein Mensch? Ich habe es ja immer gesagt: Nora, habe ich gesagt, heirate keinen Ausländer, bei denen weiß man

nie, wie es ausgeht. Und ich habe recht behalten. Zusammenleben, ohne verheiratet zu sein! Und man kümmerst sich doch um die Bank, bei der man sein Geld hat! Aber natürlich, dazu war der Herr Graf zu vornehm!“

Ottokar begriff nicht, wie ein Mensch so lange reden konnte, ohne heiser zu werden. Wenn doch Doktor Behrend heimkäme, dann würde die Frau vielleicht für einen Augenblick verstummen. Die Ohren taten ihm weh, und es begann ihm zu schwindeln, aber Frau Behrend redete und redete; sie schien keine Ermüdung zu empfinden.

Endlich war es dreiviertel sieben. Ottokar stand auf.

„Verzeih, Mama, aber ich muß gehen. Sonst veräume ich meinen Zug.“

Als er draußen auf dem Korridor dem Mädchen ein Trinkgeld geben wollte, entdeckte er entsetzt, daß er nur noch zehn Pfennig hatte. Er mußte ins Wohnzimmer zurückgehen und Frau Behrend um das Fahrgeld anpumpen.

Sie lachte höhnisch, als sie ihm fünf Mark in die Hand drückte.

„Das fängt ja schön an. Du machst meine arme Tochter unglücklich und dann verlangst du, daß wir dich erhalten!“

„Verzeih, Mama, ich schicke dir morgen sofort das Geld zurück.“

„Das kennen wir schon; aber ich habe es ja immer gesagt: Aristokrat und Hochstapler, das ist ungefähr dasselbe.“

Ottokar steckte hastig die fünf Mark ein und floh.

Der Zug hatte eine kleine Verspätung. Während Ottokar auf dem Perron auf und ab ging, sah er Frau Behrend, die anscheinend eine Bekannte abgeholt hatte.

Er versteckte sich hinter einen Pfeiler. Frau Behrends kreischende Stimme drang bis zu ihm:

„Ja, meine Liebe, ich hatte heute einen angenehmen Besuch; mein Schwiegersohn, Graf Sternbach, war hier. Ja, zwischen uns herrscht ein reizendes Verhältnis. Er verehrt mich, als ob ich seine eigene Mutter wäre. Es geht eben nichts über Tradition und eine gute Familie...“

III

Vier Menschen standen in der Garage und nahmen Abschied von dem schönen blaulackierten Auto, das um elf bei seinem neuen Besitzer abgeliefert werden sollte.

Ottokar sah eigentlich nicht die Karosserie vor sich, sondern ein braunes Schulheft, das vielgehaßte „Schönschreibeheft“, und auf der einen Seite mit kräftiger, verwackelter Kinderschrift einen jener weisen Sprüche, mit denen derartige Hefte vollgeschrieben werden:

„Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren...“

Er erinnerte sich nicht, wer diese Weisheit in Reime gefaßt hatte, damals hatte er aller Kräfte bedurft, um den Kalligraphielehrer zufriedenzustellen, der Sinn der Worte hatte ihm keinen Eindruck gemacht. Heute jedoch begann er bei sich zu philosophieren: Die Güter, die das Leben vergänglich zieren. Warum sollte man nicht an sie sein Herz hängen, war doch auch das Leben etwas Vergängliches; mußte man es daher nicht so schön wie möglich gestalten? Vielleicht wäre die Welt heute besser daran, wenn ein Teil der Menschheit, ein großer Teil, Ottokar dachte an seine Mitreisenden in der dritten Klasse, auf den Besitz vergänglicher Güter bestanden

hätten, — und auch auf einem andern kostbareren Besitz: das Leben? Wenn sie es sich nicht in den grauenhaften Jahren des Krieges hätten rauben lassen wie ein wertloses Ding, das man sinnlos, grundlos fortwirft?

Jrenes helle Stimme unterbrach seine Gedanken. Auch sie war durch den Abschied vom Auto literarisch bewegt und zitierte mit spöttischer Wehmut:

„Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt.“

Gott sei Dank, dachte Ottokar, daß sie es nicht tragi-scher nimmt. Er blickte auf Nora; die war ein wenig blaß, ein wenig betrübt. Aber ehrlich traurig war nur der Chauffeur. Der betrachtete mit feuchten Augen das Auto und sagte zornig:

„Unser schöner Wagen! Jammer-schad ist's um ihn. Der Bazi, der vermaledeite, der ihn gekauft hat, kann ja nicht einmal ordentlich fahren. Und der Herr Graf hat ihn auch viel zu billig abgegeben. Wenn der Herr Graf auf mich gehört hätten...“

Jrene blickte auf ihre Armbanduhr.

„Herr Huber,“ sagte sie zum Chauffeur, „Sie müssen losfahren.“

Der Chauffeur seufzte.

„Zum letztenmal.“

Nora versuchte zu lächeln.

„In ein paar Monaten, Huber, werden Sie wieder am Steuer sitzen,“ meinte sie.

„Gott geb's,“ erwiderte der Chauffeur. „Aber was die feinen Leut' sind,“ und er warf einen mitleidigen Blick auf Ottokar, „wenn die einmal pleite gehen, die erholen sich nicht so rasch...“

Sie blickten dem Auto nach, als Huber durch das offene Tor fuhr. Dann schritten sie langsam durch den kühlen rieselnden Herbstregen dem Hause zu.

„Huber hat nicht viel Vertrauen in unsere Tüchtigkeit.“ sagte Irene.

„Ich fürchte, er hat recht.“ entgegnete Ottokar.

„Ja, wenn es nur auf dich ankäme.“ meinte die Schwester. „Aber du bist ja schon durch einen Namen gehandikapt. Ottokar, damit kann man höchstens ein König sein, und auch dann wird man von einem praktischen Schweizer geschlagen, der mit beiden Füßen auf der Erde steht.“

Nora schob ihren Arm in den der Schwägerin.

„Du gefällst mir, Irene. Wir beide werden die Rüste schmeißen. Zuerst, als ich dich auf dem Bahnhof sah, bin ich erschrocken. Du siehst so zart aus, so blond und fein, als ob ein Windhauch dich fortwehen könnte, ich fürchtete, du würdest weinen, verzweifelt sein.“

„Quatsch! Ich bin bestimmt die Tüchtigste von uns dreien. Ich laß mich nicht unterkriegen, weder von Menschen, noch vom Leben.“

„Du weißt ja nichts vom Leben.“ sagte Ottokar ein wenig müde. „Was hast du denn in deinem Schweizer Pensionat gelernt?“

„Tennis spielen und tanzen.“

„Damit macht man kein Vermögen.“

„Doch, Ottokar. Hast du noch nie von Tennisprofessors gehört? Ich brauche nur noch ein wenig Übung, dann kann ich ein Professional werden. Schneid doch kein Gesicht, du hast es nicht nötig, ein Snob zu sein.“

Sie waren in Noras Boudoir angelangt; Nora zündete sich eine Zigarette an; Irene machte eine abwehrende Gebärde, als ihr die Schwägerin die Dose hinhielt:

„Nein, danke. Rauchen ist schlecht für die Hand.“

Sie setzte sich ans Fenster und blickte in den Herbstnebel hinaus.

„Warum verkauft ihr die Villa nicht?“ fragte sie.

„Ich war ja auch dafür.“ sagte Ottokar. „Aber Nora besteht darauf, daß wir sie behalten.“

„Ich brauche eine Villa, brauche schöne Räume.“ erklärte Nora.

„Wozu?“

„Das werdet ihr schon erfahren. Nein, fragt mich nicht; ich weiß genau, daß Ottokar gegen meinen Plan sein wird. Er soll ihn erst erfahren, wenn er schon verwirklicht ist. Übrigens schränken wir uns ein: ich habe schon den Dienern gekündigt und nur die zwei Mädchen und die Köchin behalten.“

„Das nennst du einschränken?“

„Rede nicht, Irene, bevor du weißt, worum es sich handelt. Sag, Ottokar, gehst du nicht zu deinem Professor?“

„Ich dachte, wir würden uns besprechen, Pläne machen.“

„Werden wir auch, Irene und ich, aber ohne dich.“

„Also, wenn ich euch störe...“

Ottokar machte ein gekränktes Gesicht.

„Ja.“ erwiderte Nora unerbittlich, „du störst uns. Geh jetzt.“

Und Ottokar gehorchte, wie immer, auch diesmal seiner Frau, die nicht mehr seine Frau war, und ging.

*

„So.“ meinte Nora, sobald sich hinter Ottokar die Tür geschlossen hatte. „Setz an die Arbeit. Gib mir das Adreßbuch her, Irene. Danke. Und jetzt setz dich an den Schreibtisch, du mußt Adressen schreiben.“

„Adressen? Das tuh doch nur arme Leute in Romanen? Willst du damit Geld verdienen?“

„Sei kein Schaf.“ Nora blätterte im Adreßbuch.

„Warte: so, da hast du einen Umschlag, fein, wie? Mit der Grafenkrone! Schreib jetzt: J. H., die Leute haben das gern, wenn man annimmt, sie seien ‚hochgeboren‘. Ich weiß es, im Anfang hat das auch mir Spaß gemacht. Also J. H. Margot Wickler. Sandweg 18 I.“

„Wer ist Frau Margot Wickler?“

„Keine Ahnung! Aber im Adreßbuch steht, daß sie eine Wittve ist, und der Name Margot ist vielversprechend. Eine Frau, die Margot heißt, will bestimmt wieder heiraten.“

„Sag einmal, Nora, bist du übergeschnappt? Was geht es uns an, ob diese Margot wieder heiraten will oder nicht?“

„Sehr viel, mein Kind. Hast du die Adresse geschrieben? Gib her.“

Nora nahm aus einem Stoß eine auf Büttenpapier gedruckte Karte und steckte sie in den Umschlag.

„So, und jetzt schreib: Herr von Ahler, Reuterweg 3 IV. Der hat einen Adel und kein Geld. Vierter Stoß, das sagt alles. Und Frau Margot hat Geld. Bist du fertig?“

„Ich schreibe keinen Buchstaben mehr, wenn du mir nicht erklärst, worum es sich handelt.“

„Um Einladungen.“

„Einladungen, jetzt, da wir auf jeden Pfennig sehen müssen?!“

„Gerade deshalb. Schreib: Fräulein Ricki Rager, nein, warte, Ricki, das klingt verdächtig, das ist keine tugendhafte Jungfrau, die einen Mann will. Zwar, diese Ricki ist bestimmt hübsch, ornamental, man wird sie brauchen können. Also schreib: Fräulein Ricki Rager, Liebfrauenberg 10, bei Grundel.“

„Nora, sag mir sofort, was dieser Blödsinn bedeutet.“

„Versprich, daß du es Ottokar nicht verraten wirst.“

„Ich verspreche.“

„Hoch und heilig, auch wenn deine aristokratischen Gefühle durch meinen Plan verletzt werden.“

Trene lachte.

„Meine aristokratischen Gefühle sind mir, soweit ich welche hatte, in der Schweiz ausgetrieben worden. Ich schwöre, daß Ottokar nichts erfährt.“

„Also dann hör mich an. Liest du manchmal die Annoncen in der Zeitung?“

„Eigentlich nie.“

„Wenn du sie läsest, würdest du wissen, wie viele Leute heiraten wollen. Standesgemäß, oder einheiraten. Da wird eine Frohnatur gesucht, oder ein gemüthvolles Mädchen, Blondine, Christin, musikalisch. Junge Männer verkünden, daß sie einen Meter dreiundsiebzig groß sind und sich nach einem trauten Heim sehnen. Schuldlos geschiedene Frauen — so wie ich — suchen einen Lebensgefährten; Arier, Naturfreund wünscht Eheglück. Glaubst du, daß die Leute sich finden? Glaubst du, daß der einen Meter dreiundsiebzig große junge Mann mit der Frohnatur zusammenkommt, die ihm am Abend auf dem Klavier vorspielt? Oder daß der arische Naturfreund die schuldlos geschiedene Frau kennenlernt? Bestimmt nicht. Und wenn ja, wie und wo lernt er sie kennen? Auf ungemüthliche Art, durch irgendeine Kultur- und lieblose Ehevermittlung. Das ist eines der Übel unserer Zeit, dem ich abhelfen werde. Sieh her.“ Und sie reichte der Schwägerin eine der auf Büttenpapier bedruckten Karten:

„Gräfin Nora Sternbach gibt sich die Ehre Herrn ... zu einem Ihrer Empfänge einzuladen. Beste Gelegenheit für Heiratslustige, Bekanntschaften mit passender Ehegefährtin zu schließen. Zwanglose Unterhaltung. Gutes Büfett.“ Begreiffst du? Es gibt immer noch Idio-

ten, die gern zu einer Gräfin kommen; auch das weiß ich aus eigener Erfahrung. Die Leute werden uns das Haus einrennen, sie werden einander kennenlernen, einander in der Verklärung der gräflichen Salons sehen, sich ineinander verlieben, heiraten ..."

„Ja, aber Nora, das gute Büfett, das kostet doch Geld, und was springt dabei für uns heraus?“

„Provision, mein Kind. Ich habe mich ganz genau erkundigt; manchmal verdient man an einer solchen Ehe ein Heidegeld.“

„Und wenn die Leute nicht kommen?“

„Sie kommen bestimmt. Der Mann, der eine Blondine, Christin, musikalisch, sucht, annonciert bereits seit zwei Monaten. Der kommt sicher. Dem schicken wir die Karte an die Zeitung.“

„Aber wo nimmst du die Blondine her?“

„Es wird schon eine kommen. Und wenn nicht: bist du nicht blond, bist du keine Arierin?“

„Nora, du willst doch nicht ...!“

„Keine Bange. Ich will dich nicht verschachern. Aber du bist, Gott sei Dank, sehr hübsch geworden, du wirst den jungen Mann so lange hinhalten, bis er das geeignete Objekt für seine Ehe findet.“

Irene lachte.

„Eine Schnapsidee, Nora, aber vielleicht hast du recht, vielleicht können wir auf diese Art Geld machen. Nur Ottokar, der wird doch nie ...“

„Ottokar wird überhaupt nichts wissen, zumindest im Anfang. Ich gebe einen Empfang, sage ihm, daß die Leute für mich eine Geschäftsverbindung sind, und er wird, wie das seine Art ist, mit allen äußerst liebenswürdig sein. Außerdem wird er einen guten Statisten abgeben.“

„Nora, du wirst doch nicht, deinen eigenen Mann ...“

„Er ist nicht mehr mein Mann. Vielleicht kann ich ihn sogar auf diese Art gut verheiraten.“

Irene wurde ernst.

„Weißt du, daß ich sehr böse auf dich war, als ich von eurer Scheidung erfuhr? Ich wußte sofort, daß das Ganze mit Ottokars Schuld ein Schwindel sei. Er hat dich viel zu lieb, um dich zu betrügen. Ich hasste dich. Und dann tauchte Ottokar in Lausanne auf und sagte: Wir haben unser Geld verloren, du mußt mit mir nach Hause, zu Nora. Da wurde ich ganz konfus. Ihr seid geschieden, und ihr lebt zusammen. Als er Geld hatte, wolltest du fort von ihm, jetzt, da er arm ist ...“

„Ich kann doch einen hilflosen Menschen nicht im Stich lassen. Und du mußt zugeben, daß Ottokar wirklich hilflos ist.“

„Vielleicht ... Aber das erklärt doch nicht ...“

„Frag mich nicht über meine Gefühle aus, Irene. Schreib weiter: Herrn B. Ahrend, Bockenheimer Landstraße 97 II.“

*

„Ottokar,“ sagte Nora eine Woche nachdem sie die Einladungen verschickt hatte, beim Frühstück, „du kannst heute nach dem Diner nicht ausgehen. Es kommen ein paar Leute her. Du mußt da sein.“

„Leute? Wer denn?“

„Du kennst sie nicht. Es sind ... sind Geschäftsbeziehungen, die ich angeknüpft habe. Menschen, die uns viel nützen können. Nicht wahr, du bleibst zu Hause und wirst liebenswürdig sein?“

„Liebe Nora, ich will dir ja in nichts hineinreden. Aber solche Einladungen kosten doch Geld, und wir ...“

„In einem solchen Fall muß man eben sein Kapital antasten,“ erwiderte Nora großartig.

Ottokar zuckte die Achseln.

„Ich verstehe ja nichts von Geschäften. Vielleicht kennst du dich besser aus.“

„Bestimmt. Also du bist da, nicht wahr?“

„Ganz wie du willst.“

Nach dem Frühstück setzten sich Irene und Nora zusammen und lasen noch einmal die Briefe durch, die als Antwort auf die Einladung gekommen waren.

„Also Margot kommt und Rikki und die Frohnatur und der einen Meter dreiundsiebzig große junge Mann, und der arische Naturfreund. Die Blondine, Christin, scheint leider inzwischen jemanden gefunden, oder es sich anders überlegt zu haben. Für die mußt du einspringen, Irene. Auch Herr von Uhler kommt, Reserveoffizier, um den mußt du dich besonders bemühen, falls wir keine passende Frau für ihn hier haben. Der darf uns nicht verlorengehen.“

Sie wühlte in den Antworten:

„Da ist auch ein Graf, ältester Hochadel, schöne Erscheinung. Wenn wir den nicht anbringen . . .“

„Wird schon irgendein alter Kracher sein, der kein Geld hat.“

Das Mädchen betrat das Zimmer und überreichte Nora ein Telegramm. Sie las es und zerknüllte es dann wütend in der Hand.

„Was ist denn los?“ fragte Irene.

„Die Mama! Sie sagt sich für heute nachmittag an und will zwei Tage bleiben! Also, das hat mir gerade gefehlt!“

„Telegraphier doch, daß sie erst morgen kommt.“

„Du kennst sie nicht. Wenn die sich in den Kopf gesetzt hat, heute zu kommen, so bringt nichts auf der Welt sie davon ab.“

Nora stützte verzweifelt den Kopf in beide Hände.

„Was machen wir nun, Irene?“

„Schick sie ins Theater.“

„Sie haßt das Theater.“

„Soll ich mit ihr ins Kino gehen?“

„Nein, dich brauche ich. Außerdem mag die Mama das Kino nicht. Es ist schrecklich. Sie wird uns alles verderben.“

Irene überlegte.

„Weißt du was?“ sagte sie schließlich. „Du wirst deiner Mutter sagen, daß du einen kleinen Empfang hast, Geschäftsverbindungen.“

„Gut, das geht noch an, aber wie werde ich den Leuten die Mama erklären?“

„Herr B. Kramer, der ebenfalls zugesagt hat, sucht doch eine Wittve zwischen fünfzig und sechzig, um mit ihr einen harmonischen Lebensabend zu verbringen. Wir werden ihm deine Mutter als Wittve vorstellen.“

„Und der arme Mann soll glauben, daß jemand mit der Mama einen harmonischen Lebensabend verbringen kann?“

„Gib ihr ein ‚von‘, und gib auch ihm eins, dann wird deine Mutter schon liebenswürdig sein.“

Nora seufzte.

„Es wird uns nichts anderes übrig bleiben. Komm, Irene, wir wollen Einkäufe machen; bei den ersten Empfängen muß das Büfett wirklich gut sein. Ich bin nur froh, daß der Chauffeur eingewilligt hat, für heute als Diener zu fungieren. Das macht sich besser, als wenn ein Mädchen öffnet.“

*

„Ottokar, du brauchst nicht vor halb zehn kommen. Es ist mir sogar lieber, wenn erst alle andern da sind,“ sagte Nora nach dem Diner.

„Ich verstehe nicht, Ottokar, wie du deiner Frau gestatten kannst, jetzt Empfänge zu geben,“ meinte Frau Behrend spitz. „Das kostet doch Geld.“

„Geschäftsverbindungen,“ stammelte Ottokar, der von Nora seine Instruktionen erhalten hatte.

„Dann begreife ich es noch weniger. Wie kannst du zugeben, daß meine arme Nora sich zu so etwas herabläßt? Schließlich ist sie doch eine Gräfin Sternbach, und Adels verpflichtet.“

Jrene kam dem Bruder zu Hilfe:

„Es sind nicht Geschäftsverbindungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, liebe Frau Behrend. Sie werden nur Leute aus der allerbesten Gesellschaft kennenlernen. Aber nicht wahr, heutzutage müssen auch Aristokraten etwas leisten. Denken Sie doch an die Adligen, die Aufsichtsratsposten innehaben und dergleichen.“

„Goso,“ meinte Frau Behrend etwas besänftigt. „Das klingt schon besser.“

Nora warf der Mutter einen besorgten Blick zu.

„Du siehst so müde aus, liebe Mama. Wenn du keine Lust hast, zu meinem Empfang zu kommen, so leg dich doch schlafen.“

„Aber nein, mein Kind, ich bin zwar müde, aber ich will dich trotzdem gern bei deinen Hausfrauenspflichten unterstützen.“

„Vielleicht ruhen Sie jetzt ein wenig, liebe Frau Behrend,“ warf Jrene ein. „Sie werden dann frischer sein und auch frischer aussehen.“

„Das ist eine Idee. Sie haben recht, mein Kind. Ich lege mich hin, und die Marie soll mich in einer Stunde wecken.“

Sie ging, und auch Ottokar zog sich in sein Arbeitszimmer zurück. Nora und Jrene saßen aufgeregt in dem großen Salon. Sie hatten sich äußerst elegant gemacht. In den vornehm eingerichteten Räumen brannten alle Luster. Das Büfett im Speisezimmer sah sehr verlockend aus.

Gegen neun Uhr klingelte es.

Huber, im Frack, meldete feierlich:

„Frau Margot Wiedler.“

„Au,“ flüsterte Jrene, als eine junge, sehr hübsche Frau eintrat, „schwarze Haare, schwarze Augen, die werden wir bei der jetzigen blonden Konjunktur schwer anbringen.“

Nora empfing die junge Frau mit großer Liebenswürdigkeit.

„Ich hoffe, Sie mißverstehen mein Kommen nicht, Gräfin Sternbach,“ sagte Frau Margot. „Mir liegt nichts am Heiraten. Mein seliger Mann hat mir ein schönes Vermögen hinterlassen, aber ich wollte Sie gerne kennenlernen, deshalb kam ich her.“

„Ich freue mich sehr.“

Huber öffnete abermals die Flügeltüren:

„Herr Gedecke.“

„Der arische Naturfreund,“ flüsterte Jrene hastig Nora zu.

Herr Gedecke war klein und gedrungen und sprach mit einem unverkennbaren ostpreussischen Akzent. Er warf einen mißbilligenden Blick auf die hübsche Frau Margot, dann, als er Jrenes blondes Haar und ihre blauen Augen erblickte, erhellte sein Gesicht sich.

„Gedecke,“ sagte er, „Gedecke ist mein Name.“

„Ich freue mich, Sie hier zu sehen, Herr Gedecke,“ erwiderte Nora. „Ich habe durch Bekannte schon viel von Ihnen gehört.“

„So, das ist schön. Sie dürfen nicht glauben, Frau Gräfin, daß ich es aufs Heiraten abgesehen habe. Aber man verkehrt eben gern in guten Kreisen, nicht wahr? Und so habe ich denn die Gelegenheit wahrgenommen ... Darf ich fragen, wer Ihnen von mir erzählt hat?“

Nora wurde dunkelrot. Sie konnte doch nicht sagen: die Zeitung. Irene kam ihr zu Hilfe.

„Willst du uns nicht bekannt machen?“ fragte sie und warf Herrn Gedecke einen koketten Blick zu.

„Verzeih. Herr Gedecke, Comtesse Sternbach, Frau Wickler.“

Herr Gedecke verbeugte sich zweimal, einmal tief vor der blonden Aristokratin, und einmal weniger tief vor der dunklen Frau Wickler. Dann nahm er Platz, und Irene setzte sich neben ihn und begann von der Natur zu schwärmen.

Nun kamen die andern Gäste in rascher Reihenfolge: Herr von Ahler, ein dicker rotgesichtiger Mann, der wie ein Mäxger wirkte und sofort ein Auge auf Rikki Kräger warf, die tatsächlich das zu sein schien, was Nora erwartet hatte; die Frohnatur, die Ernestine Balz hieß, gut in den Vierzig war und wie sieben Tage Regenwetter ausah; der einen Meter dreiundsiebzig große junge Mann, der leicht stotterte und sich verlegen nach allen Seiten umblickte, als ob er einen Zufluchtsort suche. Und dann, als letzter, Graf Ponizky, kein alter Kracher, wie Irene angenommen hatte, sondern ein schöner, großer schlanker Mann, von tadelloser Eleganz und bezaubernden Manieren.

Rikki Kräger ließ Herrn von Ahler sitzen und wandte sich dem Grafen zu, Margot Wickler kokettierte heftig mit ihm, und über Ernestine Balz' wehmütiges Gesicht huschte eine leise Heiterkeit.

Der Graf betrachtete prüfend die Frauen, aber keine schien ihm recht zuzusagen. Er plauderte angeregt mit Nora, die verzweifelt versuchte, in dieser seltsamen Gesellschaft eine angenehme Stimmung zu verbreiten. Aber er wurde erst wirklich lebhaft und interessiert, als Frau Behrend eintrat und Irene ihn mit ihr bekannt machte.

Er setzte sich mit ihr in eine Ecke und machte ihr auf Tod und Leben den Hof. Nora verbiß nur mit Mühe das Lachen, als sie das geschmeichelte Gesicht der Mutter sah, die seit dreißig Jahren nicht mehr so etwas erlebt hatte. Aber Irene runzelte die Stirn: die andern Frauen sahen verdrießlich drein, und sie selbst mußte sowohl den Reserveoffizier als auch den arischen Naturfreund bei guter Laune erhalten, und dabei konnte doch nichts heraus schauen.

Gegen dreiviertel zehn riß Huber, von Nora unterrichtet, die Türen auf:

„Graf Ottokar Sternbach.“

Ottokar trat ein, verwirrt, mit dem Gefühl, sein einstiger Chauffeur habe den Verstand verloren, denn wozu meldete er ihn in seinem eigenen Hause an? Irene trat hastig auf ihn zu und flüsterte:

„Du darfst dich über nichts wundern, das hängt alles mit dem Geschäft zusammen.“

Dann stellte sie Ottokar vor, betonte: mein Bruder.

Ernestine Balz wurde dunkelrot, als Ottokar ihr die Hand küßte; so etwas war ihr noch nie vorgekommen. Graf Ponizky kniff ein Auge zu und lächelte seltsam.

Nora aber, von Angst erfaßt, Ottokar oder die Mutter könnten in ihrer Ahnungslosigkeit etwas anstellen, sagte hastig:

„Wir wollen ins Speisezimmer gehen. Sie sind bestimmt alle hungrig. Herr Knapp,“ das war der einen Meter dreiundsiebzig große junge Mann, „nehmen Sie sich Frau Wicklers an, sie sieht aus, als ob ihr ein Glas Sekt gut täte.“

Ottokar reichte höflich Ernestine Balz den Arm, die plötzlich wirklich wie eine Frohnatur ausah. Die andern folgten und nahmen an dem hübsch gedeckten Tisch Platz. Als letzte kamen Graf Ponizky und Frau Beh-

rend. Frau Behrend redete ununterbrochen, und der Graf lauschte voller Interesse.

Nora trat hastig zu Irene, die sich eben ein Glas Sekt einschenkte.

„Um Gottes willen, die Mama, das wird schrecklich werden.“

„Ist alles in Ordnung. Ich habe dem Grafen gesagt, sie sei eine steinreiche Wittve, ein Original. Da kann sie ruhig sagen, was sie will. Von deinem Vater wird sie kaum reden.“

Nora dachte an den stillen Mann, der daheim so gar keine Rolle spielte:

„Nein, von Papa spricht sie bestimmt nicht,“ meinte sie erleichtert und setzte sich neben den arischen Naturfreund.

IV

Die Stimmung begann nun tatsächlich gemüthlicher zu werden. Nora atmete auf: alles schien gut zu gehen. Herr Knapp plauderte angeregt mit Margot Wiedler, der arische Naturfreund trank begeistert Sekt, Rieki Raßer kokettierte vergnügt mit allen Männern, und Ernestine Balz lachte glücklich über Ottokars harmlose Wiße.

Plötzlich schellte es.

„Das wird der Mann mit dem harmonischen Lebensabend sein,“ meinte Irene flüsternd.

Huber ging öffnen, kam dann ein wenig bekrummt zurück. Irene merkte ihm an, daß, seiner Ansicht nach, etwas nicht in Ordnung sei.

Sie ging in den anstoßenden Salon, und Huber folgte ihr.

„Es ist noch ein Mann gekommen,“ sagte Huber eifrig, „der will auch empfangen werden.“

„Das dürfte Herr Kramer sein,“ erwiderte Irene.

„Ich habe gesagt: ein Mann, Comtesse, kein Herr. Er ist schlecht angezogen, paßt nicht hierher. Was soll ich mit ihm anfangen? Fortschicken?“

Irene überlegte einen Augenblick.

„Nein,“ entgegnete sie dann. „Fortgeschickt wird niemand.“

„Aber ich sage Ihnen doch, Comtesse, das ist ein Mann, kein Herr.“

Huber war ehrlich entrüstet.

„Für unsere Zwecke,“ meinte das moderne Mädel, „ist ein Mann geeigneter als ein Herr.“

Huber wurde puterrot, Irene lachte, ließ ihn stehen und eilte zu dem „Mann“ ins Vorzimmer.

Dort stand, verlegen seinen Hut zwischen den Fingern drehend, ein kleines Männlein, schäbig, ängstlich, augenscheinlich überwältigt von der Vornehmheit der Villa. Das Männlein hatte gute blaue Augen und ein freundliches Gesicht; es war Irene sofort sympathisch.

„Kommen Sie doch herein, Herr Kramer,“ sagte sie liebenstwürdig. „Wir sind schon beim Souper.“

Das Männlein begann zu stammeln:

„Ich wußte nicht ... vielleicht ... ich will lieber wieder gehen ...“

„Aber warum denn?“

„Es wird besser sein.“

„Aber nein, kommen Sie doch, Herr Kramer.“

Das Männlein gab sich einen Ruck.

„Gnädiges Fräulein, ich ... ich passe nicht hierher. Ich sag's wie's ist: ich heiße gar nicht Kramer.“

„Das tut nichts zur Sache, Sie sind trotzdem willkommen.“

„Nein, nein, ich will lieber gehen.“

„Wollen Sie mir nicht erklären, weshalb?“

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, die Sache ist so ...“

Das Männlein schluckte ein paarmal heftig, sein Adamsapfel hob und senkte sich. Es holte ein kariertes Taschentuch hervor und wischte sich die Stirn.

„Also, die Sache ist so. Ich heiße nicht Kramer, Herr Kramer ist mein Vorgesetzter ...“

Das Männlein stockte abermals.

„Ja,“ sagte Irene ermutigend.

„Ich heiße Big, Theodor Big. Herr Kramer ist mein Vorgesetzter. Herr Kramer ist ein höherer Beamter. Und ich ... ich bin nur ... nur ein Gerichtsvollzieher.“

Um Gottes willen, dachte Irene, werden wir schon gepfändet? Dann aber fiel ihr ein, daß um zehn Uhr abends bestimmt kein Gerichtsvollzieher kommt, und sie lächelte Herrn Big abermals ermutigend an.

„Die Karte, die Karte der gnädigen Frau Gräfin ... Herr Kramer hat sie in den Papierkorb geworfen, das heißt, er wollte es tun, und da ist sie daneben gefallen, und ich habe sie aufgehoben. Ich kann Unordnung nicht leiden. Und dann habe ich sie auch gelesen ...“

„Ja?“

„Und ... und ... ich möchte doch schon seit ein paar Jahren heiraten. Und auf der Karte ist nichts davon gestanden, daß man eine Vorauszahlung machen muß, da hab ich mir gedacht ... Aber jetzt sehe ich, daß ich nicht hierher passe; das ist mir zu fein.“

Er seufzte.

„Ich muß es anderstwie versuchen.“

„Aber wenn Sie heiraten wollen ...“

„Ja, das will ich. Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, ich, ich sag's wie's ist: ich werde dreißig, in

zwei Tagen ist mein Geburtstag. Und wenn man so älter wird, nicht wahr, da spürt man die Einsamkeit. Immer in ein leeres Zimmer kommen, mein Hund ist vor vier Monaten gestorben, so ein liebes Tier und so anhänglich. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie der sich gefreut hat, wenn ich heimkam. Und dann ist er gestorben, an Altersschwäche.“

„Der Arme,“ sagte Irene etwas verwirrt, aber mit ehrlichem Bedauern.

„Und nicht wahr, für Politik interessiere ich mich auch nicht. Am Wirtshausgehen liegt mir nichts, das Lesen macht mir keine Freude. Und seit mein Fido tot ist, er war ein Dobermann, echt, mit einem Stammbaum, mag ich auch nicht mehr Radio hören. Mein Fido hat immer so lieb die Ohren gespißt, wenn ich den Apparat angedreht habe, und jedesmal, wenn ich es jetzt tue, muß ich an ihn denken, und dann tut mir das Herz weh.“

„Das begreife ich.“

„Also, ich sag's wie's ist: wie der Fido gestorben ist, hab ich zu mir gesagt: Theodor, hab ich gesagt, jetzt mußt du heiraten. Sonst ist das Leben zu traurig für dich. Und nicht wahr, gnädiges Fräulein, ein bißchen Glück und ein bißchen Freude muß der Mensch doch haben? Besonders einer, den niemand gern bei sich sieht. Den ganzen Tag lange Gesichter, wohin ich komme. Mein Fido hat gedankelt, wenn er mich gesehen hat. Der hat gewußt, daß ich nicht böswillig ... Na, und wenn ich eine Frau hätte, ich würde sie gut behandeln, und dann wäre sie vielleicht lieb zu mir ... Aber hier, in diesem feinen Haus, nein, ich will lieber gehen. Entschuldigen Sie, bitte.“

Er machte eine ungelenke Verbeugung, aber Irene hielt ihn am Arm fest. Der wäre etwas für die Froh-

natur. Und jedenfalls darf man den armen Kerl nicht so fortlassen, in sein ödes Zimmer.

„Sie irren, Herr Biß,“ sagte sie herzlich. „Kommen Sie nur mit mir. Sie werden sehen, es ist ganz gemütlich bei uns.“

„Wenn ich gewußt hätte, ich würde wenigstens meinen Gehrock angezogen haben. Ich besitze einen, Sie dürfen nicht glauben ...“

„Das ist doch einerlei. Kommen Sie.“

Und Irene zog Herrn Biß fast mit Gewalt ins Speisezimmer.

Sie stellte ihn vor, unterließ aber, seinen Beruf zu erwähnen. Er sollte sich nicht gleich alle Sympathien verschmerzen.

Die Gäste benahmen sich kühl, äußerst kühl. Der schäbige kleine Mann schien ihnen nicht zu gefallen. Herr von Ahler holte plötzlich ein Monokel aus der Tasche, kniff es ins Auge und fixierte Herrn Biß mit hochmütigem Staunen. Dann kehrte er ihm ostentativ den Rücken. Irene wurde wütend; sie goß Herrn Biß ein Glas voll, bediente ihn, warf Ottokar einen bitenden Blick zu. Aber der hatte bereits das Benehmen der andern bemerkt. Er sagte einige entschuldigende Worte zu Fräulein Balz und setzte sich neben den schäbigen Mann.

„Ich freue mich ganz besonders, Sie bei uns zu begrüßen, Herr Biß,“ sagte er viel lauter, als er sonst zu sprechen pflegte.

Herr Biß stammelte einige unzusammenhängende Worte und trank in seiner Verlegenheit das Glas auf einen Zug leer.

Herr von Ahler, der bisher Frau Margot Wiedler kaum beachtet hatte, wandte sich ihr zu.

„Es ist wirklich schrecklich, wie heutzutage alle Rang-

unterschiede verwischt werden,“ erklärte er fast schreiend. (Er hatte schon fünf Gläser Sekt zu sich genommen.)

„Das stimmt,“ sagte Irene bissig. „Man kommt mit Leuten zusammen, die nicht einmal wissen, wie sie sich als Gäste in einem fremden Haus zu benehmen haben.“

Herr von Ahler ließ sich nicht einschüchtern.

„Früher wäre einem Offizier nicht zugemutet worden, mit Kreti und Pleti zu verkehren,“ sagte er.

Irene zuckte die Achseln.

„Ich komme aus Österreich, Herr von Ahler, da hat man mit dem Militär nicht so viel Geschichten gemacht. Wenn eine Familie drei Söhne hatte, so wurde der flügste Geistlicher, der zweiflügste, wenn er etwas skrupellos war, Diplomat, und der dritte Offizier.“

„Deshalb hat auch Österreich im Weltkrieg versagt,“ entgegnete Herr von Ahler wütend.

Ottokars sanfte Stimme tönte auf, sehr leise, sehr liebenswürdig:

„Darf ich Sie fragen, Herr von Ahler, bei welchem Regiment Sie während des Krieges gedient haben.“

Herr von Ahler wurde rot, er blähte sich auf wie ein Spatz, der in einer Lache badet und schwieg.

„Oder haben Sie den Krieg im Hinterland mitgemacht?“ fuhr die liebenswürdige Stimme fort.

„Ich war beim Train!“ brüllte Herr von Ahler.

„Ach so ... Eine sehr nützliche Institution, sehr.“

Ottokar lächelte, lächelte so, das Nora erschrocken dachte: Also, wenn ihm der widerliche Kerl jetzt eine herunterhaut, so kann man es ihm wirklich nicht übel nehmen.

Ricki Rager lachte unvermittelt laut auf. Dann hob sie ihr Glas und trank Herrn Biß zu.

„Ihr Wohl, Herr Biß. Ich glaube, wir sind alte Bekannte.“

Der kleine Mann errötete, aber noch ehe er etwas sagen konnte, sprang Irene in die Bresche. Sie setzte sich neben Rikki Rager und schob ihren Arm unter den des hübschen Mädchens:

„Sie sind ein lieber Kerl, Fräulein Rager. Ich glaube, wir werden gute Freunde werden.“

Und Rikki Rager, die ähnliche Worte zwar schon von manchem Aristokraten, aber nie von Aristokratinnen gehört hatte, lächelte geschmeichelt und ließ Herrn Biz in Ruhe.

Sie gingen in den Salon zurück, und Irene manövrierte es so geschickt, daß Herr Biz neben Fräulein Balz zu sitzen kam. Die beiden schienen bald ein Gesprächsthema gefunden zu haben. Auch Fräulein Ernestine Balz hatte den Tod eines Hundes zu beklagen, eines Rehpintschers: „Ich sage Ihnen, Herr Biz, er war wie ein Mensch, hat jedes Wort verstanden.“

Nora setzte sich zu Herrn von Ahler und versuchte, ihn versöhnlich zu stimmen, Irene fragte den arischen Naturfreund über seine Bergbesteigungen aus und erzählte begeistert von einem Sonnenaufgang auf dem Matterhorn (sie hatte im Pensionat darüber einen Aufsatz machen müssen). Graf Ponizky hatte nur für Frau Behrend Augen; er ließ sie nicht los, und Frau Behrend fühlte, wie dreißig Jahre von ihr abfielen und sie wieder ein junges hübsches Mädchen war. Ottokar machte, total konfus über Noras Geschäftsverbindungen, den liebenswürdigen Hausherrn, schenkte Likörgläser voll, plauderte mit Fräulein Rikki Rager, die er, nach ihrer Eleganz zu schließen, für die Besitzerin eines Modesalons hielt, und ignorierte auf höfliche Art Herrn von Ahler, der, sein Geständnis von vorhin vergessend, Nora über seine Heldentaten im Krieg berichtete.

Im großen ganzen war es ein gelungener Abend und alle versprochen, wiederzukommen.

Herr Biz küßte Nora und Irene mit Tränen in den Augen die Hand.

„Ich habe mich seit Jahren nicht so wohl gefühlt“, beteuerte er. „Der Herr Graf, die Frau Gräfin, die Comtesse waren so gut zu mir. Und dieses Fräulein Balz ist reizend. Ich glaube ja nicht, daß ihr Hund so klug war wie mein armer Fido, aber nur ein guter Mensch kann so viel von seinem Hund reden.“

„Fräulein Balz kommt am nächsten Sonntagabend wieder“, sagte Irene lächelnd. „Da dürfen wir doch auch Sie erwarten, nicht wahr, Herr Biz?“

„Wenn es mir gestattet ist, gern.“

Die Gäste gingen, nur Graf Ponizky blieb noch, obwohl Frau Behrend, plötzlich schläfrig geworden, sich zurückgezogen hatte.

„So“, sagte er, „jetzt sind wir unter uns. Jetzt können wir offen reden.“

Nora blickte ihn erstaunt an.

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Diese Frau Behrend, die muß doch wirklich reich sein.“

„Warum glauben Sie das?“ fragte Ottokar verständnislos.

„Ich bitte Sie, eine Frau, die eine halbe Stunde lang vom Preis der Eier redet, was sie dieses Jahr kosten, was sie voriges und vorvoriges Jahr gekostet haben, die muß eine Millionärin sein.“

Irene lachte, aber Nora sagte hastig:

„Ottokar, du kannst jetzt schlafen gehen. Der Graf und ich haben noch einiges zu besprechen. Geschäftlich“, fügte sie betont hinzu.

Das unheimliche Wort „geschäftlich“ trieb, wie sie

erwartet hatte, Ottokar in die Flucht. Er verabschiedete sich höflich von seinem Standesgenossen und ging, froh, daß der Empfang vorüber war.

Graf Ponizky warf sich in einen Lehnssessel und blickte mit zugekniffenen Augen auf Nora und Irene.

„Sie machen das schlecht, vor allem Sie, gnädiges Fräulein,“ sagte er. „Von den Leuten, die hier waren, haben höchstens drei Geld: Frau Behrend, und die reserviere ich mir, Frau Wiedler und dieser junge Idiot. Wie heißt er nur? Knapp. Mit den andern ist nichts anzufangen. Außerdem müssen Sie die Sache viel aristokratischer aufziehen. Mehr Hochmut, meine Damen, nicht diese allgemeine Liebenswürdigkeit. Wenn Sie sich nun schon einmal diesen Namen zugelegt haben... Ubrigens, gibt es keine wirklichen Sternbachs mehr, die Ihnen draufkommen und protestieren können? Ich habe so das Gefühl, daß ich einmal von einem Grafen Ottokar Sternbach gehört habe. Wenn der erfährt...“

Nora und Irene starrten Graf Ponizky bestürzt an.

„Ja, aber...“ stammelte Nora, „mein Mann, das heißt, mein geschiedener Mann...“

„Lassen Sie das doch, schöne Frau, ich habe sofort erkannt, daß Sie mit unserem liebenswürdigen Hausherrn nicht verheiratet sind. Mir brauchen Sie doch nichts vorzumachen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Graf Ponizky, Ottokar ist doch wirklich mein Bruder,“ warf Irene ein.

„Das glaube ich gern, Sie sehen einander ja auch ähnlich. Aber darauf kommt es nicht an. Der Name, ich fürchte, der Name ist unglücklich gewählt. Haben Sie einen Gohä?“

„Nein,“ entgegnete Nora hochmütig, „das haben wir nicht notwendig. Wir wissen ohnehin...“

„Sehen Sie, das war der rechte Ton. Bei mir zieht

das nicht, ist auch nicht nötig. Aber bei den andern. Sie werden es schon lernen. Ich nehme an, daß Sie noch nicht lange dieses Geschäft betreiben?“

„Nein, heute war unser erster Empfang.“

„Man hat es auch gemerkt. Zumindest ich.“

Er warf Nora einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Sie müssen sich andere Kunden verschaffen. So zahlen Sie ja drauf. Wenn ich bedenke, was Sie das kalte Souper gekostet hat, der französische Sekt, so könnte ich weinen. Man gibt deutschen Sekt, meine Gnädigste, in französischen Flaschen, und ersetzt die mangelnde Qualität durch Vornehmheit des Benehmens, oder, bei Idioten, wie diesem Ahler, durch das schöne Schlagwort: Autarkie. Verstehen Sie?“

„Es ist sehr lieb von Ihnen, Graf Ponizky, daß Sie uns so gute Ratschläge erteilen,“ meinte Nora ein wenig verzagt. „Sie haben recht, die Sache ist uns neu.“

„Und dann, wie steht es mit der Vorauszahlung? Das scheinen Sie auch vergessen zu haben. Von mir zumindest hat niemand eine verlangt.“

„Das Ganze soll doch einen geselligen Charakter haben,“ warf Irene ein. „Da kann man doch nicht...“

„Die Idee an und für sich ist ja gut: Verkehr in einem adeligen Hause...“ Graf Ponizky lachte. „Gott sei Dank gibt es immer noch Snobs genug auf dieser Welt. Aber Sie, meine Damen, wirken, wie gesagt, nicht aristokratisch genug.“

„Entschuldigen Sie,“ sagte Nora etwas pikiert.

„Sie dürfen mir meine Offenheit nicht übelnehmen. Auch dazu gehört eine gewisse Begabung. Ich bin gerne bereit, Sie zu unterweisen. Umsonst, weil Sie mir so sympathisch sind.“

„Auch Ottokar?“ fragte Irene mit mühsam verhaltenem Lachen.

„Auch Ottokar, oder wie immer er heißen mag. Natürlich erwarte ich, daß Sie das berücksichtigen, wenn es mir gelingt, die alte Schachtel zu heiraten. Sagen Sie, Sie müssen das doch wissen, wie viel Geld hat sie eigentlich? Ich schätze so auf dreihundert- bis vierhunderttausend, vielleicht auch etwas mehr.“

Nora warf Irene einen verzweifelten Blick zu. Aber diesmal wußte auch die keinen Rat.

„Ich habe mich für morgen mit ihr zu einer Autofahrt in den Taunus verabredet,“ berichtete Graf Ponitzky. „Wie ist das nun? Muß ich die ganze Fahrt bezahlen, oder blechen Sie die Hälfte?“

Nora blickte den jungen Mann fassungslos an.

„Wir? Und außerdem...“ Sie stockte.

„Machen Sie sich keine Sorgen, ich verspreche Ihnen, daß ich morgen Abend so gut wie verlobt bin.“

Irene konnte nicht mehr an sich halten; sie bekam einen Lachkrampf, lachte und lachte, hielt sich die Seiten; Tränen liefen ihr über die Wangen.

Nora warf ihr einen zornigen Blick zu. Wie konnte die Schwägerin lachen, wenn ihnen auf diese Art einer ihrer verheißungsvollsten Kunden verloren ging?

„Ich fürchte,“ begann sie, „so leicht wird das nicht sein. Frau Behrend...“

„Sie werden doch nicht glauben, daß die nein sagt? Ein Graf, ein hübscher Mensch, denn ich bin doch wirklich ein hübscher Mensch, und außerdem dürfte ich viel jünger sein.“

Nora klammerte sich an den letzten Ausdruck:

„Eben deshalb; ich nehme meinen Beruf ernst. Sie würden an der Seite dieser Frau nicht glücklich sein. Ich...“

„Das überlassen Sie mir, schöne Frau. Wie lange, glauben Sie, werde ich an der Seite der Frau Behrend

leben? Drei Monate, höchstens fünf. Ich bin schon sechsmal verheiratet gewesen, und immer ist es mir gelungen, die Frau loszuwerden. Auf nette Art, versteht sich.“

Irene war aufgestanden und strebte nach der Tür.

„Wohin gehst du?“ fragte Nora ängstlich. Sie wollte nicht mit dem Grafen allein bleiben.

„Ich bin gleich wieder da,“ entgegnete die Schwägerin.

„Schade,“ sagte Graf Ponitzky, „schade, daß dieses hübsche Mädel keine Kundin ist. Die würde mir gefallen.“

Das hübsche Mädel suchte inzwischen in der Bibliothek eifrig nach einem kleinen grüngelbundenen Buch; es war ihm ein seltsamer Gedanke gekommen.

Endlich fand sie das Gesuchte, blätterte darin: L. M. N. D. P. ... sie las die eine Seite aufmerksam und begann von neuem zu lachen. Dann kehrte sie, das aufgeschlagene Buch in der Hand, in den Salon zurück.

„Wir haben ja doch einen Gotha,“ sagte sie vergnügt. „Ich sehe, Nora, daß deine Mutter ihn euch geschenkt hat, es steht eine Widmung drin.“

„Das ist recht,“ sagte Graf Ponitzky. „Schauen Sie jetzt einmal nach, ob es wirklich einen Grafen Ottokar Sternbach gibt.“

„Das weiß ich, ohne nachzusehen. Aber ich habe etwas anderes entdeckt: sehen Sie her: Ponitzky, Ponitzky, katholisch, Masowischer Uradel: Agenor Dnusfrius, geb. 1643, vermählt mit Clementinea Gräfin Karatsch... Kinder... Im Mannesstamm erloschen. Sagen Sie, Graf Ponitzky, wie kann die Familie im Mannesstamm erloschen sein, wenn Sie...“

Der Graf lachte.

„Ich war eben vorsichtiger als Sie, meine Damen und der Ottokar, ich habe mir eine Familie ausgesucht, die nicht protestieren kann.“

„Wie, Sie sind, Sie ... heißen ...“

„Ich heiße augenblicklich Ponigky, Casimir Ponigky, Casimir ist übrigens echt.“

„Und Sie sind?“

„Das selbe wie Sie, ein Hochstapler, ein Mensch, der davon lebt, daß er hübsch ist, tadellose Manieren hat, sich zu kleiden versteht, und daß die Dummen nicht alle werden.“

Er verstummte und blickte betroffen auf die verwirrten Gesichter vor ihm. Langsam begann er etwas zu ahnen.

„Sagen Sie,“ fragte er, „sagen Sie, Sie heißen doch nicht wirklich so? Sind doch nicht wirklich die Familie Sternbach?“

„Natürlich, was denn haben Sie geglaubt?“

„Und ich Esel ...“

Nun begann er zu lachen, schallend, übermütig.

„Ich sehe gar keinen Grund zum Lachen,“ sagte Nora kalt, aber Irene unterbrach sie rasch.

„Eigentlich ist es ja ganz gleichgültig, wer Sie wirklich sind. Sie sehen jedenfalls sehr aristokratisch aus, viel aristokratischer als dieser gräßliche Herr von Ahler. Und wenn Sie ein Hochstapler sind, mein Gott, bei uns gibt es nichts zu holen, gar nichts. Wir sind total pleite: die Elsterbank ...“

„Ach so, ich verstehe, und da haben Sie ...?“

„Meine Schwägerin,“ erklärte Irene, „hat sich das ausgedacht. Wir können beide nichts verdienen, das heißt, ich werde später Tennisprofessional werden, aber das wird noch eine Weile dauern. Und Ottokar, der verdient eine jämmerliche Summe in einem Laboratorium. Nora hat geglaubt, wir könnten auf diese Art ...“

„Das können Sie auch,“ sagte Casimir entschieden.

„Natürlich können Sie es. Sie müssen es nur geschickter

anfangen. Wie wäre es, wenn wir ein Kompaniegeschäft machten?“

Nora schüttelte heftig den Kopf.

„Keine Angst, Gräfin, ich werde Sie nicht hineinlegen; ich lege nur Leute hinein, die zu viel Geld haben. Wir werden ehrlich zusammen arbeiten, Ehen stiften, Menschen glücklich machen und dafür Geld einstecken. Eine seltene Kombination.“

„Aber mein Mann, Ottokar ...“

„Dem brauchen Sie ja nicht zu sagen, wer ich bin. Da Sie es nicht wissen, wird Ihnen das nicht schwer fallen. Ich werde eine Zeitlang die Attraktion Ihrer Empfänge sein, der schöne junge Graf, und wenn die Sache einmal im Gang ist, heirate ich die Alte.“

„Aber das ist doch meine Mutter!“ rief Nora.

„Wie, Ihre Mutter?“

„Ja, und sie hat kein Geld und ...“

„Und die glaubt, daß man sie ohne Geld heiratet?“ Casimir war ehrlich entrüstet.

„Sie denkt doch nicht daran,“ verteidigte Irene Frau Behrend. „Sie hat doch einen Mann; Noras Vater lebt.“

„Also hören Sie, auf das hin muß ich doch einen Kognak trinken, so etwas soll mir passieren! Den ganzen Abend mache ich einer ehrbar verheirateten Frau ohne Geld den Hof! Das geht doch über die Hutchnur!“

„Sehen Sie,“ neckte Irene, „auch Sie können noch etwas zulernen, nicht nur wir.“

Sie brachte den Kognak vom Nebentisch, und die drei stießen auf ein gutes Kompaniegeschäft an.

Es war spät geworden; draußen dämmerte bereits der graue Herbstmorgen. Der Nebel stand weiß wie eine Marmormauer im Garten.

Nora stieg müde die Treppe hinauf.

„Man kann nicht behaupten, daß der erste Abend ein reiner Erfolg war,“ sagte sie zu Irene.

Die Schwägerin lachte:

„Eigentlich doch. Wir haben einen guten Kompagnon gewonnen, und wenn ich nicht sehr irre, wird zwischen der Frohnatur, — weshalb die arme Seele gerade so eine Chiffre gewählt hat? — und Herrn Bis etwas zustande kommen. Übrigens, Nora, ist der brave Mann Gerichtsvollzieher. Auch das ist ganz gut. Man kann ja nie wissen.“

V

Der Nebel, der im Villenviertel der Stadt so schön weiß war, wurde immer grauer und drückender, je näher Ernestine Balz dem großen alten Hause kam, in dem sie bei der Frau Regierungsrat Leger ein möbliertes Zimmer bewohnte. Und Ernestines Schritte, die zuerst ganz leicht und flink gewesen, wurden schwerer und müder. Zum erstenmal in ihrem Leben fiel ihr der Unterschied der beiden Viertel auf: das eine lustig, mit schönen Gärten, das andere eng, die Häuser dicht aneinander gepreßt, noch kein richtiges Armenviertel, aber doch schon eines, das nur mit Anspannung aller Kräfte den äußeren Anstand wahrte, ängstlich auf das „Bessersein“ bedacht, wie verarmte Mittelständler ihre Sonntagskleidung schonen, um wenigstens an einem Tag in der Woche wie „jemand“ auszusehen.

Der Läufer, fadenscheinig, verblaßt, aber immerhin ein Läufer, ging bis zum dritten Stock. Von da an trat der Fuß auf unebenes, verbeultes Linoleum. Es roch nach Wachs, penetrant, unangenehm. Ernestine dachte an die Blumen, die überall in den Salons der Sternbachs standen. Dort hatte es besser gerochen.

Sie steckte leise, behutssam den Schlüssel ins Schloß; aber es knarrte doch, als sie die Tür öffnete, und wie auf ein Signal hin steckte die Frau Regierungsrat den verbrauchten grauen Kopf durch den Türspalt ihres Schlafzimmers.

„So spät, Fräulein Balz?“ fragte sie, und ihre Stimme hatte fast den gleichen knarrenden Ton wie das Wohnungsschloß.

„Wissen Sie, daß es gleich eins ist?“

Ernestines schmale Gestalt schien noch schmaler zu werden. Sie lächelte entschuldigend:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie geweckt habe, Frau Regierungsrat. Ich war eingeladen, und da ist die Zeit so rasch vergangen.“

„Sie wissen doch, daß ich von meinen Mietern verlange, daß sie spätestens um elf zurück sind. Sonst kann ich die Kette nicht vorlegen. Und solange die Kette nicht vorgelegt ist, besteht immer die Gefahr, daß Einbrecher sich einschleichen.“

„Verzeihen Sie,“ wiederholte Ernestine.

„Schon gut, ich hoffe, es wird nicht wieder vorkommen.“

Und der graue Kopf verschwand.

Ernestine huschte auf den Fußspitzen den Korridor entlang bis zu ihrem Zimmer. Es war das kleinste der Wohnung und ging auf den Hinterhof hinaus. Sie hatte es vor vier Jahren, als der Vater gestorben war, bezogen.

Ein schmaler Raum, länglich, wie schlechte Hotelzimmer, vollgepfropft mit Möbeln aus einer Zeit, da Schnörkel und Knäuse an den Möbeln das Ideal des Bürgers gewesen waren. Die Möbel mit abgewetztem braunem Plüsch bezogen, schwere braune Samtvorhänge vor dem einzigen Fenster. An den Wänden — die La-

pete, vor langer Zeit hellgrün, war nun schmutziggrau, — Oldrude: Kaiser Wilhelm im Kreise seiner Familie, Feldmarschall Hindenburg, das Bild stammte aus einer späteren Zeit und hatte daher noch einen stärkeren Glanz, ein wehmütiger Mann auf einem Friedhof, darunter die Worte: „Der liebste Ort, den ich auf Erden hab, das ist die Rasenbank am Elternggrab“, eine verblasste vergrößerte Photographie: die Frau Regierungsrat vor vierzig Jahren, im Brautschleier, eingehängt in den verlegenen lächelnden jungen Mann, der damals noch nicht Regierungsrat war; im Hintergrund ein blühender Baum aus Papiermaché.

Ernestine begann sich langsam auszuleiden. Ihre Gedanken weilten noch bei dem schönen Abend, den sie verlebt hatte. Gekostet, gute Speisen und Menschen, die sie wie eine Dame behandelten...

Sie legte sich ins Bett, die Kappokmatratze hatte in der Mitte einen harten Knoten, und Ernestine rollte gewohnheitsmäßig gegen die Wand, wo die Matratze glatt war.

Wie jeden Abend blickte sie auch heute, ehe sie die Lampe verlöschte, zum Bild der lieben Eltern auf, das über dem Bett hing. Aber heute dachte sie seltsamerweise nicht „liebe“ Eltern, sondern nur Eltern, nein, richtiger, nur Vater und Brüder. Die kleine zarte Frau, die ihre Mutter gewesen, war ja ohnehin nur eine blasse Erinnerung. Wie kann ein Mensch, der vor sechsundzwanzig Jahren gestorben ist, noch wirklich im Gedächtnis eines andern weiterleben?

Das Bild war vor dreißig Jahren aufgenommen worden; eine kleine Ernestine mit langen braunen Zöpfen und großen ängstlichen Augen stand vor dem Vater, der die Hand auf ihre Schulter gelegt hatte. Franz, der Jüngste, damals acht, lehnte sich an die Mutter, und

Eberhardt, zehn Jahre alt, stand stramm, eine kleine Flinte in der Hand.

Plötzlich schien es Ernestine, als laste die Hand des Vaters schwer auf der Kleinmädchenschulter, so schwer, wie sie bis vor vier Jahren auf ihrem Leben gelastet hatte.

Sie war sechzehn gewesen, als die Mutter starb, besetzt gesagt, als die zarte, immer müde Frau einfach zu leben aufhörte, als ertrüge sie die freudlose Ehe mit dem harten lieblosen Manne nicht länger. Und damals hatte der Vater Ernestine nach dem Begräbnis ins Wohnzimmer gerufen und gesagt:

„Du bist jetzt schon ein großes erwachsenes Mädchen und kannst den Brüdern die Mutter ersetzen. Ich erwarte von dir, daß du den Haushalt ebenso tadellos führst wie deine selige Mutter. Bei der guten Erziehung, die du genossen hast, muß es dir leicht fallen.“

Und das junge Mädchen, das eben seine einzige Freundin, seine einzige Stütze und Hilfe verloren hatte, schluckte die Tränen hinunter und flüsterte verschrämt:

„Ja, lieber Vater.“

Sie hatte den Haushalt tadellos geführt, hatte für die Brüder gesorgt, hatte aufgehört, ein eigenes Leben zu haben — mit sechzehn Jahren.

Und jetzt, mit zweiundvierzig, fragte sie sich plötzlich, sie wußte selbst nicht, wie sie dazu kam: bin ich eigentlich hübsch gewesen? Hätte ich Erfolg haben, heiraten können, wie meine Schulkameradinnen?

Sie wußte es nicht. Für derlei Fragen hatte es in ihrem Leben keine Zeit gegeben. Eine Dierzimmerwohnung in Ordnung halten, für die Buben sorgen, dem Vater alles recht machen, damit er, wenn er abends aus dem Dienst kam — er war Beamter —, alles in bester Ordnung fand, all das hatte ihre Kräfte völlig in Anspruch genommen. Und als die Brüder älter wurden,

gingen sie ans Gymnasium und Ernestine hätte zwar mehr Zeit gehabt, aber für sie gab es kein Geld, für sie durfte nichts ausgegeben werden. Ein Tag verfloss wie der andere. Wären die Buben nicht plötzlich erwachsen gewesen, sie hätte gar nicht gemerkt, daß die Zeit verging.

Manchmal kamen abends Kollegen des Vaters zum Skat, und bisweilen sagte einer lobende Worte über Ernestine:

„Man würde gar nicht glauben, Herr Kollege, daß Sie Ihre liebe Frau verloren haben. Ihre Wohnung, blitzblank, kein Stäubchen ist zu sehen. Wenn bei mir daheim eine solche Ordnung wäre ...

Und der Vater erwiderte regelmäßig:

„Das hat so zu sein. Zucht und Ordnung, für Mädchen und für Knaben. In meinem Hause dulde ich nichts anderes.“

In den ersten Jahren hatte die kleine Ernestine auf ein Lob gehofft, ein paar gute Worte; aber der Vater fand alles, was sie tat, selbstverständlich: Zucht und Ordnung im Hause ... das mußte so sein.

Ob Eberhardt sich wohl, um dieser heimischen Zucht und Ordnung zu entfliehen, bei Kriegsausbruch freiwillig gemeldet hatte?

Er fiel an der russischen Front, und Herr Balz schalt mit Ernestine, weil sie fassungslos weinte, als die Todesnachricht eintraf.

„Mein Sohn ist den Heldentod fürs Vaterland gefallen!“ erklärte er und schmückte sich mit dem Tod dieses jungen Menschen wie mit einem Orden.

Ernestine weinte nur heimlich, wenn der Vater nicht zu Hause war, und zitterte bei dem Gedanken, daß der Krieg auch nach „ihrem Kleinen“, nach Franz, greifen könnte. Der aber zog es vor, in seinem Bett zu sterben und erlag im Jahre 1916 einer Grippe.

Herr Balz nahm es ihm fast übel; während eines Krieges fällt ein junger Mann im Feld für das Vaterland, aber er stirbt nicht an irgendeiner ausländischen Krankheit.

Jetzt war Ernestine allein mit dem Vater. Sie sah keine jungen Menschen, sie mußte immer zu Hause sitzen; am Abend las ihr der Vater die Berichte des Großen Hauptquartiers vor und erklärte: „Schade, daß du ein Mädchen bist, ich würde gerne dem Vaterland noch einen Sohn geben.“

Ernestine, im Bette liegend, fühlte jetzt noch den Schmerz, den sie damals empfunden hatte, da sie die Nägel in die Handfläche vergrub, um nicht in Tränen auszubrechen oder, von einer plötzlichen sinnlosen Wut erfaßt, dem alten Mann an die Kehle zu springen.

Waffenstillstand, Friede, Inflation. Ernestine wußte kaum, was in der Welt vor sich ging, sie wußte nur, daß alles teurer wurde und es immer schwerer fiel, den Vater zufriedenzustellen. Um ein wenig Geld zu verdienen, machte sie Handarbeiten; ihre langen schlanken Finger waren geschickt, und es gab noch immer Leute, die Filetspitzen kauften.

Aufstände im Reich, Rentenmark, Festigung der Währung; Ernestine saß zu Hause, machte Filetspitzen, hielt die Wohnung in Ordnung. Die Jahre vergingen. Sie wurde älter, sie merkte es nicht, weil sie nie jung gewesen war.

Der Vater wurde pensioniert. Und ordnungsliebend, wie er nun einmal war, traf ihn vierzehn Tage nach seiner Pensionierung der Schlag. Nicht ein gütiger Schlag, der für ihn und Ernestine eine Erlösung bedeutet hätte, sondern ein „kleiner Schlaganfall“, der ihn lähmte, aber, den Worten des Arztes zufolge, hoffen ließ, er werde noch einige Jahre leben.

Ein Arzt ist eine Autorität, die man anerkennen muß; Herr Balz, autoritätsgläubig und ein guter Untergebener, lebte gewissenhaft die einigen Jahre, die der Arzt ihm zugebilligt hatte, und starb an einem zweiten Schlaganfall, als Ernestine achtunddreißig war.

Ernestine weinte, weil man beim Tode des Vaters weint, das gehört zur Zucht und Ordnung, dann gab sie die Wohnung auf, verkaufte die Möbel, kaufte Pußi, den Rehpintscher, und zog zu Frau Regierungsrat Leger.

Sie machte weiter Filetspitzen und fürchtete sich jetzt, statt vor dem Vater, vor der Frau Regierungsrat. Sie lebte ohne zu leben, sie war nicht alt, sie war nicht jung, sie war kein Mädchen, sie war keine Frau, war ein geschlechtsloses Etwas, das am Morgen aufstand, tagsüber Filetspitzen machte, vor der Frau Regierungsrat zitternd, die Küche „benützte“, einmal wöchentlich auch das Bad, und abends müde und traurig zu Bett ging. Ihre einzige Freude war Pußi, der Hund. Der saß auf ihrem Schoß, während sie arbeitete, warm und lebendig und hob manchmal den kleinen schwarzen Kopf, um Ernestines etwas zu lange Nase zärtlich zu lecken.

Als er starb, war es eine Katastrophe, Ernestine weinte, wie sie seit dem Tod der Mutter nicht geweint hatte; sie konnte tagelang nichts essen, und ihr einziger Trost war, daß der freundliche Tierarzt gestattete, Pußi in seinem Garten zu begraben.

Der Tod des kleinen Tieres schien in Ernestine etwas ausgelöst zu haben. Die stumpfe Ruhe wich von ihr, es fiel ihr schwer, ruhig zu sitzen, Wünsche und Sehnsüchte wurden in ihr wach. Unvermittelt erkannte sie, daß es außerhalb ihrer vier engen Wände eine Welt gab. Sie sehnte sich nach Menschen, aber sie war viel zu schüchtern und ungelent, um Bekanntschaften zu machen. Sie las die Zeitung, die die Frau Regierungsrat hielt,

und nachdem sie wochenlang den Annoncenteil studiert hatte, kam ihr der Gedanke, selbst zu annoncieren: vielleicht gab es in dieser Stadt einen Menschen, der ebenso einsam war wie sie, einen nicht mehr jungen Mann, den die weißen Strähne in ihrem braunen Haar nicht stören würden, vielleicht einen, der von der Natur gezeichnet war, ein wenig bucklig, oder schielend, aber gut, freundlich, der sich nach Liebe sehnte.

Und weil sie sich ihr ganzes ödes Leben lang halb unbewußt Trost und Freude gewünscht hatte, wählte sie die Chiffre „Trohnatur“.

Sie hatte eine Anzahl Antworten bekommen, aber alle wollten eine junge Frau, oder zumindest eine mit einem kleinen Vermögen oder einer Wohnung.

Ernestine verlor jede Hoffnung, da kam an die Zeitung die Karte, die Einladung auf Bütttenpapier, und sie war hingegangen, zu diesen fremden vornehmen Menschen, angstvoll, mit der Erwartung einer neuerlichen Enttäuschung.

Sie setzte sich plötzlich im Bett auf.

Enttäuschung? Nein, ein herrlicher Abend, der schönste ihres Lebens. Wie freundlich waren die Gastgeberinnen zu ihr gewesen, und der Herr Graf... Ihre Wangen begannen zu glühen, der Herr Graf hatte ihr gesagt: „Sie haben wunder schönes Haar, gnädiges Fräulein, so seidig und weich...“

Ernestines Hände tasteten ihren Kopf ab; ja, ihr Haar ist wirklich schön, sie muß es nur besser pflegen. Überhaupt darf sie sich nicht so vernachlässigen. Schließlich ist sie ja nicht alt. Eine ihrer Kundinnen ist acht Jahre älter als sie und sieht wie dreißig aus... Und dieser nette Herr Bis, wie gut sie sich mit ihm unterhalten hat; ein freundlicher verständiger Mensch...

Ernestine schloß die Augen, aber sie schlief nicht. Nächsten Sonntag, dachte sie, nächsten Sonntag ...

Sie fühlte nicht, wie kalt es in dem kleinen Zimmer war; vor November heizte sie aus Sparsamkeitsgründen nicht; sie roch nicht den muffigen verstaubten Geruch der Samtvorhänge und der Plüschmöbel; es duftete plötzlich nach Flieder und Rosen, wie bei den Sternbachs. Es war ja gar nicht Herbst; es war Frühling ...

*

Herr Biz hatte sich überlegt, ob er Fräulein Balz nach Hause begleiten sollte, war aber dann zu befangen gewesen, um es ihr anzubieten. Trotzdem kehrte er vergnügt heim und fühlte zum erstenmal nicht den kleinen stechenden Schmerz, der ihn sonst immer besiel, wenn er die Tür öffnete, und kein Fido ihm entgegensprang.

Er lächelte vergnügt, als sein Blick auf die Weckuhr fiel: so spät, Theodor Biz, du bist ein Lebemann, bummelst, aber in den feinsten Kreisen.

Dann fiel ihm Herr von Ahler ein, und ein Schatten huschte über sein gutmütiges Gesicht. Wie der ihn behandelt hatte! Wie einen Schuhfetzen! Fast verging ihm die gute Laune, als ihm etwas einfiel. Er trat zu dem Regal, wo seine „Bibliothek“ stand: eine Bibel, noch von der seligen Mutter, die Werke von Wilhelm Busch, Goethe in einer Prachtausgabe und ein Adressbuch.

Herr Biz zog das Adressbuch heraus und blätterte darin. Jetzt hatte er den gesuchten Namen gefunden. Herr von Ahler, Reuterweg 3, IV.

Herr Biz lächelte zufrieden; das war seit drei Wochen sein Bezirk. Na, warte nur, du ekelhafter Kerl, eines schönen Tages tauche ich bei dir auf und flebe den Ruckuck auf deine Möbel. Dann wirst du etwas höflicher sein.

Er legte die Hose sorgsam gefaltet unter die Matratze, gähnte mächtig und dachte erfreut:

„Nächsten Sonntag ... ja, nächsten Sonntag ...“

*

Auch Frau Margot Wickler war zufrieden. Dieser Graf Ottokar, ein reizender Mensch. Und Gräfin Sternbach, das klingt ja doch schöner als Frau Wickler. Außerdem hatte der selige Wickler einen Bauch gehabt und war zwanzig Jahre älter gewesen als seine Frau ... Vielleicht wäre es doch besser, wieder zu heiraten. Na, das hat ja noch Zeit, sie kann es sich überlegen. Augenblicklich hat sie keine Rivalin. Diese Gräfin Sternbach, wie die wohl mit Ottokar verwandt ist? Wahrscheinlich eine Kusine, oder vielleicht eine angeheiratete Verwandte. Sie ist zwar hübsch und auch noch jung, aber sie kümmert sich nicht um den Grafen, überhaupt nicht. Bestimmt hat sie schon einen Mann ... Und die andern ... Frau Margot lachte, weder die Alte, noch dieses ältliche Fräulein Balz, noch Fräulein Rieki Rager kommen in Betracht. Wenn Sie, Frau Margot, will, ist sie in kurzer Zeit Gräfin Sternbach ... Wieviel Prozent verlangen diese Leute eigentlich? Wohl fünf; ein bißchen viel, aber sie hat es ja, bei ihr kommt es, Gott sei Dank, nicht aufs Geld an. Sie klingelte ihrer Jose und ließ sich ausziehen. Ihre Gedanken aber beschäftigten sich noch immer mit dem Empfang bei den Sternbachs. Nur nichts übereilen; vielleicht kommen noch bessere Partien hin; Fürsten ... Aber auch dieser Graf Ponizky ist nett, sehr vornehm, er wirkt sogar aristokratischer als Ottokar ... Nur zu dunkel, sie braucht einen blonden Mann, als Folie ...

Nächsten Sonntag wird sie das neue Abendkleid anziehen; heute war sie ihrer Sache nicht sicher, das Kleid

hätte zu elegant sein können. Und auch die Rubinkette wird sie umlegen ... und ...

„Ja, Frieda, gute Nacht, Sie können schlafen gehen. Ich brauche nichts mehr. Wecken Sie mich morgen erst um zehn.“

*

Herr Knapp brachte Fräulein Rikki Kager nach Hause, und die junge Dame stellte zufrieden fest:

„Du bist ein Kavaliere, du läßt dich nicht lumpen.“

Was dem verlegenen jungen Mann, einen Meter dreisiebzig groß, sehr wohlthat. Er hatte es gern, wenn man seine Verdienste anerkannte.

*

Inzwischen saß der arische Naturfreund, Herr Gedecke, in der „Blauen Bar“ und wartete auf den Grafen Potzky. Der hatte ihm beim Abschied gesagt:

„Sie gehen doch bestimmt noch nicht schlafen? Ich sehe Ihnen an, daß Sie ein Bummeler sind. Wissen Sie was? Ich habe nur noch einiges mit den Damen zu besprechen. Erwarten Sie mich in der ‚Blauen Bar‘, ich komme nach, und dann können wir uns noch ein wenig unterhalten.“

Die „Blaue Bar“ hatte zwar wenig mit Natur zu tun, aber Herr Gedecke hatte andererseits noch nie mit einem Grafen gebummelt. Er versprach, Casimir in der Bar zu erwarten und trank dort einige Cocktails, was seine Stimmung hob und seinen Verstand leicht schwächte. Als Casimir kam, war der arische Naturfreund zwar nicht betrunken, aber doch etwas beschwipst.

Die beiden Männer plauderten eine Weile, Casimir erzählte Anekdoten, über die der andere grölend lachte.

Das Lokal wurde allmählich leer. Die Kellner schoben lärmend die Sessel zusammen; sie gähnten verstohlen und sehnten sich nach ihrem Bett.

„Gleich werden wir an die Luft befördert,“ sagte Casimir. „Schade, wir sitzen so gemütlich beisammen. Sie sind ein ausgezeichnete Gesellschafter, lieber Gedecke, ich habe seit langem nicht so gelacht, wie über Ihre Witze.“

Und Gedecke, der kaum ein Wort gesprochen hatte, glaubte unerschütterlich, daß er diesen Weltmann, diesen vornehmen Kavaliere, der überall herumgekommen war, so gut unterhalten habe.

„Ja, schade,“ erwiderte er.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir gehen zu mir ins Hotel, trinken noch einen Whisky und Soda und machen, wenn Sie Lust haben, ein Spielchen.“

„Gemacht.“

Sie tranken mehrere Whisky und Soda, das heißt, Herr Gedecke tat es; Casimir begnügte sich mit dem Soda. Und dann machten sie ein Spielchen, und Casimir war verzweifelt, weil sein lieber Freund, dieser famose Gedecke, immer wieder verlor. Aber bestimmt hatte er heute eine Eroberung gemacht, daher das Pech, diese kleine blonde Komtesse ...

„Glauben Sie wirklich?“ fragte der arische Naturfreund. „Das würde mich freuen. Das ist so mein Typ. Blond, germanisch, kein Tropfen fremdrassigen Blutes ... Wie viel schulde ich Ihnen ...“

„Zweihundert, lieber Gedecke.“

„Ich habe leider nur hundert bei mir. Aber morgen, in aller Früh ...“

„Aber ich bitte Sie, es eilt doch nicht. Wir werden noch öfter zusammen bummeln, und auch ein Spielchen machen. Ich bin Ihnen doch eine Revanche schuldig.“

Casimir führte den Leichttaumelnden bis zum Fahrstuhl und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

„Sie sind mir ja so sympathisch, lieber Bedeckte, so sympathisch ...“

Wieder in seinem Zimmer angelangt, lachte er leise vor sich hin:

„Wenn ich bedenke, wie ich heute abend hineingefallen bin, unglaublich. Aber wenigstens habe ich zweihundert Em eingenommen. Und auch das andere, damit kann man ebenfalls ganz schön verdienen. Es muß nur Schwung in die Sache kommen, Schwung. Na, und dafür werde ich sorgen.“

Er ging ins Badezimmer und ließ Wasser in die Wanne laufen. Während sie sich füllte und der Dampf sich langsam durch den Raum zog, machte er, trotz der späten Stunde, Turnübungen; ein Hochstapler muß vor allem auf seine Gestalt bedacht sein.

Im Bett griff er nach einem Band Gedichte; er liebte Lyrik, und außerdem machte sie ihn schläfrig.

VI

Casimir war ein vollendeter Gentleman; trotzdem er nun wußte, daß Frau Behrend keine steinreiche Wittve, sondern die ehrbare Frau eines schlecht verdienenden Arztes war, holte er sie dennoch zur verabredeten Autofahrt ab. Freilich nicht für einen Tagesausflug, sondern nur für eine Fahrt von zwei Stunden; die brave Frau war auch damit zufrieden.

Während sie, bequem in die Kissen zurückgelehnt und erfreut den liebevollen Worten ihres neuen Freundes lauschend, über die glatte Straße fuhr und hin und wieder einen Blick auf die golden schimmernde Herbst-

landschaft warf, verlebten Nora und Irene eine unangenehme Stunde.

Nach dem Frühstück hatte Ottokar unvermittelt und in einem bei ihm völlig ungewohnt energischen Ton erklärt:

„Ich muß mit euch sprechen.“

Sie gingen in Noras Boudoir, und während Nora und Irene sich setzten, ging Ottokar nervös und ungeduldig auf und ab. Offensichtlich suchte er nach den richtigen Worten.

Schließlich sagte er:

„Ich will mich ja nicht in deine Angelegenheiten mischen, Nora, aber diese Leute gestern abend, die passen mir absolut nicht ...“

„Man kann sich seine Geschäftsverbindungen nicht aussuchen, lieber Ottokar.“

Er zuckte die Achseln.

„Möchtest du mir nicht erklären, was für ein Geschäft du eigentlich betreiben willst?“

„Es ... es ist noch nicht so weit ...“ stammelte Nora.

„Wozu brauchst du diesen gräßlichen Herrn von Ahlers? Und diese ordinäre kleine Frau Wickler? Und dann diesen Talmi-Grafen?“

Irene und Nora blickten einander erstaunt an.

„Warum sagst du Talmi-Grafen?“ fragte Irene.

„Wie kommst du auf die Idee?“

„Aber, liebes Kind, das merkt man doch sofort. So aristokratisch wie der ist kein wirklicher Aristokrat.“

„Aber ...“

„Er ist ein hübscher Mensch, und wenn jemand hübsch ist, so merkt ihr Frauen den Schwindel nicht. Aber ich sage euch: das ist ein Hochstapler. Der wird euch hineinlegen.“

„Gerade der nicht,“ pläzte Irene heraus.

„Die andern,“ fuhr Ottokar unbeirrt fort, „gehen ja noch an. Dieses kleine Fräulein Balz benimmt sich wie eine Dame, und Herr Bisz ist sehr sympathisch. Auch der lange junge Mann scheint nur harmlos und dumm zu sein. Ist der eigentlich ein Politiker, Nora? Er hat ein dermaßen leeres Gesicht, daß man ihn dafür halten könnte.“

„Nein,“ erwiderte Nora sanft, „er ist nur der Sohn eines Politikers.“

„Und Fräulein Razer?“ fragte Irene, die trotz der peinlichen Lage mit dem Lachen kämpfte. „Was sagst du zu Fräulein Razer?“

„Eine ganz nette Person; wohl die Besitzerin eines Modesalons. Mit der könntest du, Nora, dich vielleicht zusammen tun, bei deinem guten Geschmaç.“

„Wenn eine Frau nur hübsch ist,“ wiederholte Irene in anderer Fassung die Worte des Bruders, „dann merkt ihr Männer nichts.“

Nora warf ihr einen warnenden Blick zu.

„Jedenfalls wünsche ich in meinem Hause derartige Empfänge nicht,“ sagte Ottokar energisch.

„Deinem Haus?“ fragte Nora. „Die Villa gehört doch mir.“

Ottokar blickte sie betreten an.

„Entschuldige, das hatte ich ganz vergessen.“

„Ich werde empfangen, wen ich will.“ Noras Stimme klang gereizt. Es ist unangenehm, wenn ein Mensch plötzlich weit weniger harmlos ist, als man geglaubt hat.

„Dann mußt du eben gestatten, liebe Nora, daß ich mich von deinen Empfängen fernhalte.“

„Das geht nicht, du mußt dabei sein, der Geschäfte wegen.“

„Ich mache nicht bei Geschäften mit, von denen ich nichts weiß.“

„Aber Ottokar!“ rief Irene hastig, um den Bruder abzulenken, „wie kannst du in einem solchen Ton mit deiner Frau reden.“

„Sie ist nicht mehr meine Frau.“

„Also eure Familienverhältnisse!“ Irene seufzte. „Erst sprichst du mit ihr wie ein deutscher Gatte, und dann ist sie wieder nicht deine Frau! ...“

„Du hast recht, Irene, selbstverständlich habe ich hier nichts zu sagen. Vielleicht wäre es doch besser, wenn ich mir irgendwo ein möbliertes Zimmer nähme.“

Irene sprang von ihrem Sessel auf und eilte zu der Schwägerin. Sie beugte sich über Nora, die hilflos da saß und flüsterte ihr zu:

„Heul, du Schaf, heul, das ist unsere einzige Rettung, das kann Ottokar nicht sehen. Wart doch nicht so lange, heul!“

Nora vergrub eilig das Gesicht in den Händen, und weil sie über Ottokars Einmischung aufrichtig erschrocken und etwas nervös war, begann sie tatsächlich zu weinen. Irene streichelte beruhigend ihr Haar und blickte den Bruder zornig an:

„Ich schäme mich für dich, Ottokar. Wie du dich benimmst! Die arme Nora! Erst betrügst du sie, dann verlierst du ihr ganzes Geld, und jetzt mißhandeltst du sie auch noch!“

Ottokar hatte seine Frau noch nie weinen gesehen. Er erschraf und kam sich wie ein Rohling vor. Außerdem hätte er gerne die Rolle des Trösters übernommen, die Irene zufiel. Die schlang beide Arme um die Schwägerin:

„Arme kleine Nora, armes Kind. Also, daß Ottokar sich so benehmen kann, das hätte ich nie geglaubt.“

Nora, einmal ins Weinen gekommen, schluchzte herzzerreißend.

„Ich ... ich gebe mir alle Mühe, um uns über Wasser zu halten ... und du ... und du ...“

„Es war doch nicht so gemeint, Nora. Verzeih mir, wenn ich mich falsch ausgedrückt habe ...“

Nora lehnte den Kopf gegen die Schulter der Schwägerin.

„Ich tue, was ich kann, und du willst mir nicht helfen, du läßt mich im Stich ...“

„Ich bitte dich, Nora, weine nicht, nur das nicht. Ich wollte euch ja nur warnen ... Ihr wißt ja nichts von der Welt ...“

„Um so mehr bedürfen wir deiner Hilfe,“ sagte Irene schroff.

Und dann holte sie ein kleines Taschentuch hervor und wischte sich ostentativ die Augen.

„Daß ich erleben muß, wie mein Bruder, den ich immer für eine wirklich vornehme Natur gehalten habe ...“

Ihre Stimme erstickte.

Ottokar blickte hilflos auf die beiden weinenden Frauen.

„Bitte, weint nicht mehr,“ flehte er. „Ich habe Unrecht, ja, ich gebe es zu. Nora, ich werde tun, was du willst, nur wein nicht mehr.“

Nora schluchzte weiter.

„Du wirst an den Empfängen, die eine rein geschäftliche Angelegenheit sind, weiter teilnehmen?“ fragte Irene mit zitternder Stimme.

„Ja, ja, alles, was ihr wollt, nur bitte weint nicht mehr.“

„Und du wirst mit allen Leuten liebenswürdig sein?“

Irene schneuzte sich laut.

„Ja, ich werde liebenswürdig sein. Nora, ich bitte dich ...“

„Und du wirst deine arme Frau, die nicht deine Frau ist, nicht mehr mißhandeln?“

„Ich habe sie doch gar nicht mißhandelt,“ versuchte Ottokar sich zu rechtfertigen.

„Es gibt auch seelische Mißhandlungen,“ sagte Irene streng, „die weit ärger sind, als körperliche. Und Nora ist doch so sensitiv, ein Nichts wirst sie um. Willst du sie töten, Ottokar?“

Ottokar, der in den zwei Jahren seiner Ehe nichts von Noras Empfindsamkeit gemerkt hatte, starrte die Schwester erstaunt an. Diese Frauen haben ja doch einen unglaublichen Instinkt; Irene hat in einigen Wochen Nora besser kennengelernt, als er in zwei Jahren.

„Verzeih mir,“ bat er ehrlich erschüttert. „Alles soll nach deinem Willen geschehen.“

Nora hob ihm das tränenfeuchte Gesicht entgegen.

„Danke, Ottokar. Du weißt ja gar nicht, wie mich dein Mißtrauen geschmerzt hat.“

„Und jetzt geh,“ sagte Irene. „Du hast für heute genug Unheil angerichtet. Es ist auch besser, du kommst zum Lunch nicht nach Hause. Ich in irgendeinem Restaurant, aber in einem billigen,“ fügte sie boshaft hinzu.

Ottokar küßte Nora reuig die Hand und ging. Er war den ganzen Tag verstimmt und machte sich Vorwürfe. Wie hatte er Nora so verkennen können: eine sensitive Frau, und er, er, der sich so viel auf sein Zartgefühl einbildet, hat sie seelisch mißhandelt!

Der Gedanke war ihm so unerträglich, daß er das Geld für den Lunch sparte und nicht einmal in einem billigen Restaurant aß; der Appetit war ihm vergangen ...

*

„Das hast du gut gemacht,“ sagte Irene lobend zu

der Schwägerin, sobald Ottokar das Haus verlassen hatte.

„Ich habe es gar nicht gemacht,“ erwiderte Nora ärgerlich. „Es hat mich wirklich gekränkt, daß Ottokar ...“

„Er geht dich doch eigentlich gar nichts mehr an.“

„Verzeih, er geht mich schon noch etwas an, als Freund, als guter Kamerad.“

„Ach so,“ sagte Irene gedehnt und lächelte merkwürdig. „Na ja, vielleicht hast du recht. Jedenfalls wird er jetzt immer nachgeben.“

„Komisch,“ meinte Nora, „daß er Casimir sofort als Schwindler erkannt hat. Ich habe immer geglaubt, Ottokar merke überhaupt nichts.“

Irene runzelte die Stirn.

„Casimir muß unbedingt erhalten bleiben ... Glaubst du, daß Ottokar im Gotha nachsehen wird, ob ...“

„Ausgeschlossen. Übrigens können wir das Buch ja verstecken.“

Irene überlegte.

„Weißt du was, wir werden zugeben, daß Casimir eine bürgerliche Mutter hat; das erklärt dann seine übergroße Bornehmheit.“

„Wir müssen ihn warnen,“ sagte Nora. „Müssen ihm sagen, daß Ottokar ... Aber es wird schrecklich peinlich sein ... Wie soll ich ihm das beibringen?“

„Überlaß das mir,“ beruhigte Irene sie. „Ich bin nicht so empfindsam wie du.“

Als Casimir Frau Behrend heimbrachte, bat Irene ihn um eine kurze Unterredung und berichtete, was sich am Morgen zugetragen hatte.

Casimir war nicht im geringsten beleidigt; im Gegenteil, er lachte.

„Wenn ich nicht auch euch für Hochstapler gehalten

hätte,“ sagte er, „ich würde es anders angepackt haben. Keine Angst, Comtesse Irene, ich werde mir die Sache zur Warnung dienen lassen. Und bei der nächsten Gelegenheit dem Grafen von meinem armen seligen Papa erzählen, der seine Köchin geheiratet hat ... Das kommt ja vor; ich erinnere mich an eine bekannte österreichische Schriftstellerin, heute schreibt sie reinrassige Romane, die hat auch das Pech gehabt ... Daher die Leidenschaft für die Reinerassigkeit ... Wissen Sie, ein richtiger Aristokrat, wie Ihr Bruder zum Beispiel, das ist gut, und eine richtige Köchin, das ist auch gut, aber die Kinder ... Die müssen schon Genies sein, um diese Mischung zu überwinden ...“

Er lachte abermals.

„Er hat einen guten Blick, der Ottokar ... Wer hätte das diesem stillen schweigsamen Menschen zugetraut? Aber jetzt reden wir von Geschäften. Diese Empfänge sind ja sehr schön und gut, aber sie genügen nicht. Sie müssen sich ein Photographiealbum anschaffen, wie das richtige Heiratsvermittlungen tun. Die Leute betrachten die Photographien, erkundigen sich nach dem Vermögen der Menschen, die sie sympathisch finden und ...“

„Woher sollen wir denn Photographien nehmen?“

„Ich werde Ihnen ein paar von mir geben, als Kadett im Theresianum, als junger Offizier, als Rennfahrer ... Sehr schöne Bilder ... Und auch ein paar Frauenphotos beschaffe ich Ihnen ... Meine drei letzten Frauen waren wunderschön ...“

„Ja, aber ...“

„Sie meinen, weil wir sie nicht auf Lager haben? Das schadet nicht. Mit der Zeit beschaffen wir uns die Bilder wirklicher Kunden. Ich weiß auch, bei welchem Photographen sie sich aufnehmen lassen müssen; hier gibt es einen, ein Genie, sage ich Ihnen, der macht eine

Schönheit aus der häßlichsten Frau, und außerdem," er sagte es mit entwaffnender Harmlosigkeit, „bekomme ich von ihm Provision. Sie können sich auch von ihm aufnehmen lassen. Ich werde dafür sorgen, daß es nicht viel kostet. Also, fassen wir zusammen: ein Geschäftsbuch, in das Sie die Kunden eintragen, ein Photoalbum, und dann müssen Sie auch noch weitere Karten verschicken. Ich habe Ihnen Adressen mitgebracht. Da." Er zog einen Stoß Zettel aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. „An diese Leute wird sofort geschrieben, verstehen Sie? Für die Adressen verlange ich keine Provision, aber die Autofahrt mit der Frau Mama, die könnten Sie blechen."

Irene bleichte, und Casimir ging mit dem Versprechen, in ein paar Tagen wiederzukommen und nach dem Rechten zu sehen.

Beim Abschied sagte er:

„Diesen Gedecke müssen Sie sich warm halten, der Kerl hat Geld. Ich habe mich heute genau über ihn erkundigt. Bis zum nächsten Sonntag müssen noch ein paar blonde Weiber her. Das Blond kann auch aus einer Wasserstoffsuperoxydflasche stammen, das ist einerlei."

Irene versprach, ihr Möglichstes zu tun.

*

Ernestine Balz saß an dem wackligen verschnörkelten Schreibtisch und rechnete:

Wenn ich diese Woche nicht zu Abend esse, wenn ich statt zwei Brötchen zum Frühstück nur eines verzehre, dann geht es, dann kann ich mir ein neues Kleid kaufen.

Sie blickte in den Spiegel; seit dem Empfang bei den

Sternbachs waren der Spiegel und Ernestine gute Bekannte geworden.

Ich habe eine schöne Gestalt, konstatierte sie. Schlank, modern, das kommt davon, daß ich mich eigentlich nie fatteressen kann. Wenn ich ein modernes Kleid trüge, das die Linie betont ... und mich frisieren ließe ... ich glaube wirklich, daß ich ganz hübsch aussehen könnte ... Aber, ob es nicht doch eine Verschwendung ist? Das graue Kleid habe ich erst vor zwei Jahren gekauft, es ist noch ganz gut ... Wenn ich es modernisieren ließe ... Das kostet auch Geld, und wer weiß, ob es dann hübsch wird ... Aber jetzt schon wieder ein neues Kleid? ... Verschwendung ... Und weshalb sollte ich nicht einmal verschwenderisch sein ... Ich habe schon so viel verschwendet, meine Jugend, alle Glücksmöglichkeiten, immer nur für andere, für einen andern, der mir keinen Dank wußte ... Jetzt will ich es einmal für mich selbst tun ... Ich könnte ja auch zwei Wochen lang auf das Abendbrot verzichten ... Ja, so geht es, ich kaufe mir ein neues Kleid.

Vor dem großen Warenhausfenster blieb sie stehen und betrachtete eingehend die ausgestellten Kleider. Die Preise waren nicht hoch, dennoch erschreckten sie Ernestine, zugleich aber fühlte sie in den Fingerspitzen das leise Kribbeln, das alle Frauen kennen, die sich leidenschaftlich etwas wünschen und von dem Gewünschten nur durch eine Glasscheibe getrennt sind.

Ernestine holte die abgeschabte Geldbörse heraus und zählte noch einmal ihr Geld, obgleich sie es daheim schon zehnmal gezählt hatte. Sie stellte erleichtert fest, daß es nicht weniger geworden war.

Vor der Drehtür blieb sie einen Augenblick zögernd stehen. Sollte sie wirklich ...? Wenn das Spitzengeschäft keine neuen Bestellungen bei ihr macht? ... Nein, es

ist zu riskant ... Aber wie schön wäre es ... Etwas würgte sie im Hals ... Muß sie denn immer auf alles verzichten? Darf sie nie ...

„Hallo, Fräulein Balz!“

Jrenes helle Stimme durchbrach ihr Grübeln.

„Komtesse Sternbach.“

„Wollen Sie Einkäufe machen?“

„Ich weiß noch nicht recht ...“

„Kommen Sie mit mir.“

Jrene, die das Geschäftsbuch und das Photographiealbum kaufen wollte, schob den Arm unter den Ernestines und zog sie durch die Drehtür.

„Was wollen Sie kaufen?“

„Ich dachte daran, vielleicht ... ich weiß noch nicht ... ein Kleid ...“

Arme Seele, dachte Jrene, für die das Kaufen eines Kleides immer eine ganz unterhaltende, aber keineswegs wichtige Angelegenheit gewesen war, arme Seele, wie aufgeregt sie ist.

„Darf ich beim Aussuchen helfen?“ fragte sie.

„Das wäre sehr lieb von Ihnen, Komtesse. Aber nicht wahr, es darf nicht zu teuer sein. Ich habe da im Schaufenster ein braunes Kleid gesehen, für fünfundzwanzig Mark; eigentlich wollte ich nur zwanzig ausgeben, aber ...“

„Braun, nein, Braun dürfen Sie nicht tragen. Ein weiches Blaugrau ist für Sie das richtige. Oder ein ganz stumpfes Altrosa.“

„Glauben Sie?“

„Ja, braun ist überhaupt eine abscheuliche Farbe.“ Jrene war eifrig geworden und sprach etwas lauter als sonst.

Ein schwächlicher junger Mann, der neben ihr stand, hörte ihre Worte und sagte vernehmlich:

„Wem die braune Farbe nicht gefällt, der soll nach Jerusalem gehen.“

Ernestine erschrak, was wollte der junge Mann? Aber Jrene wandte sich mit blühenden Augen um.

„Ich ginge ganz gern nach Jerusalem,“ erwiderte sie, „wenigstens fände ich dort Leute mit Kultur und nicht Ihresgleichen. Aber ich werde mir die Reisezeit selbst wählen, verstanden?“

„Was suchen Sie hier in unserem Land?“ fragte der junge Mann grob.

Einige Leute kamen herzu, und ein erschrockener Verkäufer versuchte, den jungen Mann fortzuziehen. Jrene jedoch verstellte ihm den Weg.

„Junger Mann,“ sagte sie freundlich, „junger Mann, Ihrem Aussehen nach dürften Sie ein Student sein und daher jeglicher Bildung ermangeln. Aber vielleicht wissen Sie trotzdem, was beim Lennis ein Backhand ist?“

„Wie kommen Sie dazu, mir junger Mann zu sagen?“ brüllte der aufgeregte Jüngling.

„Hören Sie zu, junger Mann, ich war die beste Backhandspielerin in ganz Lausanne, vielleicht in der ganzen Schweiz.“ Sie wandte sich an den Verkäufer und fragte liebenswürdig: „Kann man sich hier irgendwo die Hände waschen?“

„Aber gewiß, gewiß,“ stammelte der Verkäufer völlig verwirrt.

„Gut, also, hören Sie, junger Mann, wenn Sie sich jetzt nicht sofort mit einer höflichen, aber sehr höflichen Verbeugung empfehlen, bekommen Sie von mir eine Waschen, wie sie nur die beste Backhandspielerin von Lausanne geben kann. Haben Sie verstanden?“

Ernestine zitterte vor Angst, der Verkäufer flehte: „Aber mein gnädiges Fräulein, ich bitte Sie, aber mein Herr ...“

„Komtesse Sternbach,“ sagte Irene noch immer lächelnd. „Also wie ist's mit der Watschen, junger Mann?“

„Ich ... ich ...“ Der Jüngling hatte völlig die Fassung verloren.

„Ach so,“ meinte Irene gütig, „vielleicht kennen Sie den österreichischen Ausdruck für Maulschelle nicht. Doch, Sie kennen ihn? Das ist schön. Brav, ein bißchen tiefer hätte die Verbeugung sein können, aber ich will das Ihrer geringen Bildungsstufe nachsehen, die Sie veranlaßt, fremde Menschen anzupöbeln. Auf Wiedersehen, junger Mann.“

Sie grinste übermütig, während der Jüngling leise schimpfend abzog. „Bitte,“ fragte sie den entsehten Verkäufer, „wo ist die Konfektionsabteilung? Im zweiten Stock? Danke.“

Dann packte sie die bebende Ernestine beim Arm und zog sie zum Fahrstuhl.

Ernestine war fassungelos, daß eine Frau, ein Mädchen den Mut haben konnte, einem Manne so entgegenzutreten. Und daß der Mann sich von einem weiblichen Wesen in die Flucht schlagen ließ! Freilich war er kleiner und schwächer gewesen als Irene, aber dennoch ... Es mußte eigentlich schön sein, vor niemand Angst zu haben ... Wunder schön ... Wenn sie, Ernestine, nun auch versuchen würde, mutig zu sein, niemand zu fürchten, nicht einmal die Frau Regierungsrat ... Wenn sie dieses kühne junge Mädchen fragte, wie man das macht, um keine Angst zu haben, nicht vor Menschen, nicht vor dem Leben? Sie stellte sich das vor: sie kommt um eins nach Haus, die Frau Regierungsrat steckt den grauen Kopf durch die Türöffnung und fragt streng: „So spät, Fräulein Balz?“ Und sie erwidert, lässig, lächelnd, wie Irene mit dem aufgeregten Jüng-

ling gesprochen hat: „Ich komme heim, wann es mir paßt, Frau Regierungsrat.“

Ihr wurde ganz warm bei dem Gedanken, angenehm warm, sie wiederholte laut:

„Ich komme heim, wann es mir paßt, Frau Regierungsrat.“

„Wie bitte?“ fragte Irene erstaunt.

Dann bemerkte sie Ernestines Aufregung.

„Kommen Sie, Fräulein Balz. Wir wollen zuerst in den Erfrischungsraum gehen und einen Wermuth trinken. Das wird Ihnen gut tun. Verzeihen Sie, daß ich Sie so erschreckt habe, aber ich konnte nicht anders.“

Im Erfrischungsraum, bei einem Glas Wermut, erklärte Ernestine den Sinn ihrer Worte; erzählte von der Frau Regierungsrat, erzählte von ihrem ganzen trostlosen, von Angst erfüllten Leben.

Irenes übermütigen, etwas herausfordernden Augen wurden weich; sie legte die große, aber schön geformte Hand auf die magere weiße Hand der andern.

„Das muß anders werden,“ erklärte sie entschlossen. „Nächstens komme ich Sie besuchen und bringe der alten Schachtel die Furcht des Herrn bei. Und jetzt los, jetzt wird ein hübsches Kleid gekauft, in dem Sie reizend aussehen werden.“

Ernestine Balz hatte noch nie in ihrem Leben so viele Kleider probiert, wie sie es jetzt tun mußte. Von dem braunen für fünfundzwanzig Mark war sie durch den Zusammenstoß mit dem groben Jüngling ohnehin abgekommen; die Farbe sagte ihr nicht mehr zu. Aber sie hatte bestimmt das erste Kleid in der gleichen Preislage genommen, das die Verkäuferin ihr zeigte, wäre nicht Irene dabei gewesen. Die hatte an allem etwas auszufehen, an der Farbe, am Schnitt, das eine war

zu alt, das andere zu backfischhaft. Endlich gefiel ihr eines: altrosa mit Ecruspißen. Auch Ernestine gefiel es; sie drehte sich vor dem dreiteiligen Spiegel und lächelte: sie mußte selbst zugeben, daß sie in diesem Kleid hübsch aussah.

Zögernd, ängstlich fragte sie nach dem Preis.
„Siebzig Mark!“, erwiderte die Verkäuferin.

Ernestine wurde ganz blaß. Und wenn sie vier Wochen kein Abendbrot ißt, und wenn sie ganz auf das Frühstück verzichtete, eine solche Verschwendung darf sie sich nie und nimmer erlauben.

„Nein, nein!“, sagte sie leise. „Ich will doch lieber das Schwarze. . .“

„Wir nehmen dieses Kleid!“, erklärte Irene kurz. „Hier an der Seite muß es etwas enger werden. Sehen Sie, Fräulein, da, gerade über der Hüfte.“

Die Verkäuferin ging, um die Zuschneiderin zu rufen. Ernestine war dem Weinen nahe.

„Das geht nicht, Komtesse Sternbach, das kann ich nicht bezahlen.“

„Es geht auf unsere Kosten!“, erklärte Irene, „das ist bei besseren Vermittlungen so üblich. Ja, ja wirklich. Ich zahle die fünfundvierzig Mark an, und Sie zahlen dann noch die restlichen fünfundsiebenzig, wenn Sie das Kleid bekommen.“

Als sie das Warenhaus verließen, blickte Irene auf die Uhr.

„Mein Gott, wie spät! Ich muß ein Auto nehmen. Aber zuerst bringe ich Sie heim, liebes Fräulein Balz.“

Im Auto begann Ernestine zu weinen, teils vor Glück über das Kleid, teils vor Verwirrung; sie kannte sich überhaupt nicht mehr aus. Irene tröstete sie und versprach, in ein oder zwei Tagen zu ihr zu kommen.

Die Frau Regierungsrat saß am Fenster und sah, wie

das Auto hielt. Als Ernestine die Wohnungstür öffnete, kam die dicke Frau ihr entgegen:

„Wer war die elegante Dame, die Sie nach Hause gebracht hat?“ fragte sie neugierig.

„Komtesse Sternbach.“

Die Frau Regierungsrat lächelte.

„Das ist doch schön für Sie, liebes Fräulein Balz, daß Sie so nette Bekannte haben. Sie haben mir nie von dieser Dame erzählt. Sie sehen ein wenig müde aus. Kommen Sie doch zu mir ein Täßchen Kaffee trinken.“

Ernestine folgte ihr ins Wohnzimmer. Sie wußte nicht, ob sie auf dem Kopf, oder auf den Füßen stand.

*

Nora war empört, als die Schwägerin im Auto ankam.

„Wir müssen doch sparen, Irene!“

„Sparen! Großer Gott, das habe ich ganz vergessen. Nora, verzeih, ich habe eben fünfundvierzig Mark ausgegeben. Aber ich konnte nicht anders.“ Und sie berichtete, was sie mit Ernestine Balz erlebt hatte.

Nora seufzte.

„Fünfundvierzig Mark sind Geld!“, sagte sie.

„Du hast recht. Ich werde es nie wieder tun. Aber wenn du gesehen hättest, wie glücklich die arme Seele war.“

„Hast du wenigstens die Geschäftsbücher mitgebracht?“ fragte Nora, „Und das Photographiealbum?“

„Mein Gott, das hab ich ganz vergessen!“

„Das auch noch. Ich werde sie heute nachmittag kaufen. Dich laß ich nicht mehr mit Geld in der Tasche ausgehen.“

Irene schwieg zerknirscht. Dann fiel ihr noch etwas ein:

„Du, Nora, unser Kompagnon wird doch das Geschäftsbuch prüfen. Als was buchen wir die fünfundvierzig Mark?“

„Werbekosten,“ erwiderte Nora herablassend. Sie hatte am Morgen dieses Wort zum erstenmal in der Zeitung gelesen und freute sich, es anbringen zu können.

VII.

Herr Biß waltete seines Amtes. Er tat das stets mit zwiespältigen Gefühlen: einerseits genoß er es, Vertreter des allmächtigen Staates zu sein, dem sich keiner seiner Bürger widersetzen durfte, andererseits aber taten ihm die Leute leid, bei denen er pfänden mußte. Er kam sich grausam und erbarmungslos vor; die Leute waren ja meist nicht aus Böswilligkeit mit der Steuer im Rückstand, und die ganz großen Steuerhinterzieher bekam er nicht zu fassen, die machten es geschickter.

Eigentlich gab es für Herrn Biß nur zwei Sorten Menschen: die kleinen Steuerhinterzieher, die nichts dafür konnten, und die großen, die den Staat betrogen, von ihm aber aus irgendeinem geheimnisvollen Grund nicht bestraft wurden.

Herr Biß sah seine Pfändungspapiere durch und entdeckte eines, das ihn in Erstaunen versetzte: Kommerzienrat Albert Schiro, Zeppelinallee. In diesem Hause war er noch nie gewesen. Ist da wieder einmal eine Firma pleite gegangen?

Herr Biß stieg in den ersten Stock und schellte. Im Vorzimmer stand ein würdiger alter Herr mit einem wohlhabenden Bäuchlein, der Herr Kommerzienrat selbst. Das Steuerobjekt, ein kleiner Schyrtier, bellte wütend.

„Ich komme wegen der Hundesteuer,“ sagte Herr Biß etwas verlegen.

„Der Hundesteuer? Die ist doch schon längst bezahlt. Da muß ein Irrtum vorliegen.“

„Das Finanzamt irrt nie,“ erklärte Herr Biß im Tone tiefster Überzeugung. „Hier, sehen Sie, Herr Schiro,“ und er wies das Papier vor.

„Stimmt, stimmt,“ brummte der alte Herr. „Das verstehe ich nicht.“ Dann schien ihm etwas einzufallen. Er riß die Tür, die in den Salon führte, auf, und rief ärgerlich:

„Myriam, Myriam!“

Ein knabenhaft schlankes junges Mädchen kam.

„Was willst du, Papa?“

„Hast du vor vier Wochen das Geld für die Hundesteuer nicht fortgeschickt?“ fragte der alte Herr.

„Für die Hundesteuer, nein, das hab ich ganz vergessen.“

Sie entschuldigt sich nicht einmal, dachte Herr Biß, so ist die Jugend von heute.

Myriam ging in den Salon zurück, und der alte Herr zahlte den fälligen Betrag. Dabei brummte er:

„Also, ich soll mich pfänden lassen. Das ist mir noch nie passiert. Aber wenn ich meiner Tochter etwas sage, vergift sie es regelmäßig. Und wenn zufällig ein Geschäftsfreund herkäme, so hieße es auch schon in der ganzen Stadt: Stellen Sie sich vor, die Schiros sind pleite. Der Gerichtsvollzieher geht bei ihnen ein und aus. Ehrentwort. Ich habe es selbst gesehen. Und wie so etwas den Ruf einer Firma untergräbt! Nicht einmal eine Postanweisung kann das Mädel aufgeben!“

Er wandte sich an Herrn Biß:

„Haben Sie Kinder?“

„Nein, Herr Kommerzienrat,“ erwiderte Herr Biß und verstaute das Geld.

„Seien Sie froh, man hat mit ihnen nichts als Ärger, immer nur Ärger. Sie haben doch meine Tochter gesehen, ein hübsches Mädchen, nicht wahr? Was die schon für Partien hätte machen können! Aber nein, sie will nicht heiraten. Fliegen will sie, über den Ozean. Meine Tochter! Den ganzen Tag ist sie auf dem Flugplatz, und ich muß immer fürchten, daß sie mir eines schönen Tages davon fliegt, hinüber nach Amerika, und ich weiß gar nichts davon. Fliegen, ich bitte Sie, ist das eine Beschäftigung für ein vermögendes junges Mädchen aus guter Familie? Als meine selige Frau so alt war wie meine Tochter jetzt ist, hat sie schon drei Kinder gehabt. Aber meine Myriam, wenn ich der das sage, so lacht sie mich aus.“

Er seufzte tief.

„Es ist ein rechtes Elend mit den Kindern.“

Herr Biß fühlte Mitleid, das sich noch steigerte, als der alte Herr ihm eine Zigarre anbot.

„Wenn das gnädige Fräulein den Richtigen findet,“ meinte er tröstend.

„Wie soll sie den Richtigen finden, wenn sie sich nur für Flugzeuge interessiert? Ich hab ihr junge Leute eingeladen, Söhne von Geschäftsfreunden, tüchtige junge Menschen; sie will nicht. Ich habe ihr Künstler eingeladen, Gott, sie kann es sich ja leisten, einen Künstler zu heiraten; sie will nicht. Sie will nur fliegen. Begreifen Sie das?“

Herrn Biß kam ein Gedanke; der alte Herr tat ihm aufrichtig leid.

„Kennen der Herr Kommerzienrat die Gräfin Sternbach?“ fragte er.

„Sternbach, Sternbach, das sind doch die Leute, die

die große Villa haben? Sehr reiche Leute. Nein, ich kenne sie nicht. Warum?“

Herr Biß zog aus der Tasche die Karte auf Büttenspapier, und reichte sie dem Kommerzienrat. Der las sie und schüttelte den Kopf:

„Schadchen,“ meinte er wegwerfend. „Was soll mir das?“

„Das ist keine gewöhnliche Ehevermittlung,“ erklärte Herr Biß gekränkt. „Die Grafenfamilie gibt richtige Empfänge, sehr vornehm. Wenn man es nicht weiß, so glaubt man, es ist nur eine gesellige Zusammenkunft.“

Der alte Herr zuckte die Achsel.

„Das ist nichts für mich,“ meinte er abweisend. „Gar nichts. Meine Tochter hat das nicht nötig. Wie war die Adresse?“

„Ich lasse Ihnen die Karte da,“ erwiderte Herr Biß eifrig. „Brauche sie nicht mehr, bin dort schon eingeführt. Also, Herr Kommerzienrat, ich kann Ihnen sagen, es sind reizende Menschen.“

„Kann schon sein, aber wir brauchen das nicht. Da ist Ihre Karte. Nehmen Sie noch eine Zigarre. So. Adieu.“

Herr Biß zog betrübt ab; er hätte diesen freundlichen Menschen so gern einen neuen Kunden verschafft. Aber freilich, ein Mann, der eine solche Wohnung besitzt, hat es nicht nötig, zu einem Ehevermittler zu gehen, wenn er seine Tochter an den Mann bringen will.

*

Am Nachmittag des gleichen Tages meldete Huber:

„Herr Kommerzienrat Schiro läßt fragen, ob die Frau Gräfin empfängt.“

„Ich lasse bitten,“ sagte Nora ein wenig erschrocken und fügte hastig hinzu: „Komtesse Irene soll gleich kommen, aber gleich, Huber, verstehen Sie?“

Huber führte den Kommerzienrat in den großen Salon; Casimir hatte Nora eingeschärft, eventuelle Kunden hier zu empfangen. „Wenn die Leute den Lieberman an der Wand sehen, werden sie sich weniger über unsere Preise wundern,“ hatte er erklärt.

Der Kommerzienrat blickte Nora verblüfft an.

„Gräfin Sternbach?“ fragte er.

„Ja.“

Nora war äußerst verlegen, Was sagt man in so einem Fall? Wäre doch Irene hier, die fand immer die richtigen Worte.

Der alte Herr schob die Brille auf die Stirn und betrachtete Nora.

„Verzeihen Sie,“ sagte er, „aber Sie sind sehr jung, um ...“

Er stockte.

„Ach so, Sie kommen wegen meiner Empfänge, Herr Kommerzienrat. Sie haben wohl meine Karte erhalten?“

„Nein, nein ... ein gemeinsamer Bekannter hat mir Ihre Adresse gegeben.“

„Wollen Sie sich nicht setzen?“

„Danke.“

Der Kommerzienrat setzte sich, und Nora sah ihn erwartungsvoll an.

„Sie sind so jung,“ wiederholte er enttäuscht. „Ich hatte eine ältere Dame erwartet, mit der man offen reden kann.“

„Sie können auch mit mir offen reden. Wir ...“ Nora strengte ihren hübschen Kopf an, um den entsprechenden Satz zu finden, „wir sind ein reelles Unternehmen.“

Der alte Herr lächelte.

„Das glaube ich gern. Ich verstehe nur nicht recht, wie ...“

„Wir müssen verdienen,“ erwiderte Nora aufrichtig; der alte Mann gefiel ihr. „Und ich habe nichts gelernt, deshalb ...“

Irene betrat das Zimmer.

„Irene, das ist Herr Kommerzienrat Schiro, meine Schwägerin, Komtesse Sternbach.“

„Die ist ja noch jünger!“

„Wir haben einen Kompagnon,“ erklärte Irene rasch, „der große Erfahrungen besitzt. Sie dürfen Vertrauen zu uns haben.“

Der alte Herr lächelte wohlwollend.

„Gut. Also hören Sie, meine Damen, ich habe eine Tochter, die ich gerne verheiraten möchte. Sie ist zweiundzwanzig Jahre alt, und in unserer Familie haben die Mädchen immer schon mit achtzehn und neunzehn geheiratet. Aber meine Myriam will nicht. Wissen Sie, was sie will?“

„Was?“ fragte Nora.

„Fliegen will sie, über den Ozean, stellen Sie sich das vor! Mein einziges Kind.“

„Das begreife ich sehr gut,“ warf Irene unvorsichtig ein.

„Sagen sie ihr das noch! Sie soll nicht fliegen, sie soll heiraten. Aber wenn ich davon anfangen, ist sie auf beiden Ohren taub. Da habe ich mir gedacht, ich bringe sie einmal her, rein gesellschaftlich, ohne daß sie weiß, worum es sich handelt ... Übrigens, haben Sie geeignete junge Männer für meine Tochter? Sie ist sehr hübsch, gebildet, bekommt hundertfünfzigtausend mit, nach meinem Tod erbt sie noch mehr ... Verstehen Sie, die Sache hat keinen Haken, es ist kein uneheliches Kind da, Gott sei Dank. Myriam ist, wie gesagt, sehr

hübsch, sehr klug, wenn sie nicht den Fliegerhimmel hätte..." Er schwieg einen Augenblick, fragte dann:

"Also, können Sie mir Vorschläge machen?"

Nora spielte nervös mit der seidenen Tischdecke und focht die Fransen ineinander. Irene warf einen prüfenden Blick auf den alten Herrn; er gefiel ihr, und sie beschloß, aufrichtig zu sein:

"Gehen Sie, lieber Herr Kommerzienrat," sagte sie, "wir fangen eben erst an, haben daher nur eine kleine Kundschaft, oder wie man das nennt. Einstweilen käme für ein hübsches kluges reiches Mädchen nur einer unserer Kunden in Betracht, mein Bruder. Aber wir haben eine Menge Einladungen verschickt, und schon beim nächsten Empfang dürften Sie und Fräulein Myriam etwas Geeignetes finden."

"Ich möchte nicht, daß meine Tochter einen Christen heiratet, Sie müssen entschuldigen, ich will Sie nicht beleidigen, aber in unserer Familie..."

"Ich verstehe. Aber wir werden bestimmt auch ... Nora, wo sind denn die Listen?"

"Ich habe sie noch nicht eingetragen," gab Nora besämt zu.

Der Kommerzienrat lachte.

"Sehr geschäftstüchtig scheinen Sie ja gerade nicht zu sein, meine Damen."

"Unser Kompagnon ..." begann Nora hilflos.

Jerene lachte.

"Gehen Sie, Herr Kommerzienrat, wir haben in unserem ganzen Leben noch nie Geld verdienen müssen. Aber seitdem die Elster-Bank ihre Zahlungen eingestellt hat..."

Der alte Herr nickte.

"Ach so, aber das war doch vorauszusehen. Sie hätten schon vor Monaten ihr Geld herausziehen müssen. Die

ganze Sache war eine, verzeihen Sie das harte Wort, Schweinerei." Er blickte die beiden mitleidig an. "Und jetzt wollt ihr armen Kinder..."

"Wir werden uns bestimmt durchsetzen," rief Irene. "Ganz bestimmt. Und wenn Sie uns Ihr Vertrauen schenken, Herr Kommerzienrat, so wird das für uns sehr nützlich sein. Kommen Sie am Sonntag zu unserem Empfang und bringen Sie Fräulein Myriam mit, unter irgendeinem Vorwand. Und erlauben Sie uns, Ihren Namen auf unsere Liste zu setzen."

"Wieviel Provision nehmen Sie?"

"Drei Prozent," erwiderte Nora. "Unser Kompagnon meint..."

"Also das übliche. Gut."

Der alte Herr dachte einen Augenblick nach.

"Wenn Sie keinen passenden Mann für meine Myriam finden, ihr aber das verwünschte Fliegen ausreden können, so zahle ich ein Prozent, verstehen Sie?"

"Ich werde mir alle Mühe geben," entgegnete Irene. "Obgleich ich die Leidenschaft Ihrer Tochter verstehe."

"Also abgemacht, am Sonntag," sagte der Kommerzienrat. "Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, meine Damen, versuchen Sie, einen etwas geschäftstüchtigeren Eindruck zu machen. Aufrichtigkeit ist ja ganz schön, und bei mir hat sie Ihnen nicht geschadet, im Gegenteil, aber im großen ganzen..."

Er lächelte, klopfte Irene väterlich auf die Schulter, schüttelte Nora kräftig die Hand und ging.

"Ein lieber alter Mann, der Papa Schiro," meinte Irene.

"Ich glaube, wir haben uns sehr dumm benommen," sagte Nora bekümmert.

"Im Gegenteil, ich habe sofort gemerkt, daß wir uns hier die Wahrheit leisten konnten." Sie überlegte.

„Eigentlich müßten wir probieren, auch den alten Herrn zu verheiraten . . . Du, Nora, wieviel sind drei Prozent von hundertfünfzigtausend?“

Nora griff nach einem Bleistift und begann auf der Visitenkarte des Herrn Kommerzienrat zu rechnen.

„Viertausendfünfhunderi,“ sagte sie schließlich.

„Nora, stell dir vor, wenn wir an einer einzigen Ehe viertausendfünfhundert verdienen, dann verdienen wir an zwei, drei, so viel, daß wir für lange Zeit versorgt sind. Du, wir werden noch Millionäre!“

*

Am Freitag nachmittag fuhr Casimir vor, in einem eleganten, blaulackierten Auto. Huber starrte den Wagen an, die Augen sprangen ihm fast aus dem Kopf:

„Das ist ja unser Wagen!“ rief er. „Der Wagen, den wir an den Herrn Brehmann von den Farbwerken verkauft haben.“

„Stimmt,“ erwiderte Casimir mit vergnügtem Grinsen. „Sie werden mich jetzt häufig in diesem Wagen sehen, lieber Herr Huber.“

„Na,“ meinte Huber resigniert, „Sie können wenigstens fahren, Herr Graf, was man von dem jungen Herrn Brehmann nicht behaupten kann.“

Casimir hatte einen ganzen Stoß Photographien mitgebracht.

„Die müssen sofort ins Album,“ erklärte er.

Irene sah sich die Bilder an.

„Zwanzig Stück,“ sagte sie befriedigt. „Das lohnt sich.“ Plötzlich wurde ihr Blick starr, sie hob die Photographie aus dem Stoß:

„Wer ist denn das?“

„Der Käufer eures Autos. Steinreich, blöd, ein junger Mann, dem viel daran liegt, in der besten Gesell-

schaft zu verkehren. Er spielt auch Karten.“ Casimir lächelte. „Das heißt, er bildet sich ein, Karten spielen zu können. Ein liebenswerter junger Mann.“

„Der Kerl kommt mir nicht ins Haus,“ sagte Irene energisch.

„Weshalb, wieso? Mein bester Gang! Wissen Sie, Komtesse Irene, wer das ist? Der einzige Sohn des alten Brehmann von den Farbwerken, Geld wie Heu und von einer gottbegnadeten Dummheit. An dem können wir zehntausend Mark verdienen, — und ich privat noch mehr.“

„Der Kerl kommt mir nicht ins Haus,“ wiederholte Irene.

„Ich verstehe Sie nicht. Er ist ja nicht gerade schön, aber das schadet nichts, bei seinem Geld . . . Was haben Sie gegen ihn?“

„Daß er mich vor einigen Tagen aufgefordert hat, nach Jerusalem zu gehen, daß ich ihm eine Watschen anbieten mußte, daß . . .“

Casimir lachte.

„Ach so! Das ist der junge Mann, mit dem Sie im Warenhaus den Auftritt hatten? Das tut nichts. Ich habe mit seinem Alten gesprochen, der will den Sohn um jeden Preis verheiraten, damit er aufhört, Dummheiten zu machen. Der Junge ist an der Universität inskribiert, aber er studiert nicht, er fährt Auto, sehr schlecht, und seine Hauptleidenschaft besteht darin, in Warenhäuser zu laufen und Leute zu provozieren. Dadurch, glaubt er, könne Deutschland gerettet werden. Der Alte, ein ganz vernünftiger Mensch, Staatspartei, ist verzweifelt über die Weltanschauung seines Sohnes. Aber der Junge läßt sich nichts dreinreden. Und da er das Vermögen der Mutter geerbt hat, kann der Alte nichts tun.“

„Er wird mich bestimmt erkennen,“ meinte Irene.

„Um so besser.“

„Ja aber, stellen Sie sich doch vor, wenn er unsere jüdischen Kunden insulsiert,“ sagte Nora ängstlich.

„Wenn er den lieben Papa Schiro begrobt, hau ich ihm wirklich eine herunter!“ rief Irene.

Casimir lachte.

„Er wird in der feudalen Umgebung dermaßen eingeschüchtert sein, daß er kein unhöfliches Wort sagt. Das versichere ich Ihnen. Und wenn er Sie sieht, Komtesse Irene...“

„Ja, aber wie kann ich mit einem Menschen reden, dem ich eine Watschen angeboten habe?“

„Sie erinnern sich an nichts. Das ist das Beste. Persönliche Gefühle müssen ausgeschaltet werden, sobald es sich um das Geschäft handelt.“

Nora hatte inzwischen weitere Photographien durchgesehen.

„Ist das aber ein schönes Mädchen!“ rief sie unvermittelt und schob Irene ein Bild zu.

„Ist das am Ende eine von Ihren sechs Frauen?“ fragte Irene mißtrauisch.

„Nein, höchstens meine siebente. Eine Holländerin: Nantje van Dam. Tochter eines Juwelenhändlers. Die Eltern sind in Homburg zur Kur. Eine Suite im ersten Hotel, Jose, Diener. Römisch-katholisch. Zwanzig Jahre alt. Bruder in Java. Künstlerische Interessen. Und wie Sie sehen, unglaublich schön: lissianblondes Haar, rosigen Teint, wie Erdbeeren mit Schlagjahne, wundervolle Gestalt, in vier bis fünf Jahren wird sie dick sein, aber was alles kann in vier bis fünf Jahren passieren? Kurzum, eine herrliche Ware.“

„Wozu braucht die eine Ehevermittlung?“ erkundigte Nora sich.

„Sie weiß doch nicht, daß sie hier quasi ausgestellt wird. Ich habe mir erlaubt, ihr zu sagen, daß ich ein entfernter Verwandter von Ottokar bin und sie gerne mit meinen Verwandten bekannt machen möchte.“

Irene sah noch immer Photographien an:

„Wer ist dieser junge Mann? Den sehe ich doch immer an einem Caféhausfenster sitzen?“

„Ach der, der junge Rauch,“ Casimir zuckte verächtlich die Achseln. „Den habe ich nur für jene Frauen eingeladen, die in Literatur machen. Schriftsteller, nicht talentlos, aber größenwahnsinnig. Ein unangenehmes flebrig-subjekt. Kriecht allen Leuten... na ja, Sie wissen schon... Macht in links und macht in rechts, je nachdem, und sucht verzweifelt eine reiche Frau... Der dort, ja, das dritte Bild unter Rauch, das ist ein schöner Mensch, Journalist, intelligent und sogar anständig.“

„Der wäre etwas für Myriam,“ meinte Irene.

„Myriam?“

„Ja,“ erwiderte Nora herablassend, „Sie dürfen nicht glauben, daß nur Sie etwas fürs Geschäft tun.“ Sie schlug das Geschäftsbuch auf und zeigte auf eine Zeile: „Myriam Schiro, zweiundzwanzig Jahre, hundertfünfzigtausend Mark Mitgift...“

„Was, die Tochter des alten Schiro! Mein Kompliment. Das haben Sie gut gemacht. Wer von Ihnen...?“

„Ich,“ entgegnete Irene stolz. „Nora hat sich benommen wie eine dumme Kuh, aber ich habe dem Papa Schiro alles erklärt, und er kommt am Sonntag mit seiner Tochter.“

Casimir rechnete halblaut vor sich hin:

„Wenn am Sonntag alle kommen, und wenn nur die Hälfte, ja sogar nur ein Drittel der Leute einen Ehepartner findet, so sind uns an die dreißigtausend Mark Provision sicher.“

Nora holte einen Brief aus der Tasche.

„Lesen Sie dieses Schreiben, Ponikhy; es klingt so merkwürdig, ich weiß nicht, was es bedeuten soll.“

„Obgleich Sie mich nicht zu Ihren Empfängen eingeladen haben, sehr verehrte Frau Gräfin, werde ich mir dennoch erlauben, nächsten Sonntag zu kommen. Ihr Betrieb interessiert mich aus mehr als einem Grund.“

Hochachtungsvoll

Frau Therese Kleppner.“

Casimir pffiff durch die Zähne.

„Kleppner, Therese Kleppner, wissen Sie, wer das ist?“

„Keine Ahnung.“

„Die Konkurrenz! Sie können jeden Sonntag ihre Annoncen in den Zeitungen lesen: Eben vermittelt. Was will denn die Alte hier? Uns ausspionieren, Kunden wegschnappen?“

„Mein Gott!“ rief Nora erschrocken. „Wenn sie Ottokar etwas sagt! Das wäre schrecklich. Ich weiß ohne hin nicht, wie ich ihm begreiflich machen soll, daß wir wieder einen Empfang geben, mit so vielen Gästen.“

„Wir werden die Sache schon deichseln,“ meinte Casimir beruhigend. „Wenngleich es etwas peinlich ist. Also, kleben Sie schön die Photographien ein und schreiben Sie Nummern dazu. Vergessen Sie auch nicht, im Geschäftsbuch Mitgift und Vermögen einzutragen. Ich muß fort. Mein junger Freund Brehmann erwartet mich; ich habe das Auto nur für ein paar Stunden geliehen. Auf Wiedersehen; ich komme Sonntag zum Diner, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist.“

*

„Diese Nantje van Dam ist wirklich schön und auch

sympathisch,“ sagte Irene und steckte das Bild in das Album. „Weißt du, Nora, die lassen wir Casimir nicht. Die wäre etwas für Ottokar.“

„Du bist wohl verrückt.“

„Weshalb?“

„Für meinen Mann?“

„Ihr seid doch gar nicht mehr verheiratet. Was willst du denn? Du kannst doch Ottokar nicht daran hindern, mit einer andern Frau glücklich zu werden.“

Nora warf der Schwägerin einen zornigen Blick zu:

„Ich weiß nicht, Irene, manchmal bist du ausgesprochen vulgär.“

Sie stand auf und ging, ohne ein weiteres Wort, aus dem Zimmer. Irene lachte leise vor sich hin und blickte dann auf die Uhr: Schon fünf, dachte sie, ich muß ja trainieren gehen.

Sie ließ die Bilder auf dem Tisch liegen und lief aus dem Zimmer, um ihr Tenniskleid anzuziehen.

*

Huber kam in den Salon, um ein wenig Ordnung zu machen. Er sah die Photographien auf dem Tisch liegen und sah auch das offene Album, mit Nantje van Dams Bild.

Huber kratzte sich den Kopf. Ihm war übel zumute. Nein, so was, dachte er, also daß die Frau vom Grafen Ottokar so etwas macht! Ich hab sie ja nie leiden können, sie war nie gut genug für den Grafen. Aber so was! Ein solches Geschäft! Und wenn ihr die Polizei draufkommt, das gäbe einen schönen Skandal! Unser guter Name wäre beim Teufel. Eigentlich müßt ich's dem Grafen sagen ... Aber wie?

Huber war mit Ottokar zusammen auf dem Gut der Sternbachs aufgewachsen, als Kinder hatten sie ein-

ander geduzt, und Huber hatte mehr als einmal den jüngeren Ottokar verprügelt, wenn dieser frech wurde. Als Ottokar heiratete, holte er Huber, der inzwischen in Wien Taxichauffeur geworden war, nach Deutschland. Sie waren immer noch gute Freunde, aber wie kann man sogar einem guten Freund sagen:

„Graf Ottokar, ich darf es Ihnen nicht verheimlichen, so leid es mir tut. Sie müssen die Wahrheit erfahren. Ihre Frau, das heißt, Ihre geschiedene Frau, die Gräfin Nora, ist Mädchenhändlerin geworden...?“

Huber dachte wehmütig an Ottokars entsetztes Gesicht. Nein, er bringt es nicht übers Herz. Er klappte das Album zu und schob die lose herumliegenden Photographien unter eine Zeitung.

VIII

Ernestine Balz kleidete sich an. In dem kleinen Zimmer brannte nicht nur das elektrische Licht; in einem altmodischen Randelaber, den die selige Mutter vor unendlich vielen Jahren als Hochzeitsgeschenk erhalten hatte, leuchteten auch noch fünf Kerzen. Auf dem Bett lag das Altrosafleid mit den Ecruspitzen.

Ernestine schlüpfte mit fast rituellen Bewegungen in die neuen seidenen Schlupfhosen, — auch diese Ver-
schwendung hatte sie sich gestattet —. Zum erstenmal in ihrem Leben genoss sie die Freude, sich „schön zu machen.“ Irene hatte ihr geraten, ein wenig Rouge aufzulegen, aber das war nicht nötig; Ernestines Wangen glühten vor glückseliger Erregung, das frischgewaschene, ondulierte Haar glänzte, die braunen Augen leuchteten.

Ernestine sah auf das Kleid; sie schob den Augen-

blick hinaus, da sie es anziehen würde. Eine heimliche Angst quälte sie: wenn es mir jetzt dennoch nicht zu Gesicht steht, wenn es zu jugendlich ist ... wenn ich darin lächerlich aussehe ... Etwas in Ernestine betete: „Lieber Gott, laß mich hübsch sein, nur heute laß mich hübsch sein ... Du weißt ja, daß ich nie an mein Äußeres gedacht habe, dazu fehlte mir immer die Zeit. Aber wenn ich meine Pflicht erfüllt habe, als Schwester, als Tochter, und ich habe mir alle Mühe gegeben, es zu tun, dann laß mich heute hübsch sein, laß mich diesen Abend glücklich sein. So richtig glücklich, wie es andere Frauen ein Leben lang sein dürfen ... Lieber Gott ...“

Sie blickte in den Spiegel: so, ohne Kleid, dachte sie, bin ich hübsch, ich habe lange schlanke Beine, eine Gestalt wie ein junges Mädchen, wenn ich so ... Und dann wurde sie dunkelrot bei dem Gedanken, daß jemand sie so sehen könnte und, was noch ärger war, daß sie fast gewünscht hatte, jemand könnte sie so sehen. Wenn irgendwo im Himmel der selige Vater wüßte, was für schamlose Gedanken seine Tochter hat!

Aus der Vergangenheit, aus den Schatten, griff noch einmal die schwere Hand nach ihr und wollte sie niederdrücken. Wollte ihr mit hartem Griff selbst nach dem Tod alle Glücksmöglichkeit nehmen. Ernestines Geist schauderte zusammen; Verzagtheit kam sie an: Zwei- und vierzig, dachte sie, ich bin zweiundvierzig Jahre alt und bilde mir ein ... Die Leute werden über mich lachen, die alte Ziege, werden sie sagen, was bildet die sich ein? Es ist besser, ich gehe gar nicht hin ... Ernestines Geist begann, sich dem toten Vater zu unterwerfen, aber ihr Körper, dessen sie sich in den letzten Tagen immer stärker bewußt geworden war, schlug den Angriff ab. Er straffte sich, Ernestine hatte sich in ihrem gan-

ander geduzt, und Huber hatte mehr als einmal den jüngeren Ottokar verprügelt, wenn dieser frech wurde. Als Ottokar heiratete, holte er Huber, der inzwischen in Wien Taxihauſſeur geworden war, nach Deutschland. Sie waren immer noch gute Freunde, aber wie kann man ſogar einem guten Freund ſagen:

„Graf Ottokar, ich darf es Ihnen nicht verheimlichen, ſo leid es mir tut. Sie müſſen die Wahrheit erfahren. Ihre Frau, das heißt, Ihre geſchiedene Frau, die Gräfin Nora, iſt Mädchenhändlerin geworden...?“

Huber dachte wehmütig an Ottokars entſetztes Geſicht. Nein, er bringt es nicht übers Herz. Er klappte das Album zu und ſchob die loſe herumliegenden Photographien unter eine Zeitung.

VIII

Erneſtine Balz kleidete ſich an. In dem kleinen Zimmer brannte nicht nur das elektriſche Licht; in einem altmodiſchen Kandelaber, den die ſelige Mutter vor unendlich vielen Jahren als Hochzeitsgeſchenk erhalten hatte, leuchteten auch noch fünf Kerzen. Auf dem Bett lag das Altroſakleid mit den Cernuſpißen.

Erneſtine ſchlüpfte mit faſt rituellen Bewegungen in die neuen ſeidenen Schlupfhosen, — auch dieſe Verſchwendung hatte ſie ſich geſtattet —. Zum erſtenmal in ihrem Leben genoß ſie die Freude, ſich „ſchön zu machen.“ Irene hatte ihr geraten, ein wenig Rouge aufzulegen, aber das war nicht nötig; Erneſtines Wangen glühten vor glückſeliger Erregung, das friſchgewaſchene, ondulirte Haar glänzte, die braunen Augen leuchteten.

Erneſtine ſah auf das Kleid; ſie ſchob den Augen-

blick hinaus, da ſie es anziehen würde. Eine heimliche Angst quälte ſie: wenn es mir jezt dennoch nicht zu Geſicht ſteht, wenn es zu jugendlich iſt ... wenn ich darin lächerlich ausſehe ... Etwas in Erneſtine betete: „Lieber Gott, laß mich hübſch ſein, nur heute laß mich hübſch ſein ... Du weißt ja, daß ich nie an mein Außeres gedacht habe, dazu fehlte mir immer die Zeit. Aber wenn ich meine Pflicht erfüllt habe, als Schweſter, als Tochter, und ich habe mir alle Mühe gegeben, es zu tun, dann laß mich heute hübſch ſein, laß mich dieſen Abend glücklich ſein. So richtig glücklich, wie es andere Frauen ein Leben lang ſein dürfen ... Lieber Gott ...“

Sie blickte in den Spiegel: ſo, ohne Kleid, dachte ſie, bin ich hübſch, ich habe lange ſchlanke Beine, eine Geſtalt wie ein junges Mädchen, wenn ich ſo ... Und dann wurde ſie dunkelrot bei dem Gedanken, daß jemand ſie ſo ſehen könnte und, was noch ärger war, daß ſie faſt gewünscht hatte, jemand könnte ſie ſo ſehen. Wenn irgendwo im Himmel der ſelige Vater wußte, was für ſchamloſe Gedanken ſeine Tochter hat!

Aus der Vergangenheit, aus den Schatten, griff noch einmal die ſchwere Hand nach ihr und wollte ſie niederdrücken. Wollte ihr mit hartem Griff ſelbſt nach dem Tod alle Glücksmöglichkeit nehmen. Erneſtines Geiſt ſchauerte zuſammen; Verzagtheit kam ſie an: Zweiundvierzig, dachte ſie, ich bin zweiundvierzig Jahre alt und bilde mir ein ... Die Leute werden über mich lachen, die alte Ziege, werden ſie ſagen, was bildet die ſich ein? Es iſt beſſer, ich gehe gar nicht hin ... Erneſtines Geiſt begann, ſich dem toten Vater zu unterwerfen, aber ihr Körper, deſſen ſie ſich in den letzten Tagen immer ſtärker bewußt geworden war, ſchlug den Angriff ab. Er ſtrafte ſich, Erneſtine hatte ſich in ihrem gan-

zen Leben noch nie so kühn und gerade gehalten, er meldete sich zu Wort: Sieh mich doch an, wie jung ich geblieben bin, wie schlank, wie gelenkig. Die Beine, die kleinen festen Brüste, die schmalen Hände ... Ich bin da, bin stärker als deine Angst, stärker als der Tote, der mir kein Leben gegönnt hat. Ich fordere meine Chance ...

In dem öden stillen Zimmer lachte Ernestine plötzlich laut auf. Befreit, erlöst. Sie trat zum Bett, griff nach dem Kleid, zog es über.

Dann zögerte sie eine Sekunde mit geschlossenen Augen und tastete über den weichen Seidenstoff, der sich eng um ihre schmalen Hüften spannte.

Zum Liebhaben, dachte sie, ja, meine Gestalt ist zum Liebhaben. Wenn ich jetzt fortgehen könnte, mit geschlossenen Augen, ohne mein Gesicht zu sehen, dann wäre alles gut ... Aber mir fehlt der Mut, in den Spiegel zu blicken ... Wer weiß ...

Sie sank, noch immer mit geschlossenen Augen, auf den Sessel vor dem altmodischen Toilettetisch. Ihre Hände waren plötzlich kalt geworden, und der Schweiß stand ihr auf der Stirn.

Dann nahm sie allen Mut zusammen und öffnete die Augen. Die Kerzen flackerten und warfen ein weiches Licht auf ihr Gesicht. Sie starrte in den Spiegel. War sie das wirklich? Im milden Glanz der Kerzen verschwanden die kleinen Falten, die der Kampf mit dem Leben in ihr Gesicht gegraben hatte, sie sah nur die großen braunen Augen, den roten Mund, das seidige Haar. Und dann die schöne Linie der dekolletierten Schultern. Schneerweiß, zartgeschwungen, wie auf alten Bildern.

- In diesem Augenblick wurde sie, die wirkliche Ernestine, geboren. Niemand wird über mich lachen, jubelte

es in ihr. Niemand wird mich übersehen. Ich bin eine Frau, ich bin jemand. Sie schüttelte die tote Hand ab, die sie zu Boden drücken wollte, sie lächelte dem verblassten Bild der kleinen zarten Mutter zu: „Bist du mit deiner Tochter zufrieden? Wird sie dir Ehre machen?“ Und sie fühlte in sich nicht nur die eigene Lebenssehnsucht, sondern auch die der Frau, die so freudlos gelebt hatte und so gern gestorben war.

Es klopfte an der Tür.

„Herein,“ sagte Ernestine mechanisch.

Die Frau Regierungsrat betrat das Zimmer. Sie blickte zuerst mißbilligend auf die Kerzen, dann auf Ernestine.

„Gott, wie fein,“ sagte sie spitz. „Etwas jugendlich, wenn man bedenkt ...“

Ernestine lachte; sie erkannte sich selbst kaum, als sie das übermütige frische Lachen hörte:

„Aber, liebe Frau Regierungsrat, heutzutage ist man mit zweiundvierzig noch keine alte Frau, wie das zu Ihrer Zeit war.“

Die Frau Regierungsrat starrte sie betroffen an; diesen Ton kannte sie nicht.

„Wenn Sie glauben,“ meinte sie zögernd und dann, um ihre Autorität wieder zu gewinnen: „Aber ich muß schon bitten, daß Sie nicht zu spät heimkommen. Sie wissen, ich kann nicht einschlafen, ehe ich die Kette vorgelegt habe.“

Jetzt war der große Augenblick gekommen, wenn ich jetzt klein beigebe, dachte Ernestine, dann ist alles verloren. Aber wenn ich meine Angst überwinde ...

Ihre Stimme klang nicht ganz fest, als sie die seit Lagen einstudierten Worte sagte:

„Ich komme heim, wann es mir paßt, Frau Regierungsrat.“

Die Frau Regierungsrat traute ihren Ohren nicht; hatte hier das schüchterne, stets zu Entschuldigungen bereite Fräulein Balz gesprochen? Die alte Jungfer, die davon lebt, daß sie Filetspitzen macht?

„In meinem Hause,“ erklärte sie schroff, „leben nur anständige feine Leute. Es geht nicht an, daß sich meine Mieter nachts herumtreiben. Ich dulde nicht ...“

Das Wort blieb ihr in der Kehle stecken. Ernestine lächelte. Ernestine begann nicht, wie sonst, zu stottern und zu stammeln, nein, sie sagte ganz ruhig, ganz liebenswürdig:

„Ich kann ja ausziehen, wenn ich Ihnen nicht fein genug bin.“

Der Frau Regierungsrat fielen die zahllosen Zimmer ein, die in der Stadt leer standen. Sie erschrak.

„Liebes Fräulein Balz, Sie haben mich völlig mißverstanden. Ich dachte nicht daran ... Ich freue mich ja von Herzen, wenn Sie sich unterhalten, in Ihrem Alter braucht der Mensch Zerstreuung. Und Sie sehen reizend aus.“

Ernestine staunte: so leicht war der Feind zu schlagen? Man muß nur einmal energisch sein und sich nicht einschüchtern lassen. Wenn sie das früher gewußt hätte, vor Jahren ...

Sie zuckte die Achseln; wozu über das Vergangene nachdenken, da es ja doch eine Gegenwart und vielleicht sogar auch eine Zukunft gibt?

*

Der erste Empfang bei den Sternbachs hatte den Charakter eines „gemütlichen Zusammenseins“ getragen, der zweite hingegen war, auf Casimirs Rat hin, eine große Festlichkeit.

„Das eine Mal,“ hatte Casimir erklärt, „müssen wir

noch draufzahlen. Daran ist nichts zu ändern. Aber es wird sich lohnen.“

Er kam zum Diner, zu Ottokars ärgerlichem Stauen, inspizierte nachher die Räume, das Büfett, gab letzte Anweisungen und fuhr in dem wohlbekannten blauen Auto los, um seine Freunde aus Homburg zu holen.

Er wollte vor den andern wieder da sein.

„Falls aber doch Leute kommen,“ sagte er zu Nora, „vergessen Sie nicht, gräflisch zu sein, sehr gräflisch. Kühle Liebenswürdigkeit. Nicht zu herzlich. Verstehen Sie?“

Nora verstand es und vergaß es, sobald der Kommerzienrat Schiro mit Myriam den großen Salon betrat. Sie war nervös, und der Anblick des freundlichen alten Herrn gab ihr die Sicherheit wieder. Der wußte, wie es um die ganze Sache stand, und sie fühlte instinktiv: der wird uns helfen. Außerdem sah er wie eine richtige „Geschäftsverbindung“ aus, das wirkte gut bei Ottokar, und mit Myriam konnte man Staat machen; sie war einfach reizend. Zuerst schien sie zwar etwas verstimmt, sicher hatte es daheim einen Kampf gegeben, ehe sie einwilligte, den Vater zu „diesen netten Sternbachs“ zu begleiten; Nora konnte sich die Szene genau vorstellen. Aber Irene hatte sich gleich auf das junge Mädchen gestürzt, und nach zwei Minuten redeten die beiden eifrig über das Fliegen. Das eine Prozent werden wir auf die Art nicht verdienen, dachte Nora, aber vielleicht die drei ...

Herr Biß und Ernestine kamen fast gleichzeitig und setzten sich sofort zusammen.

Gegen halb zehn traf Casimir mit seinen Bekannten ein; Nantje van Dam, noch schöner als ihre Photographie, und ein fatter Vater van Dam, der ausfah, als könnte er alle Anwesenden kaufen. Es gab einen

peinlichen Augenblick, als der junge Brehmann dem Kommerzienrat vorgestellt wurde. Der junge Mann starrte gereizt auf das Gesicht des alten Herrn und begann wie eine Grammophonplatte sein Sprüchlein:

„Gehen Sie . . .“

Aber im gleichen Augenblick stand auch schon Irene neben dem Kommerzienrat, schob ihren Arm unter den seinen und lächelte den jungen Mann seltsam an. Der zuckte zusammen, wurde dunkelrot und stotterte verschreckt:

„Gehen Sie dieses Jahr nach der Riviera, oder nach Ägypten, Herr Kommerzienrat?“

Dann zog er sich hastig in die Ecke zurück, wo der arische Naturfreund saß.

Der alte Schiro lachte.

„Der arme Brehmann,“ sagte er, „der hat mit seinem Buben ebenso viel Sorgen wie ich mit meinem Mädels. Die Jugend will sich eben austoben, die einen so, die andern so.“

Irene lachte auch, aber keineswegs gutmütig. Sie entschuldigte sich beim Kommerzienrat und ging dem jungen Brehmann nach. Der stand erschrocken auf, als er ihre schlanke Gestalt vor sich sah.

Irene betrachtete ihn einen Augenblick schweigend; ihre feine Nase rümpfte sich merklich, sie schnupperte ein wenig.

Der junge Brehmann stand noch immer vor ihr, stramm, wie vor einem militärischen Vorgesetzten.

„Sie dürfen sich setzen,“ sagte Irene schließlich herablassend. „Und wenn Sie sich anständig benehmen, dürfen Sie hierbleiben . . .“

„Entschuldigen Sie, Komtesse Sternbach, aber ich bin doch eingeladen worden.“

„Gegen meinen Wunsch. Sie sind nun einmal, leider,

unser Gast, und ich muß Sie daher dulden. Aber wenn ich nur das geringste merke . . . das allergeringste . . .“ Sie lächelte. „Backhand, vergessen Sie nicht, die beste Backhandspielerin von Lausanne.“

Der verwirrte junge Mann verbeugte sich wortlos.

Irene ließ ihn stehen und trat zu Nora, die mit einer nicht mehr ganz jungen, aber sehr eleganten Frau plauderte.

„Einen Augenblick, Nora,“ bat sie.

Nora stand auf.

„Was willst du denn?“ fragte sie ungeduldig. „Ich rede eben mit zehntausend Mark Provision, und da kommst du her und störst mich.“

„Kannst du dich nicht etwas um die andern Leute kümmern? Ich kann doch nicht überall zugleich sein.“

„Casimir hat gesagt, ich soll hier sitzen bleiben und gräfflich tun, die Leute zu mir kommen lassen.“

„Ja, aber wenn nun der arische Naturfreund und dieser ekelhafte Brehmann . . .“

„Casimir hat gesagt, politische Differenzen müssen durch dich und ihn beigelegt werden.“

„Angenehm! Herrgott, jetzt redet Brehmann mit Myriam, das hat gerade noch gefehlt!“

Casimir hörte ihre Worte und lachte:

„Bei einer so hübschen und so reichen Jüdin hört der Antisemitismus auf, Komtesse Irene. Machen Sie sich keine Sorgen.“

Ein schwarz gekleideter, unendlich ehrbarer älterer Mann wurde eben angemeldet.

„Der Hochwürdige Herr Daniel aus Chicago.“

„Wer ist denn das?“ fragte Nora.

„Einer von meinen zwanzig,“ erwiderte Casimir. „Methodistenprediger. Ein reizender Mensch. Es macht sich gut, wenn ein so ehrbarer Mann bei Ihren Emp-

fängen ist. Seien Sie besonders liebenstwürdig mit ihm, Gräfin Nora."

Irene hielt die Schwägerin zurück.

"Nora, das ist ein Gangster, nimm die Perlen ab und schließ sie ein. Ich sage dir, das ist ein Gangster."

"Du bist ja verrückt, Irene. Nur weil der Mann aus Chicago kommt? Du liest zu viel Detektivromane."

"Also, ich sag dir, er ist ein Gangster, schau, er hat etwas Dickes in der hinteren Hosentasche, dort, wo die Gangster den Revolver tragen. Plötzlich wird das Licht verlöscht, und er wird rufen: Hände hoch, und dann können wir uns mitsamt unseren Empfängen begraben lassen."

"Schwäg kein solches Blech und kümmer dich lieber um unsere Gäste."

"Und er ist doch ein Gangster," brummte Irene und ging Frau Margot Winkler entgegen, die eben den Salon betrat.

*

Der arische Naturfreund, Herr van Dam und der Kommerzienrat hatten sich zusammengefunden. Sie saßen um einen Tisch, tranken Kognak und redeten über Butter. Redeten leidenschaftlich, zornig über dieses sanfte Produkt eines sanften Tieres. Ottokar, der an ihnen vorbeiging, fing einige Worte auf. Butter, dachte er verblüfft, will Nora mit Butter handeln? Also, das geht so nicht weiter. Ich muß wissen, wer diese Leute sind, und was Nora mit ihnen vorhat. Heute abend, wenn die Gäste fort sind, werde ich sie fragen ...

Er lief einer rundlichen, sehr blonden Dame in die Arme, die ein Lorgnon an die Augen hob und fragte:

"Graf Sternbach?"

"Ja."

"Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Herr Graf."

Mein Name ist Therese Kleppner. Vielleicht ist er Ihnen schon bekannt."

"Leider nicht, aber Sie müssen verzeihen, gnädige Frau, ich habe ein schlechtes Namengedächtnis. Falls ich die Ehre gehabt haben sollte, Sie früher kennengelernt ..."

"Nein, persönlich nicht, Herr Graf; ich dachte nur, weil ich ja eigentlich eine Konkurrenz ..."

"Wie bitte?"

"Nun ja, unser Geschäft ist doch das gleiche."

"Butter?" fragte Ottokar hilflos.

Die rundliche Dame starrte ihn verblüfft an:

"Butter? Wie kommen Sie auf Butter?"

Casimir trat zwischen die beiden.

"Gnädige Frau, gestatten Sie, Graf Ponitzky, die Gräfin Sternbach läßt Sie bitten, wir wollen zum Souper gehen." Er bot ihr den Arm.

Ottokar blickte ihr nach. Also Butter scheint es nicht zu sein. Ein plötzlicher Schrecken fuhr ihm durch die Glieder. Vielleicht ist die Bezeichnung Butter nur ein Wort, das für etwas weit weniger Harmloses angewandt wird; vielleicht handelt es sich hier um eine Ware, die nur im Geheimen verkauft wird, um Kokain oder Morphinum ...

Irene packte ihn beim Arm:

"Steh doch nicht so herum, Ottokar," sagte sie ungeduldig. "Kümmer dich um die Gäste. Führe Fräulein van Dam zum Souper."

"Irene, sag mir die Wahrheit. Was für ein Geschäft wollt ihr betreiben? Hast es etwas mit Morphinum oder Kokain ...?"

"Kokain, also ist er doch ein Gangster. Ich hab es ja gleich gewußt. Aber wie hast du es herausgebracht, Ottokar?" Sie blickte ihn fast bewundernd an.

„Gangster, wer, wen meinst du denn?“

„Wir haben jetzt keine Zeit zum Schwätzen. Sieh doch, Fräulein van Dam steht ganz allein. Geh rasch hin.“

Ottokar gehorchte. Irene blieb einen Augenblick allein im Salon. Sie zog von den Fingern die Ringe und nahm die Amethystkette vom Hals; dann stopfte sie den Schmuck hastig, sich nach allen Seiten umblickend, in die Tischlade.

Casimir war ein Genie, er hatte die Leute an den kleinen Tischen so richtig untergebracht, daß niemand sich langweilte, und Irene heimlich bereits die Prozente zu berechnen begann. Frau Margot Winkler saß neben Herrn Rauch, dem Schriftsteller, der ihr von seinen Erfolgen berichtete:

„Die Zeitungen reißen sich um mich, und auch die Sender,“ erklärte er. „Es ist gar nicht wahr, daß heutzutage Talente nicht anerkannt werden.“

Sein Blick fiel auf den am Nebentisch sitzenden Herrn Biß, den er vor einigen Monaten kennengelernt hatte, und dann auf Frau Margots Rubinette. „Geld,“ fuhr er fort, „interessiert mich nicht. Aber Ruhm, Berühmtheit. Und die, das weiß ich, werden mir zuteil werden.“

Frau Margot nickte lächelnd. Der junge Mann gefiel ihr. Sie überlegte im stillen: Gräfin, das kann schließlich jede werden, aber die Frau eines berühmten Schriftstellers ...

Myriam saß neben dem Journalisten. Gott sei Dank, dachte Irene, damit kann der Papa Schiro zufrieden sein. Wenn der Mann Myriam gefällt, wird die Tradition der Familie nicht gebrochen. Freilich saß an Myriams anderer Seite Herr Brehmann, aber ein ganz zahmer, ganz sanfter Herr Brehmann, der nur hin und wieder ein Wort zu sagen wagte.

Der arische Naturfreund war auf das wasserstoff-

superoxyd-farbene Haar der Frau Kleppner hereingefallen und redete eifrig mit ihr.

Herr Knapp und Fräulein Rikki Kager waren nicht erschienen, aber das schadete nichts, es gab ja so viele neue Gäste, daß man die beiden leicht missen konnte, besonders Fräulein Kager, die ja bestimmt keine reellen Absichten hatte.

Irenes Blick schweifte über die kleinen Tische und wurde plötzlich froh: dort drüben, in der Ecke, saßen zwei glückliche Menschen: Herr Biß und Ernestine Balz. Sie hatten sich so viel zu sagen, daß sie kaum aßen; Ernestine lachte wie ein junges Mädchen, und Herr Biß betrachtete sie mit offensichtlichlicher Bewunderung. Die Ehe kommt zustande, dachte Irene vergnügt. Freilich wird sie uns nichts einbringen, wir können doch von den armen Teufeln keine Provision verlangen. Im Gegenteil, wir werden ihnen noch ein Hochzeitsgeschenk machen müssen. Na, hoffentlich rentiert es sich bei den andern ... Ihr Blick fiel auf Ottokar und Nantje van Dam. Sie hatte den Bruder seit langem nicht so heiter gesehen. Das wäre eine gute Sache, holländische Gulden und eine schöne Frau ... Nett scheint sie auch zu sein, sanft, viel sanfter und netter als Nora ... Sie sah hastig nach der Schwägerin; die saß mit ärgerlichem Gesicht da und merkte kaum, was der Hochwürdige Daniel aus Chicago zu ihr sprach. Der Hochwürdige Herr Daniel ... Natürlich, er hat sich neben Nora gesetzt ... die Perlenkette, ein Erbstück der Sternbachs ... Der Gangster aus Chicago ... Irene blickte sich nach Casimir um, der hatte den Gangster mitgebracht, der mußte dafür sorgen, daß ... aber Casimir plauderte vergnügt mit den zehntausend Mark Provision, die mit ihrem bürgerlichen Namen Frau Richter hieß, und bemerkte Irenes bekümmerten Blick nicht.

Später, als die Gesellschaft das Speisezimmer verlassen hatte, suchte Irene abermals Casimir, um ihm ihren Verdacht mitzuteilen. Aber sie konnte es nicht; sie sah ihn zwar in Noras Boudoir, aber er war nicht allein, er küßte eben die zehntausend Mark Provision, die offensichtlich gar nichts dagegen hatte.

Irene ging in den großen Salon zurück und half der Schwägerin, schwarzen Kaffee eingießen.

„Warum siehst du so wütend aus, Nora. Bist du müde?“ fragte sie flüsternd.

„Wütend, was fällt dir ein?“ Und Nora lächelte gezwungen.

„Es geht doch alles famos, nicht wahr? Schau doch, wie die Leute sich unterhalten.“

„Sieh doch, wie dein Bruder dieser gräßlichen Nantje den Hof macht. Es ist ja schon fast nicht mehr anständig.“

„Gräßlichen Nantje? Aber Nora, sie ist doch so nett. Es wäre doch so gut für Ottokar ...“

„Nett, dumm ist sie, borniert, und Casimir hat ganz recht, in ein paar Jahren wird sie fett sein wie eine Lonne.“

*

Gegen zwei Uhr brachen die Gäste auf. Diesmal fand Herr Bitz den Mut, Ernestine seine Begleitung anzutragen. Sie gingen langsam den weiten Weg. Ein leichter Wind wehte dürre Blätter vor ihre Füße.

„Wie schön,“ sagte Ernestine leise.

„Ja, sonst kann ich den Herbst nicht leiden, weil dann der Winter kommt, und der ist so traurig. Aber er braucht gar nicht traurig sein, wenn man ein gemütliches Heim hat ... Man kommt aus der Kälte, und es ist schön warm, ein lieber Mensch erwartet einen und

sagt: Armer Theodor, du mußt ganz durchgefroren sein. Komm rasch ins Wohnzimmer. Das Essen ist gleich fertig. Und nachher sitzt man zusammen und ...“

„Ja,“ erwiderte Ernestine, „man sitzt zusammen und hat sich viel zu erzählen, alles, was tagsüber geschehen ist, und man ist nicht allein und braucht sich nicht fürchten. Draußen fällt der Schnee, aber man lebt auf seiner kleinen warmen Insel.“

Sie verstummten beide, aber jedes fühlte die unausgesprochenen Gedanken des andern, die große Hoffnung, das große Glück: man ist nicht allein ...

Auch heute steckte die Frau Regierungsrat den grauen Kopf durch die Türöffnung, aber sie schalt nicht, sie sagte äußerst freundlich:

„Kommen Sie doch noch ein Weilchen zu mir herein, liebes Fräulein Balz, und erzählen Sie mir, wie es war.“

Und Ernestine, das Herz voll Glück und Liebe für alle Menschen, gehorchte gern dieser Aufforderung.

*

Ottokar hatte sich vorgenommen, noch an diesem Abend mit Nora und der Schwester zu sprechen; als er jedoch sah, wie spät es geworden war, verschob er es auf den nächsten Tag und ging in sein Zimmer. Irene öffnete die Fenster, um den dichten Labatsqualm hinauszulassen. Sie war müde und freute sich auf ihr Bett.

Plötzlich kam Nora blaß und aufgeregt aus dem Nebenzimmer:

„Irene ... meine Perlen, sie sind fort ...!“

„Deine Perlen? Natürlich, der Gangster. Ich hab es dir ja gleich gesagt, aber du hast es mir nicht glauben wollen.“

Nora sank in einen Lehnstuhl und begann zu weinen:

„Ottokar hat sie mir zur Hochzeit geschenkt und ich hatte sie so gern ...“

„Daß doch die Sentimentalität,“ rief Irene ärgerlich ... „Hochzeit, ihr seid geschieden, aber der Wert, weißt du, was die Perlen wert sind?“

„Sehr viel,“ schluchzte Nora, „sie sind ganz regelmäßig und haben einen besonders schönen Glanz. Was sollen wir tun?“

„Wo wohnt denn der Gangster?“

„In Homburg, das Hotel weiß ich nicht, er hat es mir gesagt, aber ich habe es vergessen.“

„Das auch noch!“

„Wir können ihm doch nichts nachweisen.“

Irene eilte ans Telephon und verband sich mit dem Hotel, in dem Casimir wohnte.

„Der hat den Gangster hergebracht, der ist verantwortlich. Ja, hallo. Ich muß sofort den Grafen Ponitzky sprechen ... Ja, sofort. Wecken Sie ihn. Es handelt sich um eine äußerst dringliche Sache.“

Nach einer Weile erklärte die verschlafene Stimme des Nachtportiers, der Herr Graf sei noch nicht nach Hause gekommen.

Trotz ihrer Müdigkeit blieb Irene noch einige Stunden auf und rief immer wieder das Hotel an, um immer wieder die gleiche Antwort zu erhalten.

Casimir war mit der Zehntausendmarkprovision in deren Auto heimgefahren und war auch den ganzen folgenden Tag nicht zu erreichen.

IX

Nora verbrachte eine schlaflose Nacht. Sie begann an ihrem Plan zu zweifeln. Bis jetzt hatte seine Durch-

führung nur Unkosten verursacht, und nun hatte sie zu allem andern auch noch die Perlen verloren ...

Und dann fiel ihr die wasserstoffsuperoxydene Frau Kleppner ein. Warum war die gekommen? Konnte sie ihnen irgendwie Unannehmlichkeiten machen?

Nora rechnete; ihr Kapital schmolz auf erschreckende Weise zusammen. Sie mußten sparen. Aber wie? In den zwei Jahren ihrer Ehe hatte sie vergessen, wie man spart.

Die Verzagtheit und Traurigkeit der frühen Morgenstunden erfaßte die junge Frau, jener Stunden, da alles hoffnungslos erscheint, und eine unerträgliche Angst das Herz des schlaflosen Menschen zusammenpreßt, da die Dinge im Zimmer feindlich wirken, der Spiegel im fahlen Licht wie eine drohende Ebene aussieht, auf der man sich verirrt, die Möbel Fragen schneiden und einen verhöhnen. Da unheimliche kleine Geräusche die nächtliche Stille durchbrechen, ein Knacken, ein Raunen, ein Ticken der Uhr, das plötzlich an Tod und Vergänglichkeit gemahnt.

Ein Vers fiel Nora ein:

„In dieser Stunde denken die Unheilbaren,
Wir waren ...“

Die unvermeidliche Vergangenheit, die für jeden kommt, fiel Nora schwer aufs Herz. Der Dichter, von dem der Vers stammte, gehörte nun auch schon seit Jahren zu den Gewesenen ... Und sie und Ottokar und Irene werden es in vierzig, in fünfzig Jahren ebenfalls tun ... Waren nicht schon die Jahre ihrer sorglosen Ehe Vergangenheit, ja sogar der gestrige Abend? Und jede Sekunde, die der Uhrpendel tickend verkündete, fiel in das Nichts des Gewesenen.

Ottokar hatte ihr gegenüber bisweilen ähnliche Gedanken geäußert, im ersten Jahr ihrer Ehe, als sie

noch vor ihm verbarg, wie sehr derartige Grübeleien sie langweilten. Nun kam sie von selbst darauf ... Merkwürdig ... Sie verspürte den Wunsch, aufzustehen, an Ottokars Tür zu pochen, ihm zu sagen, komm zu mir, ich fürchte mich ... Alles ist so unheimlich, das Leben und der Tod. Alles ist so vergänglich, halte mich fest, damit ich die Gegenwart spüre ...

Sie versuchte, die Angst durch praktischere Gedanken zu verschreiben, aber auch diese brachten ihr keinen Trost: wir werden nichts verdienen, werden wirklich arm werden, die Villa verkaufen müssen ... Ottokar, der kommt mit dem Gehalt aus, das er von Professor Braun erhält, der ist vollkommen anspruchslos, und Irene, um die brauche ich mir keine Sorgen machen, die setzt alles durch, was sie will, die wird sich als Tennisprofessional erhalten. Aber ich ... Zurück zu den Eltern, in die trostlose Öde des kleinen Ortes, zu den Eltern. Der Vater wird in seiner stillen Art gut zu mir sein, aber die Mutter, — sie meint es ja nicht böse, doch wird sie mir immer wieder Vorwürfe machen, als ob es meine Schuld wäre, daß die Bank ...

Die Bank, das Wort bedeutete für sie ein großes Gebäude, höfliche Menschen hinter Schaltern, blaue Umschläge, die einem erklärten, wie viel man noch in der Bank habe, bisweilen auch die Aufforderung, etwas zu unterschreiben, das irgendeine Richtigkeit bestätigte. Aber das war doch nicht alles. Die Bank war etwas Gefährliches, sie konnte einen von einem Tag zum andern arm machen, sie konnte platzen wie eine Seifenblase. Was wird in diesem Fall aus den höflichen Menschen hinter den Schaltern? Gehen sie in Nebel und Rauch auf, wie Gespenster, oder liegen sie nachts wach und rechnen, nicht mehr mit den Millionen anderer, sondern mit den eigenen Pfennigen?

Nora dachte an den freundlichen blonden jungen Mann, der vierzehn Tage im Jahr braun und gesund aussah — nach seinem kurzen Urlaub — und sonst ebenso blaß war wie die fahlgelbe Farbe der Wände. Ob er noch hinter seinem Schalter sitzt und müde, aber liebenswürdig sagt: „Bitte, hier unterschreiben,“ oder ob er abgebaut ist, weil seine Bank durch den Zusammenbruch der Elsterbank große Verluste erlitten hat? Plötzlich fiel ihr ein, daß der junge Mann einen Ehering trug: er muß also für eine Frau, vielleicht auch für Kinder sorgen ... Sie dachte voller Teilnahme an ihn und begriff jetzt mit einemmal etwas, das sie früher immer an Ottokar gereizt hatte: sein Interesse für die Menschen, mit denen er zusammenkam. Sie hatte es für Pose gehalten, wenn er früher sagte:

„Wie schlecht der arme Briefträger aussieht. Er hat ein Nierenleiden ... Und dabei das viele Gehen ...“

Wie oft hatte sie bei solchen Worten die Ungeduld gepackt: was ging sie der Briefträger mit seinem Nierenleiden an? Ottokars Sentimentalität war, falls sie echt sein sollte, unerträglich.

Und jetzt, in dieser trostlosen Nacht, beschwert von Sorgen, gepeinigt von einer unerklärlichen Angst, dachte sie selbst an den jungen Mann hinter dem Schalter der Bank, an den Briefträger mit dem Nierenleiden, an die vielen, vielen Menschen, die heute nicht schlafen konnten, weil sie sich Sorgen machten, weil sie nicht wußten, wovon sie leben sollten ...

Dabei wich von ihr die Angst; sie war nicht mehr allein, sie gehörte zu den vielen, die vom Leben hart angepackt wurden. Hart angepackt ... in der Dunkelheit fühlte sie, wie ihr das Blut in die Wangen schoß, sie war ja noch so reich im Vergleich zu den andern! Wenn sie sich Mühe gibt, wenn sie nicht länger mit dem Leben

spielt ... Sie wird sich durchsetzen, auch in diesem etwas merkwürdigen Beruf ...

Sie blickte nach dem Fenster; durch die Rolläden drang ein blasser Sonnenstrahl; verscheuchte die Gespenster der Nacht.

Nora fühlte plötzlich bleierne Müdigkeit; sie streckte sich behaglich in ihrem weichen Bett, ihre Gedanken verschwammen; sie sah Ottokar, der den Briefträger aufforderte, mit ihm im Auto zu fahren, sah Irene, einen Tennisschläger in der Hand, mit Papa Schiro eine Partie spielen, dann verschwanden auch diese Traumbilder, und sie schlief fest und ruhig ...

*

Als Nora gegen zehn Uhr ins Speisezimmer kam, um zu frühstücken, reichte ihr das Mädchen zwei Zettel. Der eine war von Ottokar:

„Musste plötzlich verreisen. Wollte Dich nicht wecken. Werde in drei bis vier Tagen wieder zurück sein. Alles Liebe, Ottokar.“

Der zweite Zettel erklärte in Irenes energischer Schrift kurz und bündig:

„Casimir nicht zu erreichen. Fahre nach Homburg, um vom Gangster Perlen zurückzuholen. Mach Dir keine Sorgen, wenn ich erst spät nach Hause komme. Irene.“

Nora wurde blaß. Wenn dieser hochwürdige Herr wirklich ein Gangster war ... Sie kannte Irene, die hatte vor nichts Angst; je gefährlicher eine Sache war, desto verlockender erschien sie ihr. Was sollte sie tun? Die Polizei benachrichtigen? Aber sie hatten ja keine Beweise gegen den Mann. Es konnte ebensogut irgend jemand anderes gewesen sein ... Vielleicht sogar Casimir; es war doch merkwürdig, daß man ihn nicht erreichen konnte. Was würde Irene tun? Wie würde die Sache ausgehen?

Nora trank hastig ihren Tee. Sie konnte keinen Bissen essen. Irene, bei der wußte man nie, was sie anstellen würde ... Wenn der Mann wirklich ein Gangster ist ... Wenn Irene etwas zustößt; Ottokar wird sie, Nora, dafür verantwortlich machen ... Und wohin ist Ottokar gefahren? Weshalb hat er ihr nur ein paar Zeilen geschrieben, nichtsagende Worte, sie hat doch das Recht zu wissen ... Aber nein, sie hat es ja gar nicht mehr ... Ottokar, Irene ... Nora presste die Hände gegen den schmerzenden Kopf ... Ottokar ist fort, sie weiß nicht, wohin, aber Irene ... Soll sie nach Homburg fahren? Soll sie versuchen, Irene von ihrem Vorhaben abzuhalten ...?

„Wann ist die Komtesse fortgegangen?“ fragte sie das Stubenmädchen, das den Frühstückstisch abräumte.

„Gegen acht Uhr.“

Vor mehr als zwei Stunden! Da kann sie nichts mehr tun. Sie eilte, von einem plötzlichen Gedanken erschreckt, in Ottokars Arbeitszimmer und riß die Schreibschlade auf. Der kleine Browning, der immer dort zu liegen pflegte, war verschwunden. Hatte Irene ihn mitgenommen?

Dem Weinen nahe, schellte sie, und als das Mädchen kam, befahl sie ihm, Huber zu rufen. Huber war ja eigentlich nicht mehr bei ihnen im Dienst, aber er wohnte mit seinem Kind in den zwei Mansarden und half aus, wenn man ihn brauchte ... Nora wußte, daß der Chauffeur sie nicht leiden konnte, aber er liebte Ottokar und hatte auch Irene gern; vielleicht wußte er einen Rat.

Huber kam, mit strengem Gesicht, die verkörperte Mißbilligung.

„Frau Gräfin wünschen ...?“

„Huber ... ich, ich habe Angst, Komtesse Irene ist nach Homburg gefahren.“

Er sah sie erstaunt an.

„Das ist doch kein Grund zur Sorge,“ meinte er.

„Ja, aber ... Gestern waren doch so viele Leute da, nicht wahr, und ... mir ist meine Perlenkette gestohlen worden ...“

Huber schüttelte den Kopf.

„Die Frau Gräfin müssen entschuldigen, aber wenn Sie einen so unehrbaren Beruf ergreift ...“

„Unehrbaren Beruf?“

Huber wurde verlegen.

„Ich habe ja nicht das Recht, der Frau Gräfin etwas dreinzureden, aber ich muß sagen, es hat mich tief geschmerzt, daß die Frau, entschuldigen Frau Gräfin, die geschiedene Frau vom Grafen Ottokar ein so schmutziges Handwerk betreibt ... Ich habe dem Grafen nichts gesagt, weil ich ihm den Kummer ersparen wollte, aber Frau Gräfin dürfen nicht vergessen, daß Sie mit der Polizei ...“

Nora starrte ihn fassungslos an.

„Der Polizei? Was kann denn ich dafür, wenn mir meine Perlen gestohlen werden?“

„Es handelt sich hier nicht um die Perlen, obgleich das ein großer Verlust ist, sondern um das Geschäft, das die Frau Gräfin betreibt ...“

„Ich verstehe Sie nicht, schließlich haben viele Menschen das gleiche Geschäft. Lesen Sie doch die Sonntagsblätter ...“

„Ich lese nur den politischen Teil,“ entgegnete Huber streng. „Außerdem glaube ich wirklich nicht, Frau Gräfin werden entschuldigen, daß dieses ... dieses Geschäft öffentlich annonciert ...“

„Natürlich annoncieren die Leute, diese Frau Kleppner, die gestern da war, hat zweimal wöchentlich eine große Annonce: Ehevermittlung ...“

„Ehevermittlung ...“ Huber schnappte nach Luft. „Frau Gräfin haben eine Ehevermittlung? ... Gott sei Dank, daß es nur das ist.“

„Ja, was denn haben Sie geglaubt?“

Huber wurde äußerst verlegen.

„Das will ich lieber nicht sagen.“

„Ich will es aber wissen ...“

„Frau Gräfin müssen entschuldigen, aber die vielen Photographien von jungen Damen, die jetzt immer herumliegen, da hab ich mir gedacht ... nicht wahr, wenn man Geld verdienen will ... schließlich ...“

„So reden Sie doch endlich, was haben Sie geglaubt?“

„Daß die Frau Gräfin, daß die Frau Gräfin einen ... einen Mädchenhandel ... Frau Gräfin müssen entschuldigen ... Ich bin ja so froh, daß es nur eine Ehevermittlung ...“

Nora begann zu lachen, sie konnte nicht aufhören, und dann ging plötzlich das Lachen in Weinen über, und sie saß da, hilflos, zitternd, während ihr die Tränen über die Wangen liefen.

Huber blickte sie besorgt an.

„Soll ich ein Glas Wasser holen, Frau Gräfin, oder die Marie rufen?“

„Nein, nein, ich bin gleich wieder ruhig, Sie müssen mir helfen, Huber ... Mein Mann ... Graf Ottokar ist doch nicht da, und Komtesse Irene ...“

„Was hat denn die Komtesse schon wieder angestellt?“

„Also hören Sie mich an, Huber, mir sind gestern meine Perlen gestohlen worden, und Komtesse Irene hat einen der Gäste verdächtigt, einen amerikanischen Herrn ...“

„Wozu brauchen die Amerikaner Perlen stehlen, die haben doch eh Geld genug?“

„Ich weiß ja auch nicht, ob er es war, aber jedenfalls ist Komtesse Irene nach Homburg gefahren, wo der Herr wohnt, und ich habe schreckliche Angst ...“

„Freilich, da kann was Schönes herauskommen.“

„Huber, Sie haben doch noch Ihr Motorrad, ich wollte selbst hinfahren, aber was kann ich tun? Sie sind ein Mann, Sie können eingreifen, wenn es notwendig ist. Und mit dem Rad sind Sie viel schneller dort, als mit der Straßenbahn. Bitte, Huber, tun Sie es, Ottokar zulieb.“

„Gut. Ich fahr, wo wohnt denn der Amerikaner?“

„Das weiß ich nicht. Er heißt Daniel und ist aus Chicago.“

„Er wird wohl mit seinem richtigen Namen in der Kurliste stehen?“

„Mein Gott, daran hatte ich gar nicht gedacht. Vielleicht nennt er sich dort anders.“

„Na, beruhigen Sie sich, Frau Gräfin, ich werd ihn schon finden, den Hallodri. Ich fahr gleich los.“

„Und Huber, das ärgste hab ich Ihnen noch nicht gesagt: Komtesse Irene hat den Revolver mitgenommen, Sie wissen doch, Graf Ottokars kleinen Browning ... Ich habe ja solche Angst ...“

Huber lachte.

„Totschießen wird sie den Gauner aus Chicago schon nicht.“

„Man weiß doch nie, wenn er sie angreift ...“

„Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin, ich hab vor vier Tagen den Browning gepuht; er ist nicht geladen. So, und jetzt geh ich los.“

Fünf Minuten später hörte Nora voller Erleichterung das Schnauben und Surren des Motorrads auf den gekiesten Wegen.

*

Irene hatte um acht Uhr die Straßenbahn bestiegen und war vergnügt in den schönen Herbstmorgen hinausgefahren. An den taufeuchten Hecken hingen die dünnen weißen Fäden des Altweiberfommers, Kastanienbäume leuchteten golden in der blauen Luft, in den kleinen Schrebergärten glühte rot der wilde Wein. Die Welt war schön, und Irene hatte ein Abenteuer vor sich. Sie war glücklich.

In Homburg ging sie ins Kurhaus und sah die Kurliste durch; der „Gangster“ wohnte in einem guten Hotel, natürlich, dachte Irene, er kann es sich leisten. Sie ging ins Hotel und fragte nach der Zimmernummer des Hochwürdigen Herrn Daniel aus Chicago.

„Soll ich das Fräulein melden lassen,“ fragte der Portier, erstaunt über einen so frühen Besuch.

„Ist nicht notwendig, wir sind verabredet.“

Sie fuhr mit dem Lift ins zweite Stockwerk und klopfte an die Tür von Nummer achtundvierzig.

„Herein!“

Der Hochwürdige Herr Daniel war noch in Pyjamas und fuhr erschrocken zurück, als er Irene sah. Er hatte den Kellner mit dem Frühstück erwartet.

„Ich muß mit Ihnen reden, Herr Daniel,“ sagte Irene und setzte sich.

„Bitte, gern, aber ... ich bin noch nicht angekleidet, vielleicht gestatten Sie.“

„Das stört mich nicht.“

In den Pyjamas, dachte Irene, wird er keinen Revolver haben. Er soll nur so bleiben.

Es klopfte abermals, und der Kellner kam mit dem Frühstück. Er betrachtete verwundert den ehrbaren Gast, der schon zu so früher Morgenstunde und so wenig bekleidet eine hübsche junge Dame empfing.

„Sie werden ja wissen, weshalb ich gekommen bin,“

sagte Irene, sobald der Kellner hinter sich die Tür geschlossen hatte.

„Offen gesagt, nein, aber ich freue mich selbstverständlich über Ihren Besuch. Ich wollte ohnehin der Gräfin Sternbach schreiben, um ihr für den reizenden Abend zu danken, den ich gestern in ihrem Hause verbringen durfte. Ein genussreicher Abend.“

„Vor allem ein einträglicher Abend, nicht wahr?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Der Hochwürdige Herr Daniel setzte sich ruhig an den Tisch.

„Darf ich frühstücken? Ich bin schrecklich hungrig. Darf ich vielleicht auch für Sie ein Frühstück bestellen?“

Das ist doch der Höhepunkt der Frechheit, dachte Irene, läßt mich der Kerl noch zum Frühstück ein!

„Nein, danke. Ich möchte vor allem mit Ihnen das Geschäftliche erledigen.“

„Das Geschäftliche?“

„Ja. Lun Sie doch nicht so, als wüßten Sie nicht, worum es sich handelt.“

„Ich weiß es wirklich nicht,“ sagte der Gangster milde, „aber wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann.“

„Wir wollen keinen Skandal,“ erklärte Irene. „Und ich nehme an, daß auch Sie jedes Aufsehen vermeiden möchten.“

Sie zog langsam den kleinen Browning aus der Tasche und legte ihn auf ihre Knie.

„Also, geben Sie freiwillig ...“

Der Gangster starrte entsetzt auf die Waffe.

„Ja, um Gottes willen, was wollen Sie denn?“

„Geben Sie freiwillig ...“

„Was soll ich Ihnen geben? Was wollen Sie von mir? Weshalb sind Sie hergekommen? Soll das eine Erpressung sein? Ich werde mich beim amerikanischen Konsul beschweren, werde die Polizei ...“

Irene lachte.

„Haben Sie sich nicht so, Herr Daniel. Ich weiß doch, was Sie sind.“

„Was ich bin? Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Chicago.“

„Vielleicht sind Sie das im Nebenberuf,“ entgegnete Irene. „Das kann ich natürlich nicht wissen. Aber im Hauptberuf ...“

„Was fällt Ihnen ein?“ rief der Gangster zornig und sprang von seinem Sessel.

„Sitzen bleiben,“ Irene hob den Revolver und richtete ihn gegen Herrn Daniel. „Sitzen bleiben!“

„Um Gottes willen, wo bin ich denn? Was soll das heißen?“

„Setzen Sie sich!“

Der Gangster gehorchte.

„So. Und jetzt sagen Sie mir, wo die Perlen sind? Ich werde Sie nicht anzeigen, ich will nur die Perlen wieder haben.“

„Die Perlen? Was für Perlen?“

Der Gangster wischte sich mit der Serviette den Schweiß von der Stirn.

„Die Perlen, die Sie gestern abend meiner Schwägerin gestohlen haben.“

Der Gangster schnellte auf.

„Also, jetzt wird's mir zu bunt. Sie kommen in aller Morgenfrühe her, ich bin noch nicht einmal angekleidet. Stören mich beim Frühstück und insultieren mich auf die gemeinste Art.“

Irene erschrak ein wenig: wenn er sich jetzt auf sie stürzt. Sie hob den Revolver.

„Lassen Sie doch das dumme Spielzeug!“ brüllte der Gangster sie an. Er streckte den Arm aus, ein Griff, Irene verstand nicht, wie es kam, aber einen Augen-

blick später lag der Revolver vor dem Gangster auf dem Tisch. Er nahm ihn hoch, betrachtete ihn und lachte:

„Nicht einmal geladen!“

Jrene ballte unter dem Tisch die Hände zur Faust.

„Geben Sie die Perlen her!“ sagte sie.

„Sagen Sie einmal, junge Dame, sind Sie eigentlich verrückt? Ich weiß nichts von den Perlen, und wenn Sie nicht sofort gehen, rufe ich die Polizei.“

„Sie haben gestern abend meiner Schwägerin eine Perlenkette gestohlen,“ Jrenes Stimme klang nicht ganz fest. „Geben Sie sie zurück, wir werden Sie nicht anzeigen. Wir wollen nur die Perlen wiederhaben.“

Der Gangster trat ans Telephon. Jrene blieb das Herz stehen. Was wird jetzt geschehen?

Der Gangster stellte eine Verbindung her: „Einen Augenblick, bitte,“ sagte er auf Englisch in den Apparat. Dann wandte er sich nach Jrene um. „Ich bin mit dem amerikanischen Konsul verbunden,“ erklärte er. „Bitte, erkundigen Sie sich dort nach mir.“

Jrene gehorchte, und je länger die Stimme am andern Ende des Drahtes redete, desto übler wurde ihr zumute: ein bekannter Prediger, ein Ehrenmann, ein persönlicher Freund des Konsuls — das war ihr Gangster. Mit zitternder Hand hängte sie den Hörer zurück.

Herr Daniel saß wieder am Tisch und strich sich eben ein Honigbrot.

„Nun?“ fragte er.

Jrene stand sehr blaß und völlig fassungslos vor ihm. Wenn ich Nora wäre, dachte sie, dann könnte ich jetzt weinen, und alles käme in Ordnung. Aber ich kann nicht. Was wird der Mann tun, wird er mich wegen Ehrenbeleidigung verklagen, oder ist das, was ich getan habe, noch etwas Ärgeres, kommt man dafür ins Gefängnis?

Sie begann Entschuldigungen zu stammeln.

Herr Daniel schien ein gutmütiger Mensch zu sein. Er lächelte ein wenig und sagte:

„Setzen Sie sich. Und jetzt erklären Sie mir, weshalb Sie gerade mich verdächtigt haben.“

„Sie ... Sie sind aus Chicago und ...“

„Und alle Menschen aus Chicago sind Al Capones, nicht wahr?“

„Bitte, verzeihen Sie,“ bat Jrene.

Sie hatte nur den einen Wunsch, fortzugehen, aber sie wagte es nicht.

Herr Daniel betrachtete sie belustigt.

„Schon gut,“ meinte er schließlich. „Wir wollen die Sache auf sich beruhen lassen. Aber, wenn Sie wieder einmal ausziehen, um mit einem Gangster abzurechnen, sehen Sie vorher nach, ob der Revolver geladen ist.“

Er reichte ihr den Browning.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie bitte, zu gehen, aber jetzt möchte ich mich wirklich anziehen. Es ist ein wenig kühl im Zimmer, und ich neige zu Erkältungen.“

*

Als Jrene in die frische Luft hinaustrat, schwindelte ihr. Nie mehr, gelobte sie sich, nie mehr lese ich ein Buch, in dem ein Gangster vorkommt. Ich habe mich schön blamiert. Nora wird mich ordentlich auslachen.

Vor dem Hotel traf sie Herrn van Dam.

„Was treiben denn Sie so früh hier, Komtesse?“ fragte der fette Holländer erstaunt. „Machen Sie am Ende eine Kur?“

„Nein, ich, ich wollte nur den schönen Morgen genießen.“

„Herrlich, nicht wahr? Ich bin heute ganz früh aufgestanden. Habe meine Tochter zur Bahn gebracht. Nantje ist für ein paar Tage verreist.“

„So,“ sagte Irene gleichgültig. Möchte Nantje van Dam verreisen, möchte geschehen, was wollte, sie wußte nur eines. Daß sie sich unsterblich lächerlich gemacht hatte.

Ein Motorrad kam um die Ecke gerauscht. Die Bremse knirschte, Huber sprang ab.

„Komtesse Irene, Gott sei Dank, daß ich Sie so rasch gefunden habe. Ist Ihnen nichts zugestoßen?“

„Herrgott, was soll mir denn zugestoßen sein! Kann man denn nicht einmal in Ruhe eine Fahrt in den Morgen machen?“

„Die Frau Gräfin hatte solche Angst ...“

„Huber, ich bitte Sie, reden Sie nicht so dumm daher. Es ist alles in schönster Ordnung. Sie können mich im Beiwagen nach Hause fahren.“

„Gut. Wenn ich das gewußt hätte! Ich bin so schnell hergefahren, daß mich ein Polizist aufgeschrieben hat.“

„Das auch noch. Das kostet wenigstens fünf Mark.“

„Die Hauptsache ist, daß Ihnen nichts passiert ist. Die Frau Gräfin fürchtete, der Verbrecher ...“

„Es gibt keinen Verbrecher!“ brach Irene wütend aus. „Reden Sie doch nicht so. Es gibt nur eine dumme Gans, und die bin ich.“

Sie bemerkte Herrn van Dams verblüfftes Gesicht. Großer Gott, was denkt der Mann sich? Wenn der nun nicht wiederkommt, weil er uns für verrückt oder so etwas Ähnliches hält?

Sie zwang sich zu einem Lächeln:

„Ich hatte mich zu Hause zerstritten,“ erklärte sie.

„Und da . . . nicht wahr, sie hatten Angst um mich.“

Sie drückte dem Holländer die Hand und setzte sich in den Beiwagen:

„Los, Huber, los. Und bitte, reden Sie nicht mit mir.“

Die Bäume und Hecken flogen an ihnen vorüber,

die Sonne schien strahlend, der Himmel leuchtete tiefblau, aber Irene bemerkte nichts davon. Sie war viel zu wütend.

*

„Hast du die Perlen?“ fragte Nora, die der Schwägerin in die Vorhalle entgegengeeilt kam. „Wie bist du mit dem Gangster fertig geworden? Hat er dir nichts gefan?“

„Er ist kein Gangster, er ist einer der bekanntesten Prediger von Chicago, und wenn du mich ein bißchen lieb hast, so sage nie mehr ein Wort über die Sache. Und gib mir zu essen. Ich habe nicht gefrühstückt und bin ganz schwach vor Hunger.“

Sie gingen ins Speisezimmer.

„Der Appetit ist dir von deinem Abenteuer nicht vergangen,“ meinte Nora, während Irene aß. „Aber ich möchte nur wissen, wer die Perlen gestohlen hat, wenn es nicht der Mann aus Chicago war? Weißt du, Irene, ich habe fünfmal versucht, Casimir zu erreichen, immer vergeblich. Wenn am Ende doch er ...“

„Ich verdächtige niemand mehr,“ erwiderte Irene. „Ein zweites Mal möchte ich nicht so etwas erleben. Übrigens habe ich den alten van Dam getroffen, Nantje ist für ein paar Tage verreist. Er weiß nicht, ob sie am nächsten Sonntag kommen.“

„Ooooo?“

„Was ist denn? Warum sagst du so komisch, so?“

Nora stand auf und trat ans Fenster. Sie blickte in den Garten hinaus und kämpfte mit einem würgenden Gefühl des Jorns.

„Nora ...“

„Ja?“

„Warum hast du ...?“

„Ich habe gar nicht ... Du bildest dir immer unmögliche Dinge ein. Genau wie mit dem Gangster.“

Sie drehte sich um und sah die Schwägerin an.

„Auch dein Bruder ist verreist, auf ein paar Tage, genau wie Nantje van Dam. Komisch, nicht?“

„Wohin ist Ottokar gefahren?“ fragte Irene und goß sich noch eine Tasse Tee ein.

„Woher soll ich das wissen? Er hat sich nicht herabgelassen, es mir zu schreiben. Er schrieb nur: ‚Musste plötzlich verreisen.‘ Das ist alles.“

„Warum ärgerst du dich darüber?“

„Ich ärgere mich gar nicht. Es ist mir ganz einerlei. Mir ist überhaupt alles einerlei. Ich finde, daß ihr gräßliche Menschen seid, ihr Sternbachs, ja, auch du. Nicht wahr, alles bricht zusammen, die Banken und alles, und meine Perlen werden gestohlen, und Nantje van Dam verreist auf einige Tage, und du sitzt da und ißt Toast, als ob nichts geschehen wäre ...“

Irene legte das Brot aus der Hand und starrte Nora an.

„Bist du verrückt geworden?“

„Noch nicht, aber bei euch kann man es wirklich werden.“

Und Nora ging hastig aus dem Zimmer und warf krachend die Tür hinter sich zu.

X

Ottokar saß in einem Abteil des nach Süden fahrenden Zuges und fragte sich, weshalb er eigentlich hier war. Er zog zum fünften Mal den Brief des alten Rechtsanwalts seines verstorbenen Vaters aus der Tasche und studierte ihn. Der alte Mann schrieb, Ottokar möge sofort nach Badenweiler fahren, Fräulein

von Hofer, eine entfernte Kusine seines Vaters, wünsche von ihm besucht zu werden. Ottokar erinnerte sich nicht, diese Kusine gekannt zu haben; der Rechtsanwalt teilte ihm mit, sie sei alt und sehr krank und sehne sich danach, den Sohn ihres lieben Vetzters zu sehen.

(Der alte Doktor Hecht kannte Ottokar und hatte in seinem Brief einige wichtige Tatsachen verheimlicht. Eine alte kranke Frau, hatte er beim Schreiben lächelnd gedacht, so wie ich Ottokar kenne, fährt er bestimmt hin, und je ahnungsloser er ist, desto besser für ihn.)

Er hatte sich nicht geirrt; der Brief war mit der ersten Post gekommen und zwei Stunden später saß Ottokar bereits im Zug. Er war ein wenig bekümmert: wahrscheinlich ist die arme Frau nicht nur alt und krank, sondern auch mittellos; womöglich erwartet sie, daß er sie erhält, und wie soll er das anfangen? Er dachte an das Laboratorium und das geringe Gehalt, das er bekam. Er würde nie mehr bekommen, würde immer nur als begabter Amateur irgendwo unterkriechen können. Plötzlich fühlte er fast einen körperlichen Ekel vor sich: ein Mann, der nicht einmal imstande ist, seine Frau zu erhalten. Wenn ich genug Geld hätte, um noch ein Jahr zu studieren und meinen Doktor zu machen, aber das Geld gehört Nora und Irene, dachte er verbittert. Das Geld, früher hat es für mich überhaupt nichts bedeutet, es war da, man gab es aus, und nachher war wieder neues da ... Ich war ein großer Herr, die Leute haben vor mir geknabuckelt, ja, auch in den heutigen Tagen der Demokratie ... Aber was hat mich zum großen Herrn gemacht? Ein Bankdepot, die Zinsen eines großen Vermögens, die ich monatlich erhielt. Die Bank existiert nicht mehr, und ich bin auf einmal kein großer Herr, bin ein hilfloser weltfremder Mensch, der sich nicht aufs Arbeiten versteht, zumindest nicht auf eine lukrative

Arbeit. Jetzt erst bin ich wirklich ich, früher war ich mein Geld plus Titel ... Er blickte an seinem gut sitzenden Anzug hinab. Wenn ich mich nicht mehr gut kleiden kann, wenn ich schäbig herumlaufen muß, mit abgetretenen Absätzen und in einem fadenscheinigen Anzug, was werde ich dann sein? Wie werden die Leute mich dann behandeln?

Ein heimlicher Hochmut, den er früher nie empfunden hatte, regte sich in ihm: gerade dann, gerade wenn ich nicht den Hintergrund des Geldes habe, werde ich das sein, was ich wirklich bin, ein Gentleman, kein Herr, kein Gent, aber ein Gentleman, der keine Schweinereien macht, um zu Geld zu gelangen, keine Kompromisse schließt, sich niemand verkauft ...

Das angenehme Gefühl, das durch diesen Gedanken in ihm wachgerufen wurde, verging rasch: es wird mir nicht schwer fallen, dachte er mit leisem Spott, wer würde mich kaufen, wer mich zu einem Kompromiß verführen wollen?

Er blickte durch das Fenster und sah die kleinen Schwarzwalddörfer vorüberfliegen. Die Häuser niedrig und bescheiden um den sie überragenden Kirchturm geschart. Ich wollte, ich wäre ein Bauer, dachte Ottokar, aber ich wäre bestimmt ein schlechter Bauer, ich würde in allen Berufen nichts taugen, wo es hart zu arbeiten gilt. Eigentlich ist es mir recht geschehen, daß ich mein Geld verloren habe ... Für Luxusmenschen gibt es heute auf der Welt keinen Platz mehr. Nur Nora ... Für die tut es mir leid ... Die hängt dermaßen an einem behaglichen Leben ... Irene wird weiterkommen; schade, daß nicht sie als Junge geboren wurde statt mir, sie hat weit mehr Energie, ist viel tüchtiger als ich ... Wenn ich nur wüßte, was die beiden eigentlich tun wollen, was für ein geheimnisvolles Geschäft das ist,

das auf so merkwürdige Art entriert wird? Und diese Leute, die wir da empfangen ... Das Ganze gefällt mir nicht. Aber habe ich das Recht, meiner geschiedenen Frau etwas zu sagen? Ich wohne in ihrem Haus, ich lasse mich, bis zu einem gewissen Grad, von ihr erhalten ... Wie abscheulich das klingt ... Das darf so nicht weitergehen ... Und wenn jetzt noch die alte Dame dazu kommt, wenn wir die miterhalten müssen ... Alt und krank, man darf sie nicht im Stich lassen ...

Der Zug hielt, Ottokar stieg aus. In graue Nebelschleier gehüllt sah er vor sich einen kleinen langgestreckten Ort, trostlos, öde. Er blieb zerstreut auf dem Perron stehen.

„Sie müssen sich eilen,“ sagte der freundliche Schaffner. „Die Straßenbahn fährt gleich ab.“

Ottokar gehorchte mechanisch. Er zog nochmals den Brief des Wiener Rechtsanwalts hervor und las die Adresse der alten Dame: „Badenweiler, Hotel ...“

Die Elektrische setzte sich in Bewegung. Die Fahrt ging bergan, die Nebel blieben zurück. Im blassen Sonnenschein des Herbstnachmittags hoben sich zartblau, wie eine umbrische Landschaft, die Vogesen vom Horizont ab. Die Luft war köstlich frisch und belebend.

Am der Endstation angelangt, wartete der Hotelomnibus. Ottokar blickte erstaunt den Portier an: die alte Dame schien in einem guten Hotel zu wohnen. Gar so arm dürfte sie demnach nicht sein.

Er nahm, aus Sparsamkeit, das kleinste Zimmer, das es im dritten Stock gab, und bat den Direktor, ihn bei Fräulein von Hofer melden zu lassen.

Nach einer kurzen Weile kam der Page und meldete: „Das gnädige Fräulein lassen den Herrn Grafen bitten.“

Der Page führte Ottokar in den ersten Stock und öffnete eine Tür.

Ottokar dachte halb erschrocken: Ein Salon, sie hat ein Appartement! Etwas, das ihm früher als selbstverständlich erschienen wäre, kam ihm plötzlich wie eine Verschwendung vor.

Im abendlichen Zwielicht sah er eine schmale Gestalt mit schneeweißem Haar auf der Chaiselongue liegen. Eine weiche, unsäglich müde Stimme fragte:

„Ottokar?“

„Ja.“

Er mußte nicht recht, wie er die alte Dame anreden sollte, und küßte ihr schweigend die Hand.

„Setz dich, nein, knips zuerst das Licht an, damit ich dich sehen kann.“

Ottokar gehorchte und blickte dann nach der Chaiselongue. Er sah ein pergamentfarbenes winziges Gesicht, in dem nur die veilschenblauen übergroßen Augen zu leben schienen, Augen, die ihn prüfend betrachteten.

„Weißt du, wer ich bin?“ fragte die alte Stimme. „Hat dein Vater dir von mir erzählt?“

Ottokar wurde verlegen.

„Ich ... du mußt verzeihen, ich erinnere mich nicht recht.“

Das feine Gesicht wurde ein wenig traurig, dann lächelte der blasser schmale Mund.

„Mein Gott, wir haben uns vor vierzig Jahren zuletzt gesehen, dein Vater und ich. Selbstverständlich hat er sich nicht an mich erinnert.“

Sie spricht, dachte Ottokar, als ob mein Vater noch lebte.

„Und seit vierzig Jahren,“ fuhr die alte Stimme fort, „bin ich tot. Die Toten werden rasch vergessen.“

Ottokar erschrak; die arme Frau ist ja verrückt, dachte er bestürzt. Der alte Hecht hätte mir das wirklich schreiben können.

„Nein,“ sagte die alte Dame, als antwortete sie auf seine unausgesprochenen Gedanken, „ich bin nicht verrückt, lieber Ottokar, ich bin nur seit vierzig Jahren gelähmt ... von einem Sturz bei einer Parforcejagd ...“

Ottokar lief es kalt über den Rücken: vierzig Jahre gelähmt, vierzig Jahre lebendig tot. Was konnte er der armen Frau sagen?

„Such nicht nach teilnahmsvollen Worten, ich habe trotzdem etwas vom Leben gehabt. Bücher und Menschen, mehr Bücher als Menschen, und schöne Tage im Süden ... Ich habe mich daran gewöhnt, im Rollstuhl herumgefahren zu werden, habe mich an alles gewöhnt, nur an eines nicht: daß du mein Neffe und nicht mein Sohn bist.“

Sie verstummte einen Augenblick und sah Ottokar abermals forschend an.

„Du siehst deinem Vater ähnlich. So habe ich ihn gesehen, einige Monate nach meinem Unglücksfall, als er mich bat, trotz allem seine Frau zu werden. Aber ich hatte ihn zu lieb, um ihm diese Last aufzubürden ... Er ist ja auch dann mit deiner Mutter sehr glücklich gewesen. Und ich hatte den Trost, daß sie ja doch nur zweite Garnitur war.“

Ottokar schwieg noch immer.

„Wie du mich an deinen Vater Erinnerst. Der hatte die gleiche Art, hilflos, verlegen zu schweigen.“

Die alte Dame lachte, ein merkwürdig junges frisches Lachen.

Ottokar nahm sich zusammen.

„Du wolltest mich sehen, liebe Tante ...“ begann er zögernd.

„Ja, ich wollte dich sehen. Ich mach nicht mehr lange. Noch ein paar Monate. Sag nicht, daß es dir leid tut, vierzig Jahre genügen, wenn man gelähmt ist. Ich habe

mich nie viel um die Verwandten gekümmert, sie waren mir, offen gesagt, viel zu langweilig. Aber jetzt, auf einmal, hat mich die Sehnsucht nach jemand gepackt, der zu mir gehört, der noch viel mehr zu mir hätte gehören können, hätte ich nicht damals darauf bestanden, diese verwünschte Fuchsstute zu reiten."

Sie lachte abermals:

"Und jetzt sag du einmal ein Wort."

"Wenn ich irgend etwas für dich tun kann ..."

Die alte Dame warf ihm einen merkwürdigen Blick zu.

"Was hat dir der alte Herr geschrieben?"

"Daß du krank bist."

"Sonst nichts? Und was hast du geglaubt?"

"Daß du, daß du vielleicht arm bist und ich ... und wir ..."

"Und darauffhin bist du sofort hergekommen, um eine alte, kranke, arme Frau zu besuchen?"

"Ich dachte, du würdest vielleicht zu uns ziehen, wir könnten ..."

"Du hast dein ganzes Geld verloren, nicht wahr, bei der Elsterbank?"

"Bis auf zwanzigtausend Mark, aber wir hätten uns schon irgendwie eingerichtet."

"Ihr wart ja nie praktisch, ihr Sternbachs. Nein, beruhige dich, ich komme mit meinem Geld aus, die paar Monate, die ich noch zu leben habe ... Sag mir, und deine Frau, wäre die auch damit einverstanden gewesen, daß ich zu euch ziehe?"

"Natürlich."

Nun kam eine unerwartete Frage:

"Liebst du deine Frau?"

Sie weiß nicht, daß wir geschieden sind, dachte Ottokar, und wenn ich es ihr sage, wird sie vielleicht traurig werden; bei uns in der Familie hat es nie eine Schei-

dung gegeben. Weshalb sollte ich sie betrüben? Und ich kann ja ganz aufrichtig antworten.

"Ja," erwiderte er, "ich liebe Nora, liebe sie über alles."

"Das ist recht. Warum hat sie dich nicht begleitet?"

"Sie ... sie ... es ging nicht gut ..."

"Ach so. Deshalb brauchst du doch nicht rot zu werden wie ein Backfisch, Ottokar. Es soll schon vorgekommen sein, daß eine Frau ein Kind erwartet. Aber das freut mich, freut mich von Herzen. Ich hatte schon Angst, daß die Familie ausstirbt, ihr seid bereits zwei Jahre verheiratet und ... Aber jetzt ist ja alles in Ordnung ..."

Die veilschenblauen Augen leuchteten in dem bleichen Gesicht.

"Siehst du, das ist wirklich schön, das macht mich glücklich. Und es war sehr vernünftig von deiner Frau, nicht herzukommen. Sie soll sich nur schonen. Hoffentlich wird es ein Sohn."

Ottokar mußte sich nicht zu helfen. Sollte er der armen Frau eine Enttäuschung bereiten? Er hatte dazu nicht das Herz. Vielleicht starb sie wirklich bald und dann brauchte sie nicht zu erfahren, daß er nie einen Sohn haben würde, daß er der Letzte der Familie war.

"Es ... es ist noch viel Zeit ..." stammelte er.

"Wie lange?" fragte die alte Dame interessiert.

"Viele Monate."

"Na, mehr als acht oder sieben werden es schon nicht sein," meinte die alte Dame, "aber ich verstehe deine Ungeduld. Ottokar, du mußt in dieser Zeit sehr nett zu deiner Frau sein."

"Ja," versprach Ottokar.

"Ich hätte sie so gern kennengelernt, hatte auch schon daran gedacht, euch zu besuchen ..."

Um Gottes willen, dachte Ottokar, nur das nicht ... Das wäre ja eine Katastrophe.

„Aber jetzt, seitdem ich weiß ... eine Frau, die in der Hoffnung ist, darf nichts Trauriges sehen und ich bin nicht gerade ein erheiternder Anblick.“

Sie sagte es vollkommen nüchtern, ohne die geringste Spur von Mitleid mit sich selbst. Ottokar fühlte eine große Bewunderung für diese alte Frau, die sich vom Leben nicht hatte unterkriegen lassen. Und wieder erriet sie auf fast unheimliche Art seine Gedanken:

„Du darfst nicht glauben, daß ich immer unglücklich war. Zuerst freilich, die ersten Jahre waren eine Hölle. Aber ich mußte das doch vor meinen Eltern verbergen, die waren verzweifelt genug. Und einmal überraschte mich dann der alte Hecht, der damals noch nicht alt war, als ich zusammenbrach, als ich mich töten wollte ... Weißt du, was er getan hat, damals, der kluge Mann? Er hat mich nicht bemitleidet, er hat mir gesagt: ‚Schämen Sie sich, ich werde Ihnen etwas zeigen, das viel ärger ist, als Ihr Unglück.‘ Ich konnte es nicht glauben. Gab es wirklich etwas Entsetzlicheres, als mit zwanzig Jahren gelähmt zu sein? Und am folgenden Tag brachte er mich in meinem Fahrstuhl nach Ottakring und ließ mich von zwei Dienstmännern in den dritten Stock einer Mietskasernen tragen. In ein Zimmer, wo eine junge gelähmte Frau in einem Bett lag, zwei kleine Kinder saßen auf der Erde und spielten mit Steinen. Er ließ mich eine Stunde allein mit der Frau; sie war eine Fabrikarbeiterin, die bei einem Betriebsunfall gelähmt worden war. Auf dem Heimweg weinte ich bitterlich, und der alte Hecht sagte: ‚Jetzt dürfen Sie weinen, jetzt weinen Sie nicht Ihre wegen!‘ Und wie ich dann heimkam und unser schönes Haus sah und fühlte, wie alles sich um mich drehte,

wie alle nur bestrebt waren, mir das Leben schöner zu machen ... Ja, damals habe ich mich geschämt, Ottokar, geschämt wie noch nie im Leben ... Wir wissen ja gar nicht ...“

Ihre Stimmung schlug plötzlich um.

„Schau nicht drein wie ein Leichenbitter. Ich habe der Frau geholfen, obgleich ich gegen private Wohltätigkeit bin, und du kannst nachher mit einer ihrer Töchter sprechen, die ich später, als sie erwachsen war, zu mir genommen habe. Sie pflegt mich und hält meine Launen aus. Und jetzt geh und zieh dich um, du wirst bei mir dinieren.“

*

Ottokar verbrachte drei Tage in Badentweiler. Er begleitete die alte Dame, wenn sie im Rollstuhl in den Kurpark fuhr, er saß bei ihr und plauderte, wenn sie sich ausgeruht hatte. Und immer wieder staunte er über diese Frau: ein Stück Stahl, ja, sie ist wie Stahl, dachte er. Sie ist mit dem Leben fertig geworden und hat dabei nichts von ihrem Charme eingebüßt. Sie kann sich nicht rühren und weiß dennoch in der Welt besser Bescheid als ich. Sie interessiert sich für alles, nichts ist ihr gleichgültig. Sie begreift auch alles und versteht über Dinge zu lachen, die ich tragisch nehme. Könnte doch auch ich so sein.

Am letzten Abend schalt die alte Dame mit ihm.

„Du mußt arbeiten, Ottokar,“ sagte sie. „Mußt deinen Doktor machen. Sag nicht, daß dir dazu das Geld fehlt, es gibt viele, die als Werkstudenten ihr Studium machen.“

„Wie soll ich das anfangen? Soll ich vielleicht Chauffeur werden? Das ist noch das einzige, worauf ich mich verstehe.“

„Warum nicht?“ fragte sie. „Hältst du es für eine Schande, ein guter Chauffeur zu sein?“

„Das nicht, aber ...“

Sie lachte.

„Aber, es gibt eben für dich doch noch ein Aber. Sei kein Snob. Wenn du wieder zu Hause bist, nimm jede Arbeit an, die du finden kannst. Du lebst ja auf dem Mond. Ich verstehe nicht, wie deine Frau es mit dir aushält; du mußt sie manchmal tödlich langweilen, trotzdem du ein lieber Mensch bist.“

Ottokar schwieg verwirrt. Wie oft hatte Nora ihm gesagt: „Wie du mich langweilst!“ Und nun kam diese alte Dame auf den gleichen Gedanken. Genügt es denn nicht, einer Frau alle Dinge zu geben, die sie sich wünscht, in allem ihren Willen zu tun? Ist es wirklich seine Schuld gewesen, daß Nora nicht mehr mit ihm leben wollte?

„Wach auf,“ sagte die alte Dame ungeduldig. „Nein, nicht nur jetzt, in diesem Augenblick, sondern überhaupt. Schau dir die Welt an, begreife, was vorgeht. Sei kein guter Patsch, damit kommst du nicht weiter. Dein Sohn muß einen energischen tüchtigen Vater haben. Das Leben wird immer schwerer. Mit der Lebenswürdigkeit allein geht es nicht.“

Sie küßte ihn zum Abschied.

„Wir werden uns nicht wiedersehen, Ottokar. Ich fahre nächste Woche nach Neapel. Ich will sterben, wo die Sonne scheint. Auch das ist ein Luxus, eine dumme Sentimentalität, ich weiß es, aber ich glaube, daß ich sie mir leisten darf. Schreib mir manchmal. Der alte Hecht wird dich von meinem Tod benachrichtigen. Bestell aber nicht telegraphisch einen Kranz, dazu hast du kein Geld, und es würde mich noch im Grab ärgern. Leb wohl und grüße deine Frau von mir.“

*

Ottokar kam spät abends daheim an. Die Fenster der Villa waren nicht erhellte, die Zimmer leer.

„Die Herrschaften sind zum Diner bei Herrn Schiro,“ erklärte das Stubenmädchen.

Schiro, Schiro, jemand, der zu einem von Noras unerklärlichen Empfängen kam, hieß doch so. Aber wer? Ottokar konnte sich nicht erinnern. Verstimmt und müde aß er zu Abend und saß dann nachdenklich in seinem Arbeitszimmer.

Gegen halb zehn klingelte das Telephon. Ottokar griff nach dem Hörer. Eine aufgeregte Frauenstimme fragte:

„Ist Graf Ponizky bei Ihnen?“

„Ponizky, nein. Wer ist am Apparat, bitte.“

„Frau Kleppner. Wo ist Graf Ponizky?“

„Ich habe keine Ahnung, gnädige Frau.“

„Ich habe mich mit ihm verabredet und er ist nicht gekommen. Sie müssen doch wissen, wo er ist.“

Warum zum Rückruf muß ich das wissen, dachte Ottokar, und wer ist diese Frau Kleppner?

„Es tut mir leid, gnädige Frau,“ erwiderte er höflich. „Aber ich weiß wirklich nicht.“

„Sie müssen doch wissen schließlich haben doch Sie schließlich habe ich ihn in Ihrem Haus kennengelernt und ...“

„Ich bin nicht verpflichtet, den Aufenthalt aller unserer Gäste zu wissen,“ sagte Ottokar etwas ungeduldig; die harte kreischende Frauenstimme ging ihm auf die Nerven.

„Gäste! Gäste! Hat sich was mit Gästen! Mir gegenüber brauchen Sie doch diesen Schwindel nicht aufrecht zu erhalten. Ich brauche eine Auskunft, die mir dieser Graf Ponizky bestimmt geben kann ...“

„Es tut mir leid, gnädige Frau ...“ wiederholte Ottokar.

„Also, vielleicht wissen Sie es. Der junge Mann war ja auch bei Ihnen.“

„Welcher junge Mann?“

„Herr Brehmann.“

„Ja, aber ich verstehe nicht recht ...“

„Haben Sie den schon ganz fest? Ich weiß, daß meine Frage nicht ganz korrekt ist. Aber sogar unter Konkurrenten gibt es doch eine gewisse Roulang, nicht wahr? Falls Sie ihn nicht ganz fest haben, eine junge Dame interessiert sich für ihn ... gute evangelische Familie ... zweihundertdreißigtausend Mark Mitgift ...“

„Ja, aber um Gotteswillen, was geht das mich an?“

„Also Sie haben ihn nicht fest?“

„Ich verstehe nicht, was Sie wollen, gnädige Frau ...“

„Hören Sie zu, ich laß mit mir reden. Ich geb Ihnen was ab ...“

„Was wollen Sie abgeben?“

„Herrgott, sind Sie denn ganz verblödet? Sagen wir ein viertel Prozent.“

„Ich ...“

„Ist Ihnen das zu wenig? Also meinetwegen ein halbes.“

Ottokar verlor die Geduld:

„Ich weiß nicht, was Sie wollen. Ich glaube, es handelt sich hier um einen Irrtum.“

„Also, hören Sie, auf die Art werden Sie nicht weiterkommen. Diese Ungefälligkeit! Ich hätte Ihnen ja auch einmal jemand zugehängt ... Aber so ... Sie bilden sich natürlich ein, daß Ihr Name zieht ... aber wir werden schon sehen ... Ja, wir werden schon sehen ...“

Die kreischende Stimme verstummte. Ottokar blieb verblüfft stehen, den Hörer in der Hand. Was in aller Welt hatte die Frau gewollt? Er begriff es nicht.

Als Nora und Irene gegen halb zwölf heimkamen, waren sie erstaunt, Ottokar vorzufinden.

„Schon zurück?“ fragte Nora spitz. „Hast du dich gut unterhalten?“

„Unterhalten ist gerade nicht das richtige Wort. Wenn du nicht müde bist, Nora, möchte ich dir gerne erzählen ...“

„Danke, es interessiert mich nicht.“ Sie ging zur Tür und fragte über die Schulter zurück:

„Ist Nantje auch wieder da?“

„Nantje, was für eine Nantje?“

Nora lachte boshaft.

„Du wirst schon wissen, was für eine Nantje.“

Damit ging sie.

Ottokar wandte sich an Irene:

„Sag, Irene, sind heut alle verrückt? Nora mit ihrer Nantje, und vorhin war eine Wahnsinnige am Telephon, die wissen wollte, ob wir den jungen Brehmann fest haben, und die mir ein halbes Prozent für irgend etwas bot, das ich nicht begriff.“

„Wer war es?“

„Warte, wie hat sie nur geheißen, Klepp ... ja, Kleppner.“

„Sie hat dir ein halbes Prozent geboten. Bist du wenigstens darauf eingegangen?“

„Worauf?“

„Herrgott, du Trottel, auf das halbe Prozent.“

„Nein, natürlich nicht.“

Irene seufzte tief.

„Raum kommst du zurück, machst du auch schon Dummheiten. Womöglich hast du die Frau noch beleidigt. Du bist schon das Untüchtigste, was ich kenne.“

Sie warf ihm einen ärgerlichen Blick zu und ließ ihn in der Mitte des Zimmers stehen.

Irene kam müde vom Training nach Hause; so hatte der Lehrer sie noch nie hergenommen, das war kein Spiel, war harte Arbeit gewesen. In ihren Ohren tönte noch immer die etwas schnarrende herrische Stimme: „Schärfer servieren! So einen Ball kann ja jedes Kind nehmen. Noch einmal. Schärfer.“ Alle Knochen taten ihr weh, und ihre rechte Hand zitterte. Sie stieg langsam ins obere Stockwerk, ging ins Badezimmer und ließ die Wanne volllaufen.

Als sie sich eben anschickte, ins heiße Wasser zu steigen, pochte Marie an die Tür:

„Komtesse, eine Frau Kleppner ist am Telephon. Sie hat heute schon sechsmal angerufen.“

„Bitten Sie die Frau Gräfin an den Apparat zu gehen.“

„Die Frau Gräfin sind fort.“

„Wie?“

Irene schlüpfte hastig in den Bademantel und öffnete die Tür.

„Wo ist die Gräfin?“

„Sie ist nach dem Lunch fortgefahren und läßt der Komtesse sagen, daß sie einige Tage bei ihren Eltern bleibt. Soll ich an den Apparat gehen?“

„Nein, ich geh schon.“

Irene lief mit nackten Füßen in Noras Boudoir und griff nach dem Hörer.

„Hallo, Frau Kleppner? Hier Irene Sternbach.“

„Ja. Ich habe schon sechsmal angerufen.“

„Es tut mir leid. Ich bin eben erst nach Hause gekommen.“

„Sie werden ja schon wissen, worum es sich handelt, um Herrn Brehmann.“

Richtig, Ottokar hatte ihr gestern abend etwas erzählt; was war es nur gewesen?

„Ja?“ fragte sie vorsichtig.

„Ich hätte eine Partie für ihn. Ja, ich weiß, er gehört zu Ihrer Klientel, aber wir könnten uns vielleicht gütlich einigen. Ich habe gestern mit Ihrem Herrn Bruder gesprochen, doch war mit dem nichts anzufangen...“

„Ja,“ wiederholte Irene. In ihr war plötzlich der Widerpruchsgeist erwacht; sie werden den jungen Brehmann nicht hergeben, auch nicht für ein halbes Prozent, auch nicht für ein ganzes. Aber es wäre unklug, das sofort zu sagen.

„Es wäre besser, wenn Sie morgen herkämen, Frau Kleppner,“ erwiderte sie liebenswürdig. „So etwas kann man am Telephon schlecht besprechen. Sagen wir, morgen um diese Zeit.“

„Gut, aber wenn Sie glauben...“

Die Stimme klang drohend. Irene unterbrach die Konkurrenz:

„Ich bin geneigt gegen eine gewisse Vergütung... Wir werden schon einig werden. Verzeihen Sie, wenn ich abhänge. Also morgen. Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen.“ Frau Kleppners Stimme war wieder freundlich.

Irene schnitt dem Apparat ein Gesicht. Erst recht nicht, dieser Mensch scheint ein Vermögen wert zu sein, den gebe ich nicht aus der Hand. Fällt mir nicht ein. Sie griff nach dem Telephonbuch und suchte die Nummer des jungen Brehmann. Er war nicht zu Hause.

„Bitte, richten Sie ihm aus,“ sagte Irene, „er soll noch heute zur Gräfin Sternbach kommen. Die Sache ist wichtig. Vergessen Sie nicht.“

Dann klingelte sie noch Casimir an, aber auch der war ausgegangen.

Irene wiederholte: „Sagen Sie dem Grafen, er solle sofort zur Gräfin Sternbach kommen, aber sofort. Es handelt sich um etwas sehr Wichtiges.“

Sie hängte ab und ging ins Badezimmer zurück. Das Wasser in der Wanne war kühl geworden; Irene ärgerte sich darüber. Jetzt fiel ihr auch ein, was Marie gesagt hatte: Nora ist fort, zu ihren Eltern ... Sie hatten sich am Morgen heftig gestritten, aber das hätte Irene doch nicht erwartet ... Jetzt kann ich zusehen, wie ich mit dem ganzen Betrieb fertig werde, dachte sie zornig. Es ist eine Gemeinheit von Nora. Brr, wie kalt das Wasser ist ...

Sie kleidete sich rasch an; als sie eben das Kleid überzog, klopfte Marie abermals:

„Herr Gedecke ist da, ob die Komtesse ihn empfangen könne.“

Irene stöhnte; der arische Naturfreund hatte ihr gerade noch gefehlt.

„Er soll im Salon warten, ich komme gleich. Und machen Sie mir einen Tee, Marie, einen recht starken.“

Im Salon traf sie einen Herrn Gedecke, der ihr neu war, einen Herrn Gedecke, der nicht zum Empfang bei der „Grafenfamilie“ kam, sondern zu der Agentur, der Ehevermittlung. Er hatte seine unsichere Liebenswürdigkeit daheim gelassen und redete mit Irene wie ein Oberlehrer mit einem schlechten Schüler.

„Hören Sie, Komtesse,“ sagte er mürrisch, „Ihre Empfänge, das ist ja alles recht schön und gut, man trifft aber nicht die richtigen Leute. Ich habe bei Ihnen noch keine Frau gesehen, die mir zusagt. Die Gesellschaft ist, Sie müssen schon entschuldigen, äußerst ge-

mischt, gar nicht das, was man sich erwarten würde.“

„Wenn sie nicht gemischt wäre ...“ Irene schluckte erschrocken die übrigen Worte hinunter. Man konnte doch einem Kunden nicht sagen: „Wenn die Gesellschaft nicht gemischt wäre, würden Sie bestimmt nicht empfangen werden.“

„Es tut mir leid,“ sagte sie. „Vielleicht bei unseren nächsten Empfängen ...“

„Haben Sie denn keine Photographien, keine Listen, wie das so üblich ist?“ fragte Herr Gedecke streng.

„Doch,“ erwiderte Irene erstaut. „Einen Augenblick.“

Sie holte aus einem kleinen Rosenholzschrank das Album mit den Bildern und legte es vor Herrn Gedecke. Er begann wortlos darin zu blättern. Marie brachte den Tee, und Irene trank rasch eine Tasse leer und goß sich eine zweite ein. Sie war noch immer müde, hatte sich am liebsten mit einem Buch auf die Chaiselongue gelegt. Aber sie mußte dazwischen, lächeln, die Fragen dieses unangenehmen Menschen erwidern; auch das war Arbeit, eine wirkliche Arbeit. Den möchte ich nicht zum Vorgesetzten haben, dachte Irene, schrecklich, jeden Tag dieses Gesicht sehen, jeden Tag so mit sich reden lassen. Wenn ich ihm doch sagen könnte: gehen Sie fort, Sie langweilen mich, oder, wenn Sie schon hierbleiben, so benehmen Sie sich anständig.

Herr Gedecke zog eine dicke Zigarre aus der Tasche, knipste das eine Ende ab und zündete sie an.

Er fragt nicht einmal, Irene war empört. Aber freilich, in diesem Augenblick bin ich für ihn nur eine ... sagen wir, eine Verkäuferin, die Waren anbietet ... Großer Gott, bin ich je in Geschäften so unliebenswürdig gewesen? Habe ich je einen Menschen meine finanzielle Überlegenheit dermaßen fühlen lassen?

Herrn Gedeckes fette Hand blieb auf der einen Seite des Albums liegen; er schmunzelte.

„Sehen Sie, das wäre was für mich. Weshalb habe ich diese Dame noch nicht bei Ihnen getroffen? Bitte, die Daten über sie: Vermögen, Alter, Konfession ...“

Er schob Irene das Album hin.

„Die da,“ sagte er, „die am Steuer des Autos sitzt. Übrigens ein schöner Wagen. Sieht nach einem Rolls Royce aus. Vielversprechend.“

Irene blickte das Bild an und erschraß; es stellte die letzte von Casimirs sechs Frauen dar. Was sollte sie tun, diese Frau hatten sie nicht auf „Lager“, die konnten sie nicht „beschaffen“.

Wenn ich jetzt eine richtige Verkäuferin in einem richtigen Laden wäre, zuckte es Irene durch den Kopf, so würde ich sagen: das trägt man nicht mehr, das ist unmodern, das wird nie verlangt ...

„Diese Dame,“ begann sie stammelnd, „diese Dame ...“

„Na, also was ist's mit dieser Dame?“

„Die haben wir schon verheiratet,“ entgegnete Irene, verzweifelt nach der ersten Ausrede greifend, die ihr einfiel. „Sehr gut verheiratet,“ fügte sie hinzu, „an einen Haziendabesitzer in Argentinien.“

„Warum ist dann das Bild noch in Ihrem Album?“

Gleich wird er mir eine schlechte Note geben, der Herr Oberlehrer, gleich wird er sagen: Sie haben schon wieder einmal Ihre Lektion nicht gelernt. Sehen Sie sich. Irene zwang sich zu einem entschuldigenden Lächeln:

„Sie müssen verzeihen, Herr Gedecke, ein Versehen meinerseits.“

Sie hielt das Album fest: wenn dieser schreckliche Mensch sich jetzt auf eine andere von Casimirs Exfrauen kapriziert! Und das ist gar nicht ausgeschlossen, Casi-

mir hat einen äußerst guten Geschmack in der Wahl seiner Frauen bewiesen ...

„Also,“ sagte Herr Gedecke gewichtig, „Sehen Sie zu, daß Sie etwas Passendes für mich finden. Sonst muß ich mich an eine andere Agentur wenden. Es gibt ja mehr als genug.“

Irene Sternbach hatte sich noch nie geduckt, sie besaß eine angeborene Liebenswürdigkeit, die oberflächliche selbstverständliche Liebenswürdigkeit alter Familien, die nie den Kampf mit dem Leben hatten aufnehmen müssen. Aber wenn ihr jemand grob kam, — das war ihr allerdings selten passiert, — so erwiderte sie Grobheit mit Grobheit. Und jetzt ... jetzt muß sie alles einstecken, nur weil der Mann da, dieser Oberlehrer, dieser ekelhafte Kerl, Geld hat, und sie Geld verdienen müssen. Sie darf ihm nicht sagen: „Gehen Sie zu einer anderen Agentur, gehen Sie zum Teufel,“ sie muß lächeln und erwidern:

„Verlassen Sie sich darauf, Herr Gedecke, Sie werden in unseren Salons mehr als eine passende Frau finden.“

Sie sagte es, und sie, die nie weinte, fühlte plötzlich entsezt, daß ihr ohnmächtiger Zorn Tränen in die Augen trieb.

Herr Gedecke bemerkte es, und seine Strenge machte einem herablassenden Wohlwollen Platz:

„Gut, gut, ich will es hoffen.“

Er stand schwerfällig auf und reichte Irene die Hand.

„Also, auf Wiedersehen. Regen Sie sich nicht auf, ich weiß ja, daß Ihre Agentur erst kurze Zeit besteht. Man muß nachsichtig sein. Aber nicht wahr, ich, mit meinem Vermögen, kann eine gute Bedienung fordern ...“

Damit ging er.

Wenn ich nur einen Teufel fände, dachte Irene grimmig, einen weiblichen Teufel, mit dem ich dich verheiraten könnte. Du ekelhafter Geldsnob!

Sie klingelte, Marie kam, um den Tee abzuräumen. Irene blickte das Mädchen an.

„Marie,“ sagte sie, „ich möchte etwas wissen.“

„Bitte, Komtesse.“

„Sagen Sie, Marie, bin ich unausstehlich, benehme ich mich Ihnen gegenüber wie ein Oberlehrer? Rede ich auf eine Art und Weise mit Ihnen, daß Sie mich am liebsten erschlagen möchten?“

Marie, die seit zwanzig Jahren bei „besseren Herrschaften“ diente, starrte Irene verständnislos an.

„Komtesse sind immer sehr freundlich,“ entgegnete sie schließlich verlegen.

„Marie, wenn ich einmal ekelhaft bin, wenn ich Sie von oben herab behandle, dann sagen Sie nur: Herr Gedecke. Verstehen Sie?“

Marie verstand es nicht, aber sie erwiderte:

„Ja, Komtesse Irene.“

Und dann verwandelte das korrekte Stubenmädchen sich plötzlich in einen teilnahmevollen Menschen.

„Sie dürfen sich nicht ärgern, Komtesse Irene,“ sagte Marie, „es wird Ihnen jetzt vieles komisch vorkommen, die Art und Weise, wie die Leute Sie behandeln. Aber das ist einmal so, wenn man kein Geld hat.“

Sie stellte die Teekanne auf das Tablett und ging.

*

Als Marie eine Stunde später den jungen Brehmann meldete, hatte Irene sich etwas beruhigt. Außerdem war der junge Brehmann sehr höflich, fast ängstlich; er konnte sich nicht vorstellen, was das junge Mädchen von ihm wollte.

„Setzen Sie sich,“ sagte Irene. „Wollen Sie einen Kognak?“

„Nein, danke, ich trinke nicht.“

„Aber wenigstens eine Zigarette?“

„Bitte.“

Die beiden jungen Menschen saßen sich gegenüber und starrten einander befangen an. Irene griff, ganz gegen ihre Gewohnheit, nach einer Zigarette, der junge Mann zündete sie höflich an.

„Danke,“ sagte Irene und dann trat abermals ein peinliches Schweigen ein.

Der junge Brehmann brach es:

„Schönes Wetter,“ sagte er. „Ein herrlicher Herbst. Er entschädigt uns für den verregneten Sommer.“

„Ja.“

„Es ist so warm, daß man noch ohne Mantel gehen kann.“

Irene gab sich einen Ruck.

„Hat Frau Kleppner sich mit Ihnen in Verbindung gesetzt?“

„Frau Kleppner, ach, das ist doch die blonde Dame, die ich neulich hier kennengelernt habe. Nein. Weshalb sollte sie ...?“

Irene atmete erleichtert auf.

„Diese blonde Dame hat ein Heiratsbüro und weiß eine Frau für Sie,“ sagte sie offen. „Und sie möchte ...“

„Aber ich will doch gar nicht heiraten!“ rief der junge Brehmann entsetzt. „Vor allem werde ich mir meine Frau nicht durch eine Agentur verschaffen.“

Casimir hat ihm also nichts gesagt, dachte Irene.

„Wenn ich einmal heirate,“ sagte der junge Mann, „dann tue ich es aus Liebe, und um Deutschland reinerassige Söhne zu schenken.“

Irene lächelte.

„Der erste Satz ist von Ihnen, Herr Brehmann, den zweiten haben Sie gelesen.“

Der junge Mann wurde verlegen.

„Nur die Deutschstämmigen ...“ begann er.

„Lassen Sie mich mit den Deutschstämmigen in Ruhe. Kein Mensch weiß, was für Blut er in den Adern hat. Schauen Sie mich an, bin ich nicht blond und blauäugig, das Ideal einer Deutschstämmigen? Und dabei war meine eine Großmutter eine Französin und die andere eine Spanierin.“ Sie lachte. „Und jetzt sagen Sie mir, ganz ehrlich, Hand aufs Herz, welche Frau hat Ihnen neulich am besten gefallen?“

Der junge Brehmann wurde puerrot.

„Sagen Sie die Wahrheit,“ drängte Irene. „Ich habe immer gehört, daß der reine Deutsche tapfer ist. Also, Fräulein van Dam, oder Frau Richter, oder ...“

„Ja,“ erwiderte der junge Brehmann tief beschämt, „ich muß gestehen, am besten hat mir, hat mir ... Fräulein Schiro gefallen ... Aber,“ fügte er hoffnungsvoll hinzu, „vielleicht ist sie gar nicht die Tochter des alten Schiro.“

Irene zuckte die Achseln.

„Diese moderne Manie, die Mütter des Ehebruchs mit einem Reinrassigen zu verdächtigen ... Sie sind nicht der Einzige, der es tut ... Leute mit viel mehr Verstand ... Nein, bleiben Sie sitzen, ich wollte Sie nicht beleidigen. Einmal, wenn wir Zeit haben, werden Sie mir erklären, warum Sie sich einbilden, ihr Vaterland durch Rowdytum retten zu können.“

„Unsere Bewegung ... Auch in Ihrem Vaterland nimmt sie ständig zu. Ich verstehe nicht ...“

„Ich habe kein Vaterland. Ich habe eine Heimat,“ sagte Irene, „ein liebes schönes Land, das mir teuer ist, weil ich seine Menschen und seine Landschaft liebe. Aber

ich bilde mir deshalb nicht ein, daß wir Österreicher die Krone der Schöpfung sind, daß alle an unserem Wesen genesen wollen ... Haben Sie sich neulich nicht ganz gut mit Fräulein Schiro verstanden?“

„Ja ... unbegreiflicherweise ... aber schließlich ... ich sage mir das zur Entschuldigung ... Sie ist ein Mädchen ... Wir wollen ja hauptsächlich die Männer ...“

„Die von diesen Frauen geboren worden sind. Denselben Frauen, in die ihr Arier euch verliebt!“

„Ich habe, ich bin ...“

„Natürlich sind Sie in Fräulein Schiro verliebt. Ich habe doch Augen im Kopf. Oder hatten sie vielleicht vor, zu unserem nächsten Empfang nicht zu kommen?“

„Doch“, sagte der junge Brehmann eifrig, „selbstverständlich wollte ich kommen.“

„Meiner schönen Augen wegen?“ fragte Irene spöttisch.

„Nein. Verzeihen Sie, ich ... ich meinte ...“

„Schon gut,“ Irene fiel plötzlich ein, weshalb sie den jungen Brehmann gerufen hatte. „Darum handelt es sich nicht. Das können Sie mit sich selbst ausmachen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß die gut arische, evangelische Agentur Kleppner Sie verheiraten will, wollte Sie warnen ...“

„Danke,“ entgegnete der junge Brehmann herzlich. „Das ist sehr gütig von Ihnen.“

„Sie werden also mit dieser Frau nichts zu tun haben.“

„Nein.“

„Auch wenn sie an Sie herantritt, oder wie man das nennt?“

„Unter keinen Umständen.“

„Und Sie werden auch weiterhin zu unseren Empfängen kommen?“

„Wenn ich darf.“

„Gut. Und verzeihen Sie, wenn ich Sie jetzt bitte, zu gehen. Ich bin sehr müde.“

Der junge Brehmann ging. Den ganzen Abend zerbrach er sich den Kopf, weshalb Komtesse Sternbach ihn eigentlich aufgefordert hatte, zu ihr zu kommen. Vielleicht ist sie in mich verliebt, dachte er geschmeichelt. Das wäre so eine Heirat, die meinen alten Herrn freuen würde ... Aber für mich ist das nichts, wie blond auch immer sie ist ... Die beste Backhandspielerin von Lausanne ... heute war sie ganz nett ... aber trotzdem ...

Es lief ihm plötzlich kalt über den Rücken und er brummte vor sich hin: „Nein, nein, der Mann muß der Herr im Hause sein ...“

*

Ottokar telephonierte, daß er nicht zum Diner käme, und Irene, verstimmt durch die Erlebnisse des Nachmittags, freute sich, als um sieben Uhr Casimir auftauchte.

„Bleiben Sie zum Essen,“ bat sie. „Wir müssen allerhand besprechen, und Nora hat mich ganz einfach im Stich gelassen.“

„Ich habe noch nie nein gesagt, wenn ich umsonst ein Diner angeboten bekam,“ erwiderte Casimir aufrichtig und blieb.

Nach dem Essen sahen die beiden die Geschäftsbücher durch, und Casimir runzelte die Stirn.

„Wir müssen jetzt endlich einmal etwas einnehmen,“ sagte er. „Diese Empfänge machen uns arm. Wissen Sie was, wenn es nächsten Sonntag schon ist, machen wir ein Picknick, da muß jeder etwas mitbringen, und

wer ein Auto hat, nimmt andere mit. Was halten Sie von der Idee?“

„Famos. Machen wir. Sie sind ja doch ein Genie, Ponitzky.“

„Ich muß es sein,“ erwiderte Casimir. „Um heutzutage sein Brot als Hochstapler zu verdienen, muß man ein Genie sein.“

„Wie sind Sie eigentlich ...“ Irene verstummte erschrocken: man kann einen Menschen doch nicht fragen, wie er dazu gekommen sei, Hochstapler zu werden!

Aber Casimir war nicht empfindlich.

„Wissen Sie, was ich vor zehn Jahren war?“ fragte er. „Ein kleiner Angestellter, ein biederer kleiner Angestellter, der brav seine Stunden im Büro absaß und mit dem die Chefs zufrieden waren. Ein Mensch, der sich von oben herab behandeln ließ und alles einsteckte.“

Irene dachte an Herrn Gedecke und fragte:

„Und dann haben Sie es eines Tages nicht mehr ausgehalten? Diesen dummen Dünkel mittelmäßiger Leute, diese Oberlehrerart? Dann sind Sie mit einem großen Krach ...?“

„So romantisch war die Sache wieder nicht. Ich wäre vielleicht heute noch ein biederer kleiner Angestellter, oder auch abgebaut, wenn nicht meine Frau lungenkrank geworden wäre.“

„Ihre Frau?“

Casimirs Gesicht wurde ernst.

„Da gibt es nichts zu lachen. Die war nicht eine von den sechs Frauen, die ich hineingelegt habe. Die war meine wirkliche Frau, eine liebe kleine Seele, ein Stück menschgewordener Güte. Die hab' ich wirklich geliebt.“

„Verzeihen Sie, ich wollte nicht ...“

„Sie konnten es ja nicht wissen. Also, Dita wurde lungenkrank, und der Arzt sagte: Sonne, reine Luft,

Hochgebirge. Die Krankenkasse zahlte einen kurzen Aufenthalt, aber der genügte nicht, und da ... mein Gott, da habe ich eben unterschlagen. Unterschlagen, wie das ein biederer kleiner Angestellter tut, so ehrlich, so ungeschickt, daß ich sofort ertwischt wurde. Ich wurde verhältnismäßig milde bestraft: zehn Monate ..."

„Sie sind gefessen?“

„Ja. Und als ich herauskam, war Ditta tot und ich war vorbestraft. Wissen Sie, was das heißt: vorbestraft? Man ist ein Gezeichneter, niemand will einem Arbeit geben, man darf sich nicht rühren, was bei einem andern eine Kleinigkeit, ein grober Unfug genannt wird, ist bei einem Vorbestraften ein Delikt. Ihre Frage: Sie sind gefessen, habe ich, weniger burschikos ausgedrückt, unzählige Male gehört. Und dann das gewisse Zurückweichen der Menschen, wenn ich ja sagte ...“

„Ich bin nicht ...“

Casimir lachte.

„Weil Sie, obwohl Sie ein modernes Mädelsind, noch eine gewisse Romantik haben. Sie finden so etwas interessant. Aber die Herren Chefs sind darüber anderer Ansicht. Ich habe sie kennengelernt, die ehrbare Gesellschaft, die den kleinen Gauner einsperrt und vor dem großen Verbeugungen macht. Die einen Menschen verhungern läßt, weil er aus Verzweiflung, um eines andern willen ein Eigentumsdelikt begeht ... Ja, ich habe sie kennen und nicht lieben und nicht achten gelernt ...“

„Und wie sind Sie dann ...“

„Ich hatte einen Freund, der ließ mich nicht fallen ... Er war Schneider, ein bekannter Herrschneider. Der sagte mir eines Tages: Mensch, solange du so herumläufst, mit geflicktem Hosenboden und ausgefranstem Kragen, wirst du es zu nichts bringen. Und er baute mir zwei Anzüge und schenkte mir drei Hemden, prima ...“

Ich ging in ein Café, wo ich noch nie gewesen war, und der Kellner sagte zu mir: „Herr Baron ... das war in Wien ... Dieses Herr Baron brachte mich auf einen Gedanken ... Ich bin nicht dumm, das dürfen Sie schon gemerkt haben, und ich bin auch ein hübscher elegant wirkender Mensch ... Ich ging zu meinem Freund und bat ihn: leih mir dreitausend Schillinge, du bekommst sie in einem Jahr zurück, mit zehn Prozent Zinsen. Mochte er mich wirklich so gern, oder hatte er eine gute Nase, oder lockten ihn die zehn Prozent? Jedenfalls lieh er mir das Geld und erhielt es nach zehn Monaten zurück. Und wenn ich heute nach Wien komme, gehe ich immer in jenes gewisse Café und freue mich über das Gesicht des Kellners, wenn er das große Trinkgeld sieht. Übrigens nennt er mich heute schon, trotzdem der Adel abgeschafft ist, Herr Graf.“

Jrene fragte:

„Und wollen Sie immer bei diesem Beruf bleiben?“

„Nein; er ist zu anstrengend. Und ich fange an, alt zu werden. Ich möchte ruhig leben, ohne Angst, denn schließlich hat man ja doch immer ein wenig Angst. Vielleicht heirate ich diese Frau Richter. Ich würde lieb zu ihr sein und sie ist nicht mehr jung ... Wir könnten ganz angenehm leben ...“

Er schwieg einen Augenblick, und fragte dann:

„Haben Sie jetzt das Vertrauen zu mir verloren?“

„Nein, im Gegenteil.“

„Das freut mich. Und jetzt wollen wir zusammenrechnen, wie viele Autos wir für das Picnic brauchen. Diesmal wird nichts draufgezahlt. Ich müßte mich ja vor mir selbst schämen, wenn ich ein so schlechter Geschäftsmann wäre.“

Der Abend hatte sich in feinen Regen gehüllt. Die großköpfigen Dahlien ließen wehmütig das Haupt hängen, nur die Straußenfedern der weißen und gelben Chrysanthemen in dem kleinen Garten boten den Tropfen Trotz und behielten ihre Dauertwellen. Von Zeit zu Zeit knallte es leise: eine reife Roskastanie war zur Erde niedergefallen. Einmal piepste auch ein Spatz, ärgerlich, unzufrieden mit dieser feuchten Welt.

Nora blickte sich in ihrem alten Mädchenzimmer um und schauderte leicht. Warum war sie eigentlich heute Vormittag fortgelaufen? Denn sie war fortgelaufen, es war eine Art Flucht gewesen. Vergeblich rechtfertigte sie sich vor sich selbst: Irene und Ottokar gehen mir auf die Nerven. Sie überlassen alles mir. Schließlich ist doch Ottokar der Mann; er mußte etwas tun, damit wir Geld verdienen. Ich habe ihn wirklich nicht geheiratet, um finanzielle Sorgen zu haben... Ach so, wir sind ja gar nicht mehr verheiratet, aber dennoch... Ich habe mich anständig benommen, bin bei ihm geblieben, als er sein Geld verlor... Jede andere Frau wäre unter diesen Umständen ausgerückt... Ich habe es nicht getan... Freilich, wohin hätte ich ausrücken sollen, ich habe es ja heute gesehen; die Eltern waren über meine unerwartete Ankunft keineswegs begeistert... Sie dachte an die Mutter:

„Liebste Nora, wie schön, dich wiederzusehen! Du bleibst doch über Nacht? Wie, du willst länger bleiben?“ Sie hatte das „länger“ ausgedehnt, bis es wie eine Unendlichkeit klang, länger, länger als was? Länger als die Liebe der Mutter dauerte? Die Liebe des Vaters? Nein, das war ungerecht, so durfte sie nicht

denken. Länger, das hieß in diesem Fall nur eine Zeit, die die finanziellen Möglichkeiten der beiden alten Leute überstieg. Die Mutter hatte es auch sofort erklärt:

„Wir müssen uns furchtbar einschränken. Dein Vater ist nicht mehr Vertrauensarzt, das bedeutet für uns ein schönes Stück Geld weniger. Und auch davon abgesehen, es kränkt ihn, es tut ihm weh...“

Nora hatte beim Abendessen die Alten beobachtet: zwei alte Menschen, müde, verbraucht, Menschen, die keine Zukunft mehr haben, um die es immer stiller werden wird, immer einsamer... Dann aber war ihr etwas anderes aufgefallen: die Mutter hatte nicht, wie sonst, immer geklagt, über das Dienstmädchen geschimpft, an allem gemäkelt. Sie war fast heiter gewesen, sanft, liebevoll, und dazwischen hatte sie immer wieder einen besorgten Blick auf ihren Mann geworfen, der müde und ein wenig krumm dasaß, als habe er nicht mehr recht die Kraft, sich geradezuhalten.

Nach dem Essen hatte die Mutter sich an das kleine alte Klavier gesetzt und mit ungelenken Fingern leichte Stücke gespielt; der Vater war neben ihr gesessen und hatte von Zeit zu Zeit befriedigt genickt, ein paarmal auch gesprochen:

„Erinnerst du dich, dieses Lied haben wir vor neunzehn Jahren gehört, als wir eine Rheinfahrt machten.“

„Ja, es war ein wunderschöner Sommer, und ich hatte damals ein rosa Batistkleid.“

„Ich weiß, du warst sehr hübsch darin, sehr hübsch.“

Nora hatte die beiden alten Leute verstohlen angesehen; die abgearbeiteten Hände der Mutter, die so eifrig versuchten, dem verstimmten Instrument frohe Töne zu entlocken, den Vater, der nun schon völlig ergraut

war, dessen dunkle Augen jetzt aber heiter glänzten, und plötzlich fühlte sie erstaunt: diese beiden Menschen gehören ja zusammen. Unter dem häßlichen Alltagsleben, das aus der Mutter eine ewig keifende Frau und aus dem Vater einen wortkargen, verstimmen Menschen gemacht hat, lebt etwas, das in den Zeiten der Not hervorbricht, eine Zusammengehörigkeit, ein gegenseitiges Verstehen, etwas Unsterbliches, eine ... sie scheute vor dem sentimentalen Wort zurück und mußte es dann, als die müden Augen des Vaters denen der Mutter begegneten, doch zu sich selbst sagen: ja, eine Liebe, eine große Liebe ... Die Mutter wird wieder schimpfen und dem Vater Vorwürfe machen, sie kann nicht anders, und er wird nicht auf ihre kleinen Interessen eingehen, aber sie wissen beide dennoch, daß jeder sich auf den andern verlassen kann ... daß sie einander lieben, jetzt noch, nach vierundzwanzig Jahren ... Deshalb können sie auch alles ertragen, deshalb werden sie nicht wirklich einsam sein, wie ich ...

Sie dachte mit plötzlichem Ekel an ihr „Geschäft“. Was will ich da betreiben? Eigentlich ist das Menschenhandel: Hunderttausend Mark heiraten fünfzigtausend Mark und ich stecke die Provision ein. Was aus den Menschen wird, die hinter den Zahlen stehen, interessiert mich nicht. Die Leute kommen zu mir, und ich sehe sie gar nicht, ich sehe nur ihr Vermögen. Was weiß ich von ihnen, was will ich von ihnen wissen?

Die Mutter griff auf dem Klavier daneben, eine häßliche Disharmonie klang durch das kleine Zimmer.

Der Vater lächelte.

„An dieser Stelle,“ sagte er mit veränderter ganz junger Stimme, „an dieser Stelle, Liebling, hast du immer gepaßt.“

Und eine ebenso junge Stimme erwiderte:

„Ich kann die Oktav nicht spannen, Liebster, das weißt du doch, dazu sind meine Hände zu klein ...“

Nora hatte ein plötzliches Würgen in der Kehle gefühlt. Sie hatte etwas von Müdigkeit gesagt und war aus dem Zimmer geeilt.

Und nun saß sie in ihrem alten Zimmer und fror. Die Mutter hatte gefragt:

„Soll ich den Ofen anheizen lassen? Es ist kühl.“ Aber Nora hatte aus dem Klang der Stimme gehört: „Sag nein, Nora, wir müssen sparen. Holz und Kohle sind teuer.“ Und sie hatte erwidert:

„Was fällt dir ein? Jetzt schon heizen. Außerdem gehe ich gleich ins Bett.“

Aber sie war nicht ins Bett gegangen; die kleine alte Uhr, die sie seit ihren Kindertagen kannte, eine Bronzenuhr, auf der ein schlanker Siegfried mit dem Drachen kämpfte, zeigte halb Zehn. Ich kann ja doch nicht schlafen, dachte Nora und setzte sich in den alten Lehnstuhl; die Feder war seit Jahren kaputt, und wenn man sich setzte, gab es immer einen seltsamen tönenden Klang, fast wie den einer gesprungenen Saite. Wie häßlich das Zimmer war, und doch hatten die Eltern es mit so viel Liebe für das halbwachsene Mädchen eingerichtet. Dieser abscheuliche Engel aus Gips war ein Weihnachtsgeschenk der Mutter gewesen, als Nora dreizehn Jahre alt war. Damals hatte auch sie ihn wunderschön gefunden. Ja, er hatte sogar in ihr den Wunsch erweckt, ein gutes Kind zu sein; jeden Abend hatte sie ihn angesehen, und die kleinen Kindersünden des Tages bereut ... Armer häßlicher Engel, was hat die Mutter sich abgespart, um dich zu kaufen? Was hat sie entbehrt, um mir mit dir eine Freude zu machen? Du bist ja gar nicht häßlich, du siehst nur so aus. Wie könntest du es auch sein, du solltest doch Freude bereiten, und eine große Liebe hat dich in

dieses Zimmer gestellt ... Nora fiel das Bild von Liebermann ein, das im Salon hing; auch das hatte eine echte Liebe geschenkt; sie erinnerte sich an den Tag, da Ottokar im Auto das Bild heimbrachte.

„Ich habe etwas gefunden, das dir Freude machen wird, Nora. Ich konnte nicht warten, bis es geschickt wurde, habe es gleich mitgebracht.“

Und sie, die es damals für vornehm hielt, immer die Gleichgültige spielen, hatte kühl gesagt:

„Danke, Ottokar, sehr hübsch, das wird sich ganz gut machen, im Salon, über dem Kamin.“

Sie sah jetzt auf einmal sein enttäuschtes Gesicht vor sich, hörte die Stimme, aus der alle Freude verschwunden war:

„Ja, du hast recht, über dem Kamin.“

Zahllose ähnliche Erinnerungen kamen ihr: Erinnerungen an Geschenke, die Ottokar voller Freude heimgebracht und die sie mit kühlem Dank angenommen hatte.

Immer war er der Gebende gewesen, und sie der Mensch, der alle Gaben als etwas Selbstverständliches hinnahm. War es denn ein Wunder, wenn er jetzt bei einer anderen Frau das suchte, was er bei ihr nie gefunden hatte? Sie rief sich Nantje van Dams Gesicht ins Gedächtnis: diese Holländerin ist schön, viel schöner als sie, Nora. Und sie hat einen weichen zärtlichen Mund, der bestimmt liebe zärtliche Worte sagen kann. Wann hat sie Ottokar ein gutes Wort gesagt? Wann ist sie zu ihm zärtlich gewesen?

Sie weiß genau, wie sehr er darunter leidet, daß er nicht genug verdienen kann, um sie und Irene zu erhalten. Hat sie ihm je, mit einem einzigen Wort, darüber hinweggeholfen? Und jetzt ist sie ausgerückt ... hat Ottokar im Stich gelassen, und Irene, die sich so ehrlich bemüht ... So etwas hätte ihre spießbürgerliche Mutter,

für die sie immer eine geheime Verachtung empfunden hat, nie getan ... An den Vater wagte sie nicht einmal zu denken.

Jrgendwo in einem Nachbarhaus begann pfeifend, schnarrend das Radio zu brüllen ... Es übertönte die leise von den Bäumen fallenden Regentropfen. Und dann klang durch die Stille eine helle Frauenstimme: „Morgen ist wieder alles besser ...“

Morgen, für wen ist morgen wieder alles besser? Für wen? Nora dachte an die vielen Menschen, die das Lied hörten, in eleganten Salons, in jämmerlichen Mansardenwohnungen. Morgen, wann kommt dieses Morgen, da wieder alles besser ist? Da die Sorgen verschwinden, wie die Morgennebel in der Sonne? Vielleicht hat Irene daheim das Radio aufgedreht; sie spielt so gern mit dem Apparat. Vielleicht hört Ottokar diese Worte und lächelt müde, ein wenig bitter: Morgen ... Und Huber hört das Lied in seine Mansarde klingen und deckt den kleinen Buben zu, der sich im Schlaf nachtgestrampelt hat, und denkt: Morgen, nur kein Morgen, jetzt geht es ja noch, jetzt lebe ich hier mit dem Kind umsonst, aber wenn das aufhört ...

„Morgen wird wieder alles besser,“ sang die helle Stimme. Nora hielt sich die Ohren zu; sie ertrug das Lied nicht. Es gab so viele, viele Menschen, für die es kein Morgen gibt, und auch sie gehört zu ihnen, auch sie ...

Als sie die Hände von den Ohren nahm, war das Radio verstummt, ein leiser Wind ließ die dürrn Blätter rascheln, und die Regentropfen fielen langsam, einschläfernd auf die Erde. Einmal piepste noch der verschlafene Spatz. Dann senkte sich tiefe Stille über den kleinen Garten, und die Lichter im Hause erloschen.

*

Ernestine Balz war noch nie von einem Manne zu einem Spaziergang abgeholt worden. Als die Frau Regierungsrat an ihre Tür pochte und sagte:

„Ein Herr ist da, der Sie zu einem Spaziergang abholen möchte,“ erschrak Ernestine fast. Da sie jedoch Herrn Bis' gutmütiges Gesicht erblickte, fastete sie sich rasch. Herr Bis hielt ein kleines Veilchensträußchen in der Hand: er wußte nicht recht wohin damit, schließlich hielt er es Ernestine hin:

„Ich habe es Ihnen mitgebracht.“

Sie errötete.

„Das soll für mich sein! Wie lieb von Ihnen.“

Sie standen sich in der Diele gegenüber; Ernestine wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Sie konnte doch nicht einen fremden Mann in ihr Schlafzimmer führen, und die Frau Regierungsrat hatte sich nach einem prüfenden Blick auf Herrn Bis zurückgezogen; das bedeutete, daß Ernestine den Gast nicht im Wohnzimmer der Frau Regierungsrat empfangen dürfe.

„Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang machen?“ fragte schließlich Herr Bis. „Der Regen hat aufgehört. Vielleicht hinunter an den Main.“

Ernestine atmete erleichtert auf; das war die richtige Lösung; wie gut, daß es für die Menschen, die kein Wohnzimmer haben, Anlagen und Straßen gibt, gütige Anlagen und Straßen, die einem keine Tür vor der Nase zuschlagen können.

„Ja,“ erwiderte sie eifrig. „Ich ziehe nur rasch meinen Mantel an und stelle die Blumen ins Wasser.“

Sie ließ Herrn Bis in der Diele und eilte in ihr Zimmer. Zum erstenmal fiel ihr auf, daß sie keine Vase habe. Aber freilich, für Blumen hat es ihr nie gelangt, und in das schlechteste möblierte Zimmer stellt eine Frau Regierungsrat keine Vase. Ernestine nahm vom Waschkü-

tisch das Glas, auf dem Eddol stand, und löste den Bastfaden, der den Veilchenstrauß zusammenhielt. Ihre Hände zitterten leicht. Blumen, jemand hat ihr Blumen gebracht, wie einem jungen Mädchen . . . Sie streichelte sanft die kleinen violetten Blüten und hob das Glas hoch, um den Duft einzuatmen. Dann fiel ihr ein, daß Herr Bis noch immer im Vorzimmer war, und sie zog eilends den Mantel an und setzte den Hut auf.

Als sie aus der Haustür traten, war Ernestine zumute, als ziehe sie in ein fremdes Land. Die wohlvertraute Straße sah anders aus als sonst; sie ging leichter dahin, sie fühlte sich freier und stärker, ein Schritt paßte sich dem ihren an. Sie tauschte glücklich diesem fremden Schritt, der sich mit dem ihren vereinigte.

Ernestine hatte ihr Leben lang Angst gehabt, die Straße zu überqueren. Sie stand häufig minutenlang auf dem Bürgersteig und wartete, bis andere hinübergingen, denen sie sich heimlich anschoß. Autos, Straßenbahnen, Radfahrer, all das war so unheimlich, so bedrohlich. Und sie konnte sich die Zeichen der Verkehrspolizisten nicht merken, wußte nie, von welcher Seite die Gefahr drohte.

Heute war das ganz anders; jemand schob mit einem „Entschuldigen Sie“, die Hand unter ihren Arm, jemand, der ganz genau wußte: jetzt darf man über die Straße gehen und führte sie hinüber, als ob es nichts sei, eine Kleinigkeit, etwas Belangloses. Ernestine erinnerte sich an Ausgänge mit dem Vater; der war immer ungeduldig geworden: „So geh doch schon. Worauf wartest du?“ Und dann ein Stoßen, ein Zerren, und in der Nähe tütende Autos, klingelnde Straßenbahnen, plötzlich auftauchende Räder. Jetzt hingegen wurde sie nicht gepufft oder gezerrt, jetzt wurde sie geführt, sanft, sicher; — ein herrliches Gefühl.

Sie erreichten den Main. Ein zarter Nebelschleier stieg vom Wasser hoch, die Laternen blinzelten blaß, freundlich. Der Fluß rauschte leise.

Herr Biß zog seine Hand zurück, und Ernestine empfand ein Gefühl der Kühle, der Verlassenheit, aber die freundliche Stimme, die neben ihr aufklang, verscheuchte diese Empfindung.

„Gehen wir nach Nizza,“ sagte die freundliche Stimme. „Dort können wir uns hinsetzen.“

Sie betraten die kleine Anlage am Fluß und setzten sich auf eine Bank.

Ernestine dachte an eine Postkarte, die ein Freund des Vaters einmal aus Nizza geschickt hatte. Palmen, blaues Meer, ein unwahrscheinlich blauer Himmel. Sie war damals zehn Jahre alt gewesen und hatte sich vorgenommen: wenn ich groß bin, gehe auch ich einmal nach Nizza. Die Karte war längst zerfallen, aber das Bild lebte in Ernestine weiter: die Bläue, die unbekannte wundervolle Heiterkeit des Südens.

„Nizza,“ sagte sie verträumt, „dorthin wollte ich immer reisen.“

„Sollen Sie auch,“ sagte aus dem Dunkel die Stimme neben ihr. „Nicht nur nach Nizza, sondern auch noch weiter nach dem Süden, nach Italien, nach Neapel, nach Capri . . .“

„Ich verstehe Sie nicht . . .“

Aber Herr Biß beachtete ihre Worte kaum. Er rückte mit dem Geheimnis heraus, das niemand kannte, das aber sein ganzes Leben verschönte. Am Abend, daheim in der einsamen Stube, pflegte Herr Biß einen Atlas vor sich auf den Tisch zu legen und alte abgegriffene antiquarisch gekaufte Baedeker. Dann reiste er. Reiste nach dem Süden, oder nach dem Nordkap, nach Italien oder nach Spanien. Er las die trockenen Worte der

Reisebücher, und sie blühten auf; es duftete nach Orangenblüten und nach Pfefferbäumen, in den Fjords rauschte das eisige Wasser, die Sonne stand um Mitternacht rot am Himmel; Herr Biß spazierte in den Straßen von Granada umher und betrachtete bewundernd die Alhambra. Er fuhr mit einem Rahn in die Blaue Grotte und staunte über die Farbe des Wassers. Er stieg in Athen zu der Akropolis hinan, er saß auf Deck eines Dampfers, und sah in der Ferne die Freiheitsstatue von Newyork auftauchen. Herr Biß, der sich jedes Jahr zu seinem Geburtstag und zu Weihnachten einen Baedeker schenkte, kannte die ganze Welt, und nun ließ er Ernestine an diesem Glück teilhaben; er führte sie nach der Riviera, sie fuhren im Auto die lange weiße Corniche entlang, links das Meer, rechts die Orangen- und Olivenhaine. Ernestine schloß die Augen; der graue Main verwandelte sich in das blaue Mittelmeer. Die Sonne glühte heiß, sie mußte den Mantel aufknöpfen, so warm wurde ihr.

„Und dann,“ sagte Herr Biß, „gehen wir in ein kleines Restaurant am Meer und essen Krabben, frisch gefangene Krabben.“

Der salzige Geruch des Meeres schlug Ernestine in die Nase.

„Schmecken die gut?“ fragte sie.

„Und ob,“ erwiderte Herr Biß, der nie Krabben gegessen hatte, aber aus seinen Reisebüchern ganz genau wußte, wie sie schmecken.

Sie schwiegen eine Weile, genossen die Krabben in dem kleinen Restaurant am Meer.

„Was machen wir jetzt?“ fragte Ernestine.

„Wir gehen in unser Hotel,“ entgegnete Herr Biß. „Das heißt, in die Pension Auracher, ein deutsches Haus mit guter Bedienung und mäßigen Preisen. Und wenn

wir in unserem Zimmer sind; lassen wir die Jalousien herunter. Es ist ganz dämmrig, das Zimmer bekommt ein weiches grünes Licht von den Jalousien, und dann küsse ich dich ..."

Ernestine öffnete hastig die Augen. Ringsum war es dunkel, nur eine einzige Laterne warf ihr Licht auf den grauen Fluß und die Gebüschse der kleinen Anlagen. Sie waren nicht in Nizza, aber Ernestine fühlte auf ihren Lippen die Lippen eines andern Menschen, warm, zärtlich ... Und sie erwiderte den Kuß, wie im Traum, denn es mußte ja ein Traum sein, hatte doch nie ein Mann, außer dem seligen Vater, sie geküßt.

Sie fühlte einen Arm, der sich um sie schlang, ganz fest, und dann abermals einen Kuß ...

Plötzlich erschrak sie: da sitzt sie in einer dunklen Anlage mit einem fremden Mann und läßt sich küssen, wie ein Dienstmädchen ... der selige Vater: vergiß nie, Ernestine, was du meiner Stellung schuldest. Und Herr Bis, was wird er von ihr denken? Er wird sie für eine leichtfertige Person halten, sie verachten ...

"Ich ... ich möchte nach Hause," sagte sie gepreßt. "Mich friert."

Herr Bis kehrte in die Wirklichkeit zurück.

"Sie frieren? Verzeihen Sie. Warum haben Sie das nicht früher gesagt? Hoffentlich haben Sie sich nicht erkältet."

Auf dem Heimweg waren beide wortkarg. Herr Bis bedauerte es, einem Menschen sein Geheimnis verraten zu haben, und Ernestine dachte: Er spricht kein Wort, er verachtet mich ... Er hält mich wirklich für eine leichtfertige Person ... Wenn er nur wüßte, wenn ich ihm nur erklären könnte, wie lange es her ist, seitdem jemand gut zu mir war ... So lange, daß ich mich kaum daran erinnern kann ... Wie schön er erzählt

hat ... Wie viel er weiß ... Wir hätten gute Freunde werden können, aber jetzt, jetzt ist alles aus, alles ...

Sie hielt sich sehr gerade und gab sich Mühe, nicht im gleichen Schritt mit Herrn Bis zu gehen. Er durfte nicht glauben, daß sie ihm nachlaufe ... daß sie ihn einfangen wolle ... in ihrem Alter ...

Als sie die Straße überqueren mußten, nahm Herr Bis nicht mehr ihren Arm, er sagte nur kühl: „Jetzt können wir hinübergehen," und Ernestine gehorchte. Es war ihr einerlei, ob sie von einem Auto überfahren wurde, oder nicht ... Es war ihr alles einerlei.

Als sie das Haustor aufschloß, sagte sie schüchtern:

"Ich danke Ihnen für den schönen Spaziergang."

"Bitte, bitte."

Ernestine wartete noch einen Augenblick; vielleicht wird Herr Bis dennoch sagen:

"Wann darf ich Sie wieder abholen?"

Aber er sagte es nicht. Er machte eine steife kleine Verbeugung: „Gute Nacht, Fräulein Balz. Hoffentlich haben Sie sich nicht erkältet."

"Gute Nacht."

Wie viele Treppen, dachte Ernestine, langsam in ihr Stockwerk steigend, wie viele Treppen. Und wie oft werde ich sie noch hinaufsteigen, immer allein ... Und immer werde ich in ein leeres Zimmer kommen, und nie, nie wird es in meinem Leben eine Freude geben, die nicht sofort zerstört wird ...

Sie kleidete sich im Dunkeln aus; sie wollte ihr Gesicht nicht im Spiegel sehen.

Müde, verzagt zog sie die Decke bis an den Hals und plötzlich überkam sie eine wilde Verzweiflung, eine ohnmächtige Auflehnung gegen ihr Schicksal. Sie grub sich die Fingernägel ins Fleisch, um nicht laut aufzuweinen, das hätte die Frau Regierungsrat hören können. Sie

bohrte den Kopf in die Rissen, um ihr Schluchzen zu ersticken, und ihr ganzer Jammer machte sich in den törichtsten, leise gestammelten Worten Luft:

„Ich werde nie in einem kleinen Restaurant am Meer Krabben essen, werde nie, nie wissen, wie Krabben schmecken ...“

Sie weinte sich in den Schlaf.

Einmal schreckte sie auf; die Kirchturmuhre schlug fünf, das Zimmer war dunkel und kalt. Ernestine zählte die Schläge; sie war ein wenig verwirrt. Der Schlaf war noch nicht ganz von ihr gewichen und sie glaubte Wasser rauschen zu hören. Ein köstlicher Duft erfüllte das Zimmer. Woher kam der? Träumte sie noch immer? War sie im Traum abermals im Süden?

Sie setzte sich auf, um völlig wach zu werden. Aber der Duft hielt an. Und jetzt erfaßte sie erst, woher er kam: auf dem Nachttisch stand das Odolglas mit den Weilchen, die Herr Bisz ihr gebracht hatte.

Ernestine tastete im Dunkeln nach dem Glas, die Blüten fühlten sich frisch und samtweich an. Sie hob sie an die Lippen und küßte sie.

Und wenn ich im ganzen Leben nur das gehabt habe, dachte Ernestine, die ein halbes Menschenalter zur Bescheidenheit erzogen worden war, diese Blumen und diesen einen Abend ... wenn ich nur das gehabt habe, so ist mein Leben nicht leer gewesen ...

Sie stellte das Glas zurück. Morgen früh muß sie den Blumen frisches Wasser geben; so lange sie nicht verwelken, hat sie ein bißchen Glück, ein bißchen Freude ... Wie lange halten Weilchen?

XIII

Ernestine Balz fand sich als erste ein, eine halbe Stunde früher, als notwendig. Das Wort Picknick erweckte in ihr freudige Erwartung; sie hatte noch nie ein Picknick mitgemacht. Ausflüge, ja, an Ausflüge erinnerte sie sich noch aus ihren Kindertagen: schreckliche Stunden, da man schon ordentlich dem Vater nachmarschieren mußte, der mit seinen langen Beinen viel rascher vorwärtstam. An der Spitze schritt der Vater, dann folgten die drei Kinder, und als letzte, das Neß mit den Butterbrotten tragend, die Mutter. Wenn Ernestine an diese Ausflüge zurückdachte, so sah sie nie frische grüne Wiesen, golden reifende Ährenfelder, sanfte Hügel und übermütige Bäche; vor ihren Augen erstreckte sich eine endlose weiße, staubende Straße, die eigentlich nirgendahin führte, aber auf der man gehen und gehen mußte, mit müden Füßen, mit ausgetrockneter Kehle.

Aber ein Picknick, ein Picknick, das war etwas anderes, das klang nach heiteren Stunden im Grünen, nach einer herrlichen Autofahrt, klang auch. Ernestine war nicht umsonst die Tochter eines kleinen Beamten, nach Vornehmheit, Überlegenheit. Man fuhr an den Leuten vorbei, die auf der staubenden Straße dahinschritten, man saß im Auto, man war anders, als die Fußgänger. Und vielleicht wird sie im gleichen Auto mit Herrn Bisz fahren, vielleicht kann sie ihm verständlich machen, daß ... Sie wußte nicht recht, was sie ihm verständlich machen wollte, aber eine leise Hoffnung war wieder in ihr erwacht, und der schöne Herbsttag paßte zu dieser Stimmung.

Casimir hatte alle nötigen Maßnahmen getroffen, um das Picknick zu einem Succés zu machen. Irene

war dafür gewesen, in den Taunus zu fahren und dort im Wald zu picknicken. Er hatte es ihr aus-
geredet.

„Das ist so eine romantische Idee, die die meisten Leute haben,“ hatte er gesagt. „Natur. Und dann setzen sie sich auf einen Ameisenhaufen, und der Boden ist feucht, und Fliegen kommen in die Teller, und die Flaschen fallen um, und dann ist die ganze Romantik und mit ihr die gute Stimmung beim Teufel. Das angenehmste Picknick ist in einem großen Hotelpark, wo man in der Nähe heißes Wasser hat, wenn man sich die Hände waschen will. Aber das geht in diesem Fall nicht, weil die Leute, wie gesagt, Natur haben wollen. Wir werden nach Bad E. fahren, dort gibt es einen wunderbaren verwilderten Kurpark, genug Natur, um unsere Kunden zu befriedigen, genug Zivilisation, um das Essen im Freien, was ohnehin immer ein minderes Vergnügen ist, erträglich zu machen. Und wenn es regnen sollte, wissen wir wenigstens wohin.“

„Wenn wir nach E. fahren, kann ich Nora zurück-
holen,“ meinte Irene nachdenklich.

„Ja, das wird gut sein. Wie ist das, kommt Ihr Bruder mit?“

„Ich habe ihn mit schwerer Mühe überredet.“

Casimir lächelte.

„Eigentlich tut er mir leid, der arme Ottokar. Der paßt so gar nicht in diesen Betrieb. Aber ein anständiger Mensch paßt überhaupt nicht in die heutige Welt.“

Irene war empört:

„Bin ich etwa kein anständiger Mensch?“

„Doch, deshalb habe ich auch immer Angst, daß Sie etwas verpassen werden.“

*

Die Autos fuhren vor. Myriam hatte gleich den Journalisten mitgebracht, der gar nicht erst ausstieg; offensichtlich wollte er sich seinen Platz sichern.

„Darf ich mit dir fahren?“ fragte Irene, die sich sehr mit Myriam Schiro angefreundet hatte.

„Natürlich. Wer kommt noch mit?“

Herr Brehmann meldete sich; er hatte seinen Chauffeur mitgebracht.

„Mein Auto steht den Herrschaften zur Verfügung,“ erklärte er.

Irene lächelte boshaft.

„Also kommen Sie in Gottes Namen mit uns.“

Sie brachte in Brehmanns Auto Ernestine Balz und Herrn Bis unter, den arischen Naturfreund Gedecke und Nantje van Dam.

Frau Margot Wickler lud Herrn Rauch und Herrn von Ahler ein. Casimir fuhr mit Frau Richter, alias zehntausend Mark Provision.

Huber kam in Herrn Gedeckes Auto nach, in dem die Vorräte verstaubt waren, sowie Ottokar, der sich neben Huber setzte und eifrig mit ihm plauderte, und der alte Schiro, der im letzten Augenblick aufgetaucht war und gefragt hatte, ob er mitkommen dürfe.

Für Ernestine war die Fahrt zu kurz. Sie hätte immer so weiterfahren mögen, es war wie ein leiser Rausch, die Geschwindigkeit, die frische Herbstluft. Sie blickte auf die roten Beeren der Ebereschen am Straßensaum, auf die gelbleuchtenden Blätter, sie atmete tief die köstliche Luft ein, sie nickte lächelnd, wenn jemand zu ihr sprach, obgleich sie den Sinn der Worte nicht erfaßte. Sie war wie ein Kind, ein Kind in einem Märchenland. Für sie gab es keine grauen Tage mehr, keine Filetspitzen, die ihre müden Augen anstrengten, keine Frau Regierungsrat, kein möbliertes Zimmer. Wenn sie sich zum Spre-

chen hätte entschließen können, sie würde nur zwei Worte gefunden haben: „Wie schön! Wie schön!“

Auch Herr Biß war wortkarg und auch er dachte diese beiden Worte. Herr Biß war noch nie im Auto gefahren, Herr Biß hatte nie die Stadt verlassen, in der er geboren worden war, und seine Reisen hatten ihn nie durch wirkliches Land geführt. Wie wunderschön war doch dieses Land in der klaren Herbstluft, wie schlank und fein ragte dort an der Biegung eine junge Birke empor, und wie schade war es doch, daß man in einem so schönen Land Leute pfänden mußte.

Herr Geddecke erzählte Nantje van Dam von Aktien und Dividenden; er hatte ganz vergessen, daß er ein Naturfreund war. Das tizianblonde Mädchen redete von Diamanten und von Holland, es langweilte sich ein wenig, aber es tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Fahrt bald zu Ende sein werde.

Der alte Schiro lehnte stumm in den Kissen des Wagens; er wollte nicht reden, er wollte nicht denken. Er wollte einen Tag lang alles vergessen, heimliche Sorgen, Myriams unglückselige Leidenschaft fürs Fliegen, die Traurigkeit, die ihn immer überfiel, wenn er an den Sohn dachte, der mit drei Jahren gestorben war und der jetzt, ein erwachsener Mann, seine Stütze gewesen wäre. Er hörte mit halbem Ohr Ottokars Gespräch mit dem Chauffeur. Sie redeten von daheim, von dem alten Gut der Sternbachs, tauschten Kindheits-erinnerungen. Dem alten Schiro fiel die eigene Jugend ein: Armut, unentwegtes Arbeiten; er sah sich schäbig, den Kopf voller Pläne, mißlang der eine, so mußte der andere glücken. Der andere war immer geglückt, aber die vielen Pläne hatten, gleich Ratten, die Jugend des alten Schiro aufgefressen. Er war reich geworden, sehr reich, und Myriam hatte eine glückliche Jugend ge-

habt. Freilich hatte alles Geld der Welt nicht die andern Kinder am Leben erhalten können, und nicht die Frau, die sein bester Freund gewesen war ... Und jetzt ... wie hätte er sie jetzt gebraucht, da neue Sorgen ihn quälten. Er hörte Ottokars leise Stimme:

„Und der große Weiher, erinnern Sie sich, wie wir die Hunde dort schwimmen ließen ...?“

Ein großer Weiher, fröhlich spielende Knaben, belende Hunde, warme Sonne, die sich im Wasser spiegelt ... Eine schönere Erinnerung als die Börse, aufgeregte Menschen, Geld, Aktien, Dividenden, Ruze, Geld und wieder Geld. Der alte Schiro schloß die Augen und ließ sich von Ottokars Stimme forttragen, in eine sorglose Welt.

Herr von Ahler fühlte sich nicht wohl; Frau Margot Wiekler hatte nur Augen für den jungen Schriftsteller, hörte nur, was der ihr erzählte ... Herr Rauch wußte gut zu erzählen, Margot Wiekler merkte kaum, daß immer er der Mittelpunkt seiner Worte war: sein Talent, sein Erfolg. Sie rechnete bei sich: Um wie viel bin ich älter als er? Vier Jahre, sechs Jahre? Aber man sieht es mir nicht an ... Und wenn etwas daraus wird, ihm liegt nichts am Geld, das hat er mir selbst gesagt, wenn etwas daraus wird ... Mein Gott, ich könnte wieder ganz jung werden mit einem Menschen, der mich liebt ... Sie dachte an den seligen Wiekler, an seinen Bauch, an seine Eifersucht, an die Art, wie er sich beim Essen auf die Gerichte stürzte und immer etwas auszusetzen hatte. Und Herr Rauch erklärte: „Ich kenne nur meine Kunst. Wenn ich schreibe, weiß ich gar nicht ob ich schlafe, ob ich wache ... Manchmal esse ich tagelang nicht. Meine Freunde sagen, ich müßte eine Frau haben, die für mich sorgt, sonst gehe ich noch zugrunde ...“

Frau Margot Wiekler erschauerte vor dem Gedanken dieser Künstlerleidenschaft und sie dachte gleichzeitig an ihren guten Koch und daß es eigentlich schön wäre, für einen so geistigen Menschen zu sorgen ... Vielleicht ...

Casimir und Frau Richter plauderten heiter, leicht, über belanglose Dinge; sie verstanden sich gut. Casimir sah vor sich ein Leben der Ruhe und Sicherheit: wie schön wäre es, sich an den Schläfen nicht mehr die Haare färben, nicht mehr, wie müde auch immer man ist, Gymnastik treiben zu müssen. Er könnte sich gehen lassen, so lange schlafen wie er wollte, ja sogar einen kleinen Bauch ansetzen. Casimir dachte voller Zärtlichkeit an diesen kleinen Bauch, gegen den er jetzt kämpfen mußte. Er würde ja nicht unförmig sein, nur eine kleine Rundung, eine gemüthliche freundliche kleine Rundung unterhalb der Taille; diese vernünftige Frau da neben ihm würde ihm das nicht übelnehmen.

Irene beobachtete vergnügt Myriam und den Journalisten: ja, der Papa Schiro wird Provision zahlen, bald, und Myriam wird vielleicht das Fliegen aufgeben. Ich täte es ja nicht, aber für Myriam wird es besser sein ... Der arme Brehmann, dachte sie weiter, der sitzt da wie ein begossener Pudel; jetzt sieht er ganz nett und harmlos aus, ein braver Junge, der plötzlich etwas fühlt, von dem in seinen Broschüren nicht die Rede ist ... Sie sagte freundlich, um ihn zu trösten:

Ihre Heimat ist ein schönes Land, Herr Brehmann."

Er blickte sie verwirrt an.

"Schön, ja, da mögen Sie recht haben. Ich ... es war mir noch nie so recht zu Bewußtsein gekommen."

"Trotz Ihrer Liebe zum Vaterland?"

"Vaterland, Nation ..." Der junge Brehmann verstummte. Die Walze war abgelaufen, ehe sie eingesetzt

hatte. Der junge Brehmann war unglücklich und nicht einmal das riesige Hakenkreuz, das von einer Mauer weiß herüberglänzte, vermochte ihn zu trösten.

*

Der Kurpark mit seinen uralten Bäumen hatte etwas Geheimnisvolles; es war, als spazierten hier noch immer die Geister der Vergangenheit umher, Frauen in seltsam anmutenden schleppenden Kleidern, ein Glas der Heilquelle in der behandschuhten Hand, höfliche Herren mit großnaufigen Spazierstöcken, die Komplimente drehelten und tiefe Verbeugungen machten. Die alten Bäume hatten viel gesehen, und viel gehört, fremde Sprachen waren unter ihnen erklingen, damals, als das Bad noch „in Mode“ war. Und aus der Quelle, die heute noch aus der Erde sprudelte, wie in längst vergangenen Zeiten, hatten Menschen getrunken, die schon lange tot waren, auch einige, deren Namen weiterlebten, weiterleben würden ...

Herr Rauch kramte diese literarischen Reminiszenzen aus und sagte mit der ihm eigenen Bescheidenheit:

"Vielleicht wird auch einmal mein Name im Zusammenhang mit diesem Ort genannt werden: Hier verlebte Georg Rauch einen der glücklichsten Tage seines Lebens."

Casimir, der zu ihm und Frau Margot Wiekler getreten war, grinste:

"Wir wollen es hoffen. Aber jetzt helfen Sie, die Eswaren auspacken."

Casimir kommandierte wie ein Feldherr; alle mußten arbeiten. Er flüsterte Irene zu:

"Na, was sagen Sie zu meiner Idee? Wenn wir all das hätten bezahlen müssen! Ich danke!"

„Glauben Sie, daß ich jetzt unauffällig fortgehen und Nora holen kann?“ fragte Irene.

„Ja, aber eilen Sie sich.“

Irene lief fast den schmalen Weg entlang, der zu Noras Elternhaus führte. Sie hatte etwas Angst vor dem Zusammentreffen mit der Schwägerin: hatte Nora sie und Ottokar endgültig verlassen? Wollte sie nicht mehr mithalten? Sie war ja frei, niemand konnte sie zwingen, in die Villa zurückzukehren, in diese Villa, in der Irene und Ottokar eigentlich nur ihre Gäste waren. Hätte sie lieber Ottokar schicken sollen? Das hatte sie nicht gewagt. Ottokar hatte mit keinem Wort Noras Abwesenheit erwähnt, hatte getan, als ob es sich dabei um etwas Selbstverständliches handle. Er war nur in den letzten Tagen noch stiller gewesen als sonst.

Sie traf Nora in dem kleinen Gartenhaus.

„Irene, woher kommst du? Was treibst du hier?“

Kein Wort von ihrem Streit; Irene fühlte große Erleichterung.

„Ich bin dich holen gekommen,“ entgegnete Irene. „Wir, die ganze Kundenbande, haben ein Picknick, in dem kleinen Park dort drüben. Casimirs Idee. Es kostet uns nichts, und vielleicht werden die einen oder anderen in der freien Natur sentimental und ...“

Sie stockte und blickte die Schwägerin an:

„Warum bist du so blaß? Warum machst du ein so ernstes Gesicht, Nora? Willst du nicht kommen? Willst du nicht nachher wieder mit uns nach Hause fahren?“

„Glaubst du, daß es Ottokar recht sein wird?“

„Ottokar? Es ist doch jetzt dein Haus. Wenn du uns loshaben wolltest, hättest du nicht fortzulaufen gebraucht.“

„Komm her, Irene.“

Nora zog die Schwägerin in das kleine Gartenhaus. „Es war eine Gemeinheit von mir, fortzulaufen,“ sagte sie leise. „Wenn ihr wollt, komme ich mit euch. Aber, sieh, ich habe mir die Sache überlegt. Was wir da tun, ist häßlich, ist abscheulich. Wir spielen mit Menschenleben, um Geld zu machen. Ich möchte etwas anderes ...“

„Mein Gott, doch nicht gerade jetzt, wo alles im besten Zug ist! Nachher kannst du ja Gewissensbisse haben, so viel du willst. Komm jetzt rasch, sonst sieht deine Mutter mich und will auch mit.“

Nora zögerte noch immer.

„Sei doch nicht so schwerfällig. Hol deinen Hut und deinen Mantel.“

„Ich muß doch meine Sachen packen.“

„Die paar Sachen, die du mitgenommen hast? Unsinn. Die kannst du dir nachschicken lassen. Also los!“

„Ich weiß nicht ... Vielleicht wäre es doch besser ...“

„Also, ich kann nicht stundenlang warten, bis du dich entschließt. Wir haben ohnehin eine Frau zu wenig, Herr von Ahler muß sich mit Ottokar in Nantje van Dam teilen.“

„Nantje ist auch da?“

„Selbstverständlich.“

„Einen Augenblick, Irene. Ich bin gleich wieder da.“

„Gut. Eil dich. Und nachher ...?“

„Fahre ich mit euch zurück. Was hast du denn geglaubt? Ich wollte nur einmal nach den Eltern sehen.“

Nora lief ins Haus, und Irene lächelte.

„Ich wußte ja, daß sie kommen wird, sobald ich Nantje erwähne.“

Sie zuckte die Achseln: eine verrückte Welt. So lange sie Ottokar sicher hatte, langweilte er sie. Jetzt, da sie glaubt, daß eine andere ...“

Nora war schon wieder zurück.

„Sehen wir,“ sagte sie eifrig. „Ich will doch beim Picknick mithelfen.“

Sie hat vergessen, daß wir ein abscheuliches Geschäft betreiben, dachte Irene, aber sie hütete sich, diese Worte auszusprechen. Sie schob den Arm unter den ihrer Schwägerin und zog sie fort.

Unterwegs lachte sie einmal laut auf.

„Worüber lachst du?“ fragte Nora erstaunt.

Aber Irene schwieg, sie hatte über den Gedanken ge-
lacht, daß bei der ganzen Sache vielleicht eine einzige
Ehe zustande kommen würde: die Noras und Ottos, aber bei der würde keine Provision abfallen.

*

Nora hatte Angst vor dem Wiedersehen mit Otto-
skar; sie hätte sich keine Sorge machen brauchen. Als
sie in die Nähe des Kurparks kamen, hörten sie laute,
nichts weniger als freundlich klingende Stimmen. Der
arische Naturfreund hatte, verstimmt durch die Lange-
weile der Fahrt, zu politisieren angefangen und Herrn
Schiro seine Ansichten über das raffende Kapital
dargelegt. Herr Schiro war ebenfalls eifrig geworden,
Otto — Nora hatte überhaupt nicht gewußt, daß
er eine „Weltanschauung“ besäße — hatte sich einge-
mischt und dermaßen „linke“ Ansichten vertreten, daß
er beide vor den Kopf stieß. Der junge Brehmann stand
bei der Gruppe streitender Männer und litt Höllen-
qualen; er wäre so gern dem arischen Naturfreund zu
Hilfe gekommen, aber er wagte nicht, es in Myriams
Anwesenheit zu tun.

Casimir hatte vergeblich versucht, die politischen Geg-
ner mit einem Wiß zu versöhnen; jetzt stand er abseits,

mit wütendem Gesicht und fluchte leise vor sich hin. Als
er Nora erblickte, eilte er auf sie zu.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind. Vielleicht können
Sie etwas tun. Seien Sie gräßlich, ganz von oben her-
ab. Aber rasch, rasch, sonst verderben diese Idioten uns
das ganze Picknick.“

Nora trat eilends zu der streitenden Gruppe.

Otto erklärte eben:

„Jeder Kapitalismus ist unmoralisch ...“

Herr Gedecke, der arische Naturfreund, fiel ihm ins
Wort:

„Unmoralisch ist nur die Börse, die ganz in den Hän-
den eines Gastvolkes liegt ...“

Otto sah ihn an, als ob er ein lästiges Insekt
wäre:

„Und was sagen Sie zu dem Lohnabbau bei den
christlichen Schwerindustriellen und dem Thema Groß-
grundbesitz, das wir noch gar nicht angeschnitten haben?“

„Guten Tag,“ sagte Nora eifrig. „Ich finde Sie in
einer angeregten Unterhaltung. Das freut mich. Aber
glauben Sie nicht, daß diese Debatten hier nicht recht
am Platze sind? Ich bin es nicht gewöhnt, daß meine
Gäste so schreien. Es wäre mir lieb ...“

Otto starrte sie an: „Nora!“

Sie lächelte.

„Ja, ich bin selbstverständlich gekommen, sobald ich
erfuhr, daß ihr hier seid.“

Der Ausdruck auf seinem Gesicht verwirrte sie. Die
Gräßlichkeit fiel von ihr ab.

Irene packte Herrn Schiro beim Arm.

„Lassen Sie doch den Kerl reden,“ flüsterte sie. „Bitte,
seien Sie lieb, Sie verderben uns sonst alles.“

Und zu Herrn Gedecke sagte sie, noch eifriger, noch mehr
von oben herab, als Nora es zusammengebracht hatte:

„Sehen Sie nicht, Herr Gedecke, daß die Gräfin Sternbach gekommen ist?“

Herr Gedecke verstummte und machte eine steife Verbeugung. Irene, in Unkenntnis des Vorgefallenen, ließ nun ihre ganze Wut an dem jungen Brehmann aus:

„Sie sind ein ekelhafter Lacker!“, erklärte sie ganz laut.

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß Sie sich anständig zu benehmen haben. Das beste ist, Sie fahren wieder fort. Wir können Sie hier nicht brauchen.“

„Aber ich ... ich ...“

Der alte Schiro kam ihm zu Hilfe:

„Er hat doch kein Wort gesagt, Komtesse Irene. Was wollen Sie denn von ihm?“

„Er hätte es aber tun können“, erwiderte Irene, nun doppelt ärgerlich, weil sie einem Unschuldigen Unrecht getan hatte.

Der arische Naturfreund und Herr Schiro schienen befänstigt; seltsamerweise war es nun Ottokar, der nicht locker lassen wollte.

„Das System ist falsch“, erklärte er. „Ob Sie die Sache nun raffendes oder schaffendes Kapital nennen wollen. Diese ganze chaotische Wirtschaftsordnung ...“

„Ottokar, ich bitte dich“, flehte Nora.

Irene packte nun mit der andern Hand den Bruder.

„Sei doch ruhig. Willst du hier eine Volksversammlung abhalten? Wir wollen essen und trinken, dann schweigen die Leute wenigstens.“

Herr Biß saß mit Ernestine bereits an einem der gedeckten Tische.

„Diese umstürzlerischen Ideen des Grafen“, meinte Ernestine bekümmert. „Wie kann ein Aristokrat so etwas sagen? Der muß doch Tradition haben.“

Herr Biß nickte.

„Ich kümmere mich nicht um Politik“, erklärte er. „Aber etwas ist vielleicht doch dran. Nicht wahr, wenn man so zu Leuten kommt, die unverschuldet in Armut geraten sind und sie pfänden muß, dann beginnt man bisweilen zu zweifeln. Und ich sage Ihnen, Fräulein Balz, es ist furchtbar, wenn man an der Autorität des Staates zweifeln muß.“

„Gewiß“, erwiderte Ernestine eifrig. „Der Staat muß sein, und der Staat kann nicht unrecht haben. Das hat auch mein seliger Vater immer gesagt: Gott und der Staat. Allerdings erst nach dem Krieg; vorher hieß es bei ihm: Gott und der Kaiser.“

„Ich bin Republikaner“, sagte Herr Biß streng.

Und Ernestine entgegnete:

„Ich bin selbstverständlich Republikanerin.“

„Sehen Sie, das ist schön, da verstehen wir uns.“

Und Ernestine fühlte mit einem Male innige Liebe zur Republik; hatte diese doch sie, Ernestine, Herrn Biß wieder ganz nahe gebracht.

Die beiden aßen wenig und stahlen sich nachher fort, um einen kleinen Spaziergang zu machen.

Die Gäste hatten gute Berichte mitgebracht, es gab auch Rheinwein und Sekt, aber die Stimmung wollte nicht gemüthlich werden. Nora hatte sich zu dem arischen Naturfreund gesetzt, Irene hielt ein wachsames Auge auf Herrn Schiro und den jungen Brehmann, und Casimir ging von dem einen zum andern, horchte auf jedes lautere Wort und verfluchte seine Idee: in den Salons der Sternbachs hatten die Leute das Gefühl, sie müßten sich zusammennehmen, hier, in der freien Natur jedoch, waren sie sie selbst, — und das ist immer eine gefährliche Sache. Außerdem hatte Herr Rauch zu Frau Richter hinübergewechselt und erzählte jetzt ihr von seiner aussichtsreichen Zukunft. Ottokar saß zwischen

Nantje van Dam und Frau Wickler und versuchte, die beiden zu unterhalten. Aber er war zerstreut und seine Blicke schweiften immer wieder zu Nora hinüber.

Ein plötzlicher Windstoß ließ die Tischtücher hochflattern, und schon im nächsten Augenblick verdunkelte sich der Himmel.

„Es regnet,“ rief Margot Wickler. „Eben habe ich einen Tropfen gespürt.“

Aus dem einen Tropfen wurden viele. Kalter Herbstregen drang durch die Bäume. Die Gesellschaft sprang von ihren Sätzen auf.

„Das Hotel ist ganz nahe,“ sagte der junge Brehmann. „Ich schlage vor, daß wir dorthin übersiedeln.“

„Eine gute Idee,“ meinte Ottokar harmlos. „Wir müssen warten, bis der Regen aufhört, können nicht in den offenen Autos zurückfahren.“

Sie legten fast laufend den kurzen Weg zu dem großen Hotel zurück und ließen sich dort in der Halle nieder.

„Gott sei Dank,“ flüsterte Irene Casimir zu. „Hier müssen die Leute sich anständig benehmen. Jetzt kann ich mich ein wenig ausruhen. Wissen Sie, Casimir, die Natur ist nur etwas für wirklich kultivierte Leute.“

Casimir beachtete ihre Worte nicht; er hörte wie der arische Naturfreund einen Hennessy bestellte und runzelte die Stirn. Sein Gesicht wurde noch düsterer, als die übrigen Herren Gedeckes Beispiel folgten; eine peinliche Frage quälte ihn: werden die Leute selbst ihre Zechen zahlen oder das Gefühl haben, daß sie, sobald sie sich unter einem Dach befanden, Gäste der Sternbachs seien?

Jede Bestellung gab ihm einen Stich ins Herz. Und wenn die Menschen wenigstens nur Kaffee getrunken hätten, aber sie bestellten Doppelmokka, Kognak, belegte Brötchen, als ob sie nicht vor einer Stunde ausgiebig geluncht hätten. Nur Frau Richter trank schlicht einen

Lee, nicht einmal eine Portion, sondern nur ein Glas. Casimir wurde die Frau noch sympathischer als sie vorher gewesen. Er trat zu ihr, schob Herrn Rauch fort und sagte:

„So, jetzt komme ich an die Reihe, Sie haben die gnädige Frau schon lang genug beschlagnahmt.“

Es regnete noch immer in Strömen. Das konnte stundenlang so weitergehen, und je länger die Leute hier saßen, desto mehr würden sie bestellen. Casimir warf Herrn Gedecke, der nun Bier trank, einen müttenden Blick zu; Herrgott war dieses Picknick eine verpaßte Angelegenheit! Langweile, feuchte Kleider, die Aussicht auf eine nasse Heimfahrt, — da ist es ausgeschlossen, daß die Leute einander sympathisch werden. Das heißt, ein kleiner Hoffnungschimmer leuchtete in Casimir auf: Myriam Schiro und der Journalist saßen ganz abseits von den andern in einer Fensternische und schienen weder den Regen noch die ungemütliche Stimmung ringsum zu merken. Gerade wollte Casimir erleichtert aufseufzen, da sah er, wie Ottokar, der sich als Hausherr fühlte, zu den beiden trat und sich mit liebenswürdigem Lächeln zu ihnen setzte.

„Die einzigen,“ stöhnte Casimir leise, „die einzigen, und das muß der gute Ottokar verderben!“

Aber er irrte: die beiden waren nicht die einzigen. Nach einer Stunde tauchten Ernestine und Herr Biz auf. Niemand hatte sie vermißt, aber nun standen sie plötzlich in der Halle, völlig durchnäßt, ein wenig verlegen.

„Wir haben uns verirrt,“ versuchte Ernestine zu erklären, „und wußten auch nicht, wo Sie alle hingekommen waren. Der Chauffeur des Herrn Grafen hat uns gesehen und es uns gesagt.“

Irene warf einen Blick auf Ernestines Gesicht, dann trat sie zu ihr und drückte ihr und Herrn Biz die Hand.

Herr Bis wurde rot.

„Ja, Komtesse Sternbach, Sie können uns gratulieren.“

Jrene gratulierte herzlich; sie freute sich aufrichtig über das Glück, das auf den Gesichtern der beiden strahlte, aber sie dachte dennoch gleichzeitig: Natürlich, ausgerechnet die zwei, von denen wir keine Provision nehmen können, denen wir auch noch ein schönes Hochzeitgeschenk machen müssen. Die andern hingegen... Sie blickte sich ärgerlich um; Ottokar saß noch immer neben Myriam und redete eifrig mit dem Journalisten, die übrigen aber versuchten offensichtlich, Langweile und Verstimmung durch Essen und Trinken zu betäuben.

Endlich hellte der Himmel sich auf.

„Wir können fahren,“ erklärte Casimir, der immer wieder durchs Fenster geblickt hatte.

Der Kellner kam; der Kellner ging nicht zu den einzelnen Gästen, er legte eine Rechnung vor Ottokar hin.

Der sah sie durch, stand dann auf und winkte Casimir.

„Sagen Sie, Ponizky, ich habe nicht so viel Geld bei mir. Können Sie mir aushelfen?“

Casimir nahm aus Ottokars Hand die Rechnung.

„Die Leute haben ja gegessen und getrunken, als ob sie seit Tagen gehungert hätten,“ meinte er grimmig. Er schob Ottokar unter dem Tisch seine Brieftasche zu.

„Sind das?“, fragte Ottokar staunend; „sind das die Geschäfte, die meine Frau, das heißt, die die Gräfin Sternbach macht?“

„Ja,“ erwiderte Casimir wütend.

„Sind Sie nicht, Ponizky, daß sie ein bißchen viel Betriebskapital hineinsteckt? Sie wissen vielleicht nicht, daß wir sehr wenig Geld haben und...“

„Ich weiß alles, aber zahlen Sie jetzt und gehen wir, sonst bestellt noch jemand etwas,“ bat Casimir.

Sie fuhren heim. Ernestine und Herr Bis saßen Hand in Hand da, was den arischen Naturfreund, der schon etwas angeheitert war, ärgerte. Als er sich von den Sternbachs verabschiedete, erklärte er dem völlig verdutzten Ottokar:

„Ich kann Ihnen nicht verhehlen, Herr Graf, daß Ihr Geschäft schlecht organisiert ist, sehr schlecht. Sie werden unter diesen Umständen begreifen, wenn ich Sie ersuche, meinen Namen aus Ihren Listen zu streichen. Ihr Vorgehen ist, Sie müssen schon entschuldigen, nicht reell. Außerdem hat mir eben Ihr Chauffeur gesagt, daß mein Wagen einen Defekt hat. Den kann er nur heute bekommen haben. Ich werde mir erlauben, Ihnen die Rechnung für die Reparatur zu schicken.“

Er machte eine Verbeugung und ging.

„Was will denn der Kerl?“ fragte Ottokar hilflos seine Schwester, die Herrn Gedeckes Worte mitangehört hatte. „Erklär mir doch, bitte, Jrene...“

„Er ist besoffen,“ erwiderte sie heftig. „Tu mir die Liebe und frag nicht. Ich bin naß und müde und hasse alle Menschen. Und Nora mit ihrer famosen Idee ist ein Idiot. Und du, natürlich, du, hast unsere beste Chance gestört! Was brauchst du dich zu Myriam und den Journalisten zu setzen? Wozu? Weshalb?“

„Ich verstehe dich nicht, Jrene. Das sind beide reizende Menschen und es war doch meine Pflicht als Hausherr, mich um sie zu kümmern.“

Er begriff nicht, weshalb Jrene plötzlich laut und fast hysterisch zu lachen begann. Er begriff überhaupt nichts mehr.

Nora saß mit bekümmertem Gesicht vor dem Geschäftsbuch und rechnete.

„Irene,“ sagte sie, „wenn das so weiter geht, wenn wir immer nur Geld ausgeben und keines einnehmen, dann ... es wird mir nichts übrigbleiben, als etwas vom Schmuck zu verkaufen.“

„Vom Familienschmuck? Ausgeschlossen!“

„Weshalb? Wenn wir das Geld brauchen?“

Irene warf der Schwägerin einen seltsamen Blick zu.

„Familienschmuck verkauft man nicht.“

„Ja, aber warum denn nicht um Gottes willen?“

„Weil der seit Hunderten von Jahren in der Familie ist, weil Erinnerungen dranhängen, die nicht zu ersetzen sind, weil ...“

„Das sagst du? Ich habe immer geglaubt, daß du über solchen Dingen stehst.“

Irene wurde etwas verlegen.

„Du hast recht, Nora. Ich weiß nicht, wie ich dazu kam. Eine Reflexbewegung des Geistes. Irgendwie hängt man anscheinend ja doch unlöslich mit dem zusammen, was war, was für einen persönlich war.“

„Wenn ich daran denke, wie Ottokar neulich auf diesem unglückseligen Picknick geredet hat, kann ich das nicht glauben.“

Irene spielte zerstreut mit dem Bleistift, den Nora fortgelegt hatte.

„Ottokar, du, ich glaube, Nora, der ist ein Kapitel für sich. Ich habe ihn immer für ein wenig dumm gehalten, weil er so still war und so wenig redete. Aber ...“

„Ich auch,“ gab Nora beschämt zu. „Aber jetzt ...“

Er ist ganz anders geworden. Oder war er immer der gleiche, und ich habe ihn nur nicht richtig gesehen? Vielleicht ist das das große Unheil im Leben, daß wir die Menschen nie richtig sehen.“

Irene zuckte die Achseln:

„Das ist mir zu philosophisch. Für mich gibt es anständige und gemeine, dumme und kluge Menschen, das genügt mir.“

„Weiß oder Schwarz, aber ich glaube, am häufigsten kommt ein undurchdringliches Graun vor, bei dem wir uns nicht auskennen.“

„Mag sein.“

„Zum Beispiel du selbst, Irene. Ich hätte nie erwartet, daß dich die Idee, den Schmuck, den Familienschmuck zu verkaufen, empören könnte.“

„Ich sag dir doch, es war nur eine dumme Reflexbewegung, ein Gefühl, das aus einem andern Jahrhundert stammt und in mir lebt, weil ich es nie bewußt empfunden und daher nicht ausgerottet habe. Übrigens Schmuck, wir haben uns gar nicht mehr um deine Perlen gekümmert, Irene. Du bist fortgelaufen und ich habe nicht mehr daran gedacht.“

„Richtig. Wenn wir die hätten, Perlen besitzen noch immer einen großen Wert.“

„Ob sie nicht dieser Herr Gedecke mitgenommen hat?“

Irene mutete ihr unsympathischen Menschen alles zu.

„Aber, Irene, der Mann ist doch reich, weshalb sollte er ...?“

„Vielleicht leidet er an Kleptomanie, das kommt doch vor. Man müßte ...“

„Ich bitte dich, spiel nicht wieder den Privatdetektiv, denk an den Gangster.“

„Du bist taktlos, mich daran zu erinnern. Also meiner wegen soll dieser Gedecke die Perlen behalten.“

Marie trat ein und meldete:

„Ein Herr vom Finanzamt wünscht die Frau Gräfin zu sprechen.“

„Vom Finanzamt? Was kann denn der wollen? Irene, du hast doch die letzte Steuererklärung ausgefüllt, nicht wahr?“

„Ja, ich habe überallhin Striche gemacht; wir haben doch weder Landbesitz noch ein Geschäft, noch irgend so was.“

Der Herr vom Finanzamt kam, gemessen, höflich.

„Ich wollte eigentlich den Grafen Sternbach sprechen,“ erklärte er. „Aber da er nicht zu Hause ist, können Sie, Frau Gräfin, mir vielleicht die gewünschte Aufklärung geben.“

„Bitte,“ erwiderte Nora verschüchtert.

„Es handelt sich um einen Irrtum, richtiger gesagt, eine Unterlassung bei Ihrer letzten Steuererklärung,“ sagte der Herr vom Finanzamt im Ton sanfter Rüge.

„Ausgeschlossen,“ rief Irene. „Sie müssen sich irren.“

„Wir irren nie.“ Der Herr vom Finanzamt schien aufrichtig chokiert über diese Lästerung einer staatlichen Institution.

„Wollen Sie mir nicht sagen, worum es sich handelt?“ fragte Nora ängstlich.

Der Herr vom Finanzamt zog den Steuerbogen aus der Tasche, legte ihn auf den Tisch und wies mit vorwurfsvollem Finger auf eine Rubrik, hinter der ein langer Strich stand.

„Sie haben nicht angegeben, daß Sie ein Geschäft betreiben,“ erklärte er.

„Ein Geschäft?“

„Ja, es ist dem Finanzamt bekanntgeworden, daß Sie eine Heiratsagentur haben. Sie sind verpflichtet, die

aus dieser Agentur eingehenden Summen zu versteuern, widrigenfalls ...“

Nora und Irene blickten einander erschrocken an. Das Wort widrigenfalls klang unheimlich, bedrohlich; in ihrem ganzen Leben hatte noch niemand es zu ihnen gesagt. Nora dachte an Verurteilung, Gefängnis. Sie brachte kein Wort hervor. Irene faßte sich:

„Es stimmt, daß wir eine Heiratsagentur haben,“ erklärte sie. „Aber erstens hab ich nicht gewußt, daß man so was versteuern muß und zweitens ...“

„Unkenntnis der Gesetze ist keine Entschuldigung.“

„Na, verzeihen Sie, wenn ich etwas aus Unwissenheit tue, kann ich dafür doch nicht bestraft werden!“ Irene sagte es ungeduldig.

Der Herr vom Finanzamt schien eine derartige Behandlung nicht gewöhnt zu sein. Er runzelte die Stirn.

„Ich muß Sie ersuchen ... Übrigens darf ich fragen, mit welchem Recht Sie sich einmischen?“

„Ich gehöre zur Firma,“ sagte Irene unborsichtig.

„Also Sie geben selbst zu, daß es sich hier um eine Art Firma handelt?“

Irene biß sich auf die Lippen; ihr fiel ein, wie oft die Mutter gesagt hatte: „Zuerst denken, Irene, und dann sprechen.“

„Es handelt sich also um die Eingänge,“ fuhr der Herr vom Finanzamt fort, sich ostentativ an Nora wendend.

„Ja, aber, wir ... wir haben doch keine Eingänge gehabt ...“

Der Herr vom Finanzamt blickte sie ungläubig an.

„Keine Eingänge. Das ist doch merkwürdig. Sehr merkwürdig.“

„Im Gegenteil,“ warf Irene ein. „Wir haben zugahlt, immer nur zugahlt.“

„Vielleicht,“ meinte Nora zaghaft, „wenn Sie unser Geschäftsbuch ansehen wollten...“

Das Gesicht des Herrn vom Finanzamt erhellte sich.

„Sie führen Buch, das ist recht, wenigstens das ist in Ordnung. Bitte.“

Nora schob ihm das auf dem Tisch liegende Buch hin. Der Herr vom Finanzamt blätterte darin. Sein Gesicht hatte sich wieder verdüstert.

„Ich kann,“ sagte er streng, „das doch nicht als richtiges Geschäftsbuch ansehen,“ erklärte er. „Diese Karikaturen am Rand der Seiten und dann bei den Namen Buchstaben. Das ist wohl eine Chiffre? In Geschäftsbüchern ist so etwas nicht gestattet. Da muß alles klar und übersichtlich sein. Was bedeuten zum Beispiel hinter dem Namen des Herrn Michel Gedecke die zwei Buchstaben w. R.?“

„Entschuldigen Sie, ich habe mich da verschrieben,“ entgegnete Irene hastig, „das soll heißen: E. R. I. Nicht wahr, das ist doch sehr wichtig, wenn man jemand verheiraten will.“

„Da haben Sie recht,“ sagte der Herr vom Finanzamt. „Ich wußte gar nicht, der Name des Herrn Gedecke ist mir selbstverständlich bekannt, aber ich wußte gar nicht, daß er sich im Kriege ausgezeichnet hat.“

Irene seufzte erleichtert auf und vermied es, Noras Blick zu begegnen; die wußte ja, daß sie sich nicht verschrieben hatte, und daß die beiden Buchstaben widerlicher Kerl bedeuteten. Und jetzt brachten diese in der Wut nach ihrer Unterredung mit Herrn Gedecke hingekritzelt Buchstaben dem Manne noch Ehre ein!

Der Herr vom Finanzamt blätterte weiter.

„Ihre Werbekosten scheinen tatsächlich äußerst hoch zu sein,“ meinte er in etwas ungläubigem Ton.

„Schauen Sie,“ sagte Irene, „wir können doch nicht

die Sache betreiben wie eine beliebige Agentur. Wir müssen alles im vornehmen Stil halten, das sind wir unserm Namen schuldig.“

„Außerdem,“ fügte Nora schüchtern hinzu, „besteht unsere Agentur noch nicht lange.“

„Das weiß ich. Aber Sie hätten trotzdem angeben müssen...“

„Es tut mir leid,“ sagte Nora. „Das nächste Mal.“

„So einfach ist die Sache nicht. Sie haben sich eine falsche Steuererklärung zu Schulden kommen lassen.“

„Um Gottes willen,“ fragte Nora, „was geschieht einem in einem solchen Fall?“

Der Herr vom Finanzamt blickte in ihr erschrockenes Gesicht und wurde freundlicher.

„Da Sie, Ihrem Geschäftsbuch zufolge, tatsächlich noch keine Einnahmen gehabt zu haben scheinen, wird die Sache wohl glimpflich ausgehen. Jedenfalls muß Graf Sternbach noch im Verlauf dieser Woche zum Finanzamt.“

„Aber er weiß doch gar nicht...“

Irene unterbrach hastig die Schwägerin:

„Wir werden es ihm anzeigen. Er wird morgen oder übermorgen ins Finanzamt kommen.“

„Gut.“

Der Herr vom Finanzamt stand auf.

„Also, wir erwarten bestimmt, den Grafen Sternbach in den nächsten Tagen zu sehen. Ich hoffe, daß Sie meine Rücksicht auf Ihre Unkenntnis in geschäftlichen Dingen zu würdigen wissen. Sonst würde die Sache...“

Er schnitt sich selbst mit einer Verbeugung das Wort ab und ging.

*

„Irene,“ fragte Nora entsetzt, „warum hast du mich

nicht erklären lassen, daß Ottokar keine Ahnung von der ganzen Sache hat?"

„Weil Ottokar besser wirkt, als wir beide zusammen.“

„Jetzt müssen wir es ihm doch sagen,“ jammerte Nora. „Mein Gott, wie böse er sein wird. Und dann, vielleicht sperren sie ihn ein. Wir wissen ja nicht einmal, was wir angestellt haben; ist das nun Steuerhinterziehung oder Dokumentenfälschung oder was zum Ruckuck?"

„Rauch eine Zigarette und beruhige dich. Es wird schon nicht so arg werden.“

„Das sagst du immer. Und dann wird es doch arg. Und wie soll ich es Ottokar sagen? Irene, du bist doch seine Schwester, willst nicht du?"

„Danke, es war deine Idee. Sprich nur du mit ihm.“

„Ich kann nicht.“

Die Klingel der Haustür gellte auf. Nora schrak zusammen.

„Was ist das schon wieder? Bestimmt etwas Unangenehmes.“

Aber es war nur Herr Rauch, der in einer „geschäftlichen“ Angelegenheit kam. Er wollte genau wissen, um wie viel reicher Frau Richter war als Margot Wiedler.

„Die Frau könnte doch Ihre Mutter sein,“ sagte Irene ungeduldig. Frau Richter war für Casimir reserviert.

„Das schadet doch nichts, wenn sie nur reich genug ist.“

„Schämen Sie sich nicht, so etwas zu sagen?“ fragte Nora.

Herr Rauch blickte sie erstaunt an.

„Weshalb? Hier handelt es sich doch um eine rein geschäftliche Sache. Ich brauche Geld, viel Geld, bin das meinem Talent schuldig.“

„Sind Sie Ihrem Talent nicht auch ein klein wenig

Anstandsgefühl und Sauberkeit schuldig?“ fragte Irene spitz.

„Ich verstehe Sie nicht.“

Irene wandte sich angeekelt ab. Nora, noch ganz verschüchtert von der Unterredung mit dem Herrn vom Finanzamt, teilte Herrn Rauch mit, wieviel Vermögen Frau Richter besaß.

Herr Rauch zog einen Notizblock aus der Tasche; es war derselbe, in dem er seine literarischen Einfälle (manchmal auch die anderer) vermerkte, und begann zu rechnen.

„Gut,“ sagte er schließlich befriedigt. „Ich entscheide mich für Frau Richter.“

„Ob sich aber Frau Richter für Sie entscheiden wird?“ meinte Irene boshaft. „Das ist die Frage.“

Herr Rauch reckte sich gerade:

„Ich bitte Sie, eine Frau, die, wie Sie eben selbst gesagt haben, meine Mutter sein könnte! Dazu mein Ruhm. Es kann für sie nur eine Ehre sein...“

Er wandte sich an Nora.

„Ich hätte eine Bitte, Frau Gräfin. Ihre Empfänge sind ja, rein gesellschaftlich genommen, entzückend. Aber die vielen Leute, es fehlt die Intimität. Und ich habe nicht das Geld, Frau Richter in ein gutes Restaurant einzuladen; Sie verstehen doch...“

„Nein,“ erwiderte Nora hilflos. „Ich verstehe nicht, was Sie wollen.“

„Ich möchte Sie bitten, uns einmal zusammen zum Diner einzuladen, nur Frau Richter und mich. Das gäbe mir die Gelegenheit...“

„Fällt uns nicht ein,“ entgegnete Irene schroff.

„Ich weiß, das gehört nicht zu Ihren Verpflichtungen. Aber ich dachte, ich hoffte... schließlich wollen Sie doch auch, abgesehen von Ihren finanziellen Interessen,

bestimmt gern ein junges Talent fördern ... Und dann abends, bei der hübschen gedämpften Beleuchtung in Ihrem Salon, wird es mir leichter fallen. Nicht wahr, am Abend, da sieht die Frau ja noch ganz erträglich aus ..."

Nora verharrte stumm, Irene sagte unvermittelt, halblaut: „Pfui Teufel!“, was Herr Rauch zum Glück nicht hörte.

Er blickte die beiden erwartungsvoll an.

„Wenn ich dann meinen großen Roman geschrieben habe, meine Damen, werden Sie sich sagen können: auch wir haben mitgeholfen, daß dieses Meisterwerk entsteht.“

„Sie werden nie ein Meisterwerk schreiben,“ erklärte Irene heftig.

„Verzeihen Sie, Komtesse Sternbach, aber Ihr Gebiet ist das Tennis, Sie dürfen daher nicht in der Lage sein, ein gütiges Urteil zu fällen.“

Er schrie einen Augenblick, und als dann weder Nora noch Irene ein Wort sagten, fügte er hinzu:

„Also, wenn Sie schon kein Interesse für Literatur haben und auch kein Mitgefühl für die ringende Jugend von heute, wenn Sie das ganze nur als Geschäft auffassen ... dann bin ich bereit, obwohl es mir schwer fällt ... sehr schwer ... eine kleine Summe, eine Art Vorschuß zu zahlen.“ Er holte seine Brieftasche heraus und entnahm ihr einen Zwanzigmarkschein: „Bitte, buchen Sie ...“

„Um Gottes willen, zahlen Sie nichts!“ rief Irene entsetzt. „Das fehlte gerade noch! Einnahmen, die verbucht werden müssen. Steuerhinterziehung. Stecken Sie Ihr Geld ein, Herr Rauch. Wir nehmen keinen Pfennig.“

„Und das kleine Diner?“

„Darüber werden wir ein andermal sprechen. Ja, ja

bestimmt. Ich glaube zwar nicht, daß Sie Chancen haben ... Aber wenn Sie unbedingt wollen ...“

„Nicht alle Frauen,“ erklärte Herr Rauch, „haben so wenig geistige Interessen. Ich überschätze meine Chance nicht. Sie werden ja sehen.“

Er ging, beleidigt, zutiefst verletzt.

„Gemeiner Idiot!“ rief Irene. „Und das will ein geistiger Mensch sein!“

„Nicht so laut; er hat deine Worte bestimmt gehört.“

„Meinetwegen. Ich rufe sofort Casimir an. Ich laß ihm die Frau nicht fortschnappen. Sie ist eine nette Frau, und Casimir wird sie anständig behandeln.“

Sie ging an den Apparat. Als sie den Hörer abheben wollte, drehte sie sich um:

„Nora, wir sind wirklich Pechvögel. Einmal will einer etwas zahlen, und dann können wir es nicht annehmen. Mir ist ehrlich leid um die zwanzig Mark.“

Aber Nora dachte nicht an Geld; sie sagte nur seufzend:

„Wenn ich es doch Ottokar schon gesagt hätte! Und wenn ich nur wüßte, was uns geschehen kann, und auf welche Art wir das Gesetz übertreten haben. Weißt du ...“

Irenes: „Hallo, Casimir,“ unterbrach ihre Worte.

*

Am Nachmittag erhielt Nora mit der Post ein großes Paket. Erstaunt löste sie den Bindfaden, öffnete den Karton und blickte völlig verständnislos auf den Inhalt: ein Babytrousseau, lauter winzige, allerliebste kleine Kleidungsstücke. Und obenauf eine Karte:

„Liebes Kind!

Ottokars Nachricht hat mich sehr glücklich gemacht. Du mußt einer alten, unbekannten Tante gestatten,

auch etwas für den jüngsten Sternbach zu tun. Ich freue mich sehr, daß euere Ehe so gut ist. Denkt manchmal an mich, wenn ich gestorben bin.

Tante Petta."

Nora las die Adresse, las den Brief, einmal, zweimal, kein Zweifel konnte bestehen, das Paket war für sie bestimmt. Aber wer war Tante Petta und wie kam sie dazu, zu glauben...? Nora wußte nicht, ob sie lachen oder sich ärgern sollte. „Ottokars Nachricht?“ Was sollte das heißen? Und der „jüngste Sternbach“? Den gab es nicht, den würde es vielleicht nie geben... oder doch, und Nora sah Nantje van Dams schönes Gesicht, sah in Nantjes Armen einen kleinen Buben, der Ottokars Züge trug... sah Ottokar, glücklich, zufriedenen... Und irgendwie paßte ihr das nicht, paßte ihr das gar nicht...

Als Ottokar nach Hause kam, eilte sie ihm entgegen, die Karte in der Hand:

„Was soll das heißen?“ fragte sie zornig. „Wie kommt diese Tante Petta dazu, mir eine Babyaussteuer zu schicken, zu glauben, daß...“

Ottokar wurde tödlich verlegen.

„Ich... ich wollte es dir ja erzählen, als ich unlängst aus Badentweiler kam, aber du wolltest ja nichts hören...“

„Als du aus Badentweiler kamst?“

„Ja. Ich habe Tante Petta, die ich übrigens gar nicht kannte, dort besucht. Und... sie ist alt und krank... und irgendwie hat sie sich eingebildet... Sie ist sehr krank, Nora, ich brachte es nicht übers Herz, sie zu enttäuschen...“

„Du warst zu Besuch bei einer Tante?“

„Ja.“

„Du warst nicht mit Nantje van Dam?“

„Nantje van Dam? Ich verstehe dich nicht. Was hat Nantje van Dam damit zu tun?“

Nora lachte; es war ein etwas ziffriges Lachen.

„Und die arme alte Dame glaubt jetzt, daß es bald einen jüngsten Sternbach geben wird? Sie wird doch merken, daß du gelogen hast.“

„Sie wird es nicht mehr erleben,“ erwiderte Ottokar ernst und erzählte Nora von dem Zusammensein mit der alten gelähmten Frau.

Sie hörte still zu.

„Bist du mir böse?“ fragte er schließlich.

„Nein. Aber jetzt, Ottokar, muß auch ich etwas gestehen und auch du darfst mir nicht böse sein. Setz dich bequem hin, nimm eine Zigarette, unterbrich mich nicht, und hör zu.“

*

Ottokar unterbrach sie nicht; er ließ die Zigarette ausgehen, er griff sich ein paarmal verwirrt an den Kopf, und das Blut stieg ihm ins Gesicht. Als Nora endlich verstummte, sagte er:

„Eine Ehevermittlung, du, in unserem Haus? Deshalb diese gräßlichen Leute? Aber Nora!...“

„Bist du sehr böse?“

„Nein; du hast doch das Recht, zu tun und zu lassen, was du willst. Aber eine so hirnerbrannte Idee!“

„Das ist noch nicht alles. Heute war ein Mann vom Finanzamt da, wegen der Steuererklärung... irgend etwas stimmt da nicht... Du mußt morgen oder übermorgen hingehen.“

„Das kann ja schön werden. Wenn du und Irene schon so eine Dummheit macht, weshalb zum Kuckuck habt ihr nicht bei der Steuer angegeben, wieviel ihr eingenommen habt?“

„Wir haben doch bis jetzt noch gar nichts eingenommen. Heute hätten wir zwanzig Mark verdienen können, aber wir wagten sie nicht zu nehmen, wegen der Steuer.“

Irene öffnete leise die Tür.

„Ist die Operation vorbei? Ist Ottokar aufgeklärt?“

„Ja,“ entgegnete Ottokar viel strenger, als er zu Nora gesprochen hatte. „Jetzt weiß ich alles. Natürlich steckst du dahinter, Irene. Ich muß dir sagen, ich bin sehr unzufrieden mit dir.“

„Nein, Ottokar, eigentlich stammt der Anstoß zu der Idee von dir. Du hast mir einmal gesagt, Huber hätte dir erklärt, er gäbe einen Monatslohn, wenn er die richtige Frau finden könnte. Und... als dann das Geld... als die Bank... da fiel mir das ein. Sei nicht böse.“

„Ich bin nicht böse, nur das mit dem Finanzamt, da können wir schön hineinfallen.“

„Nein,“ erklärte Irene, „es wird uns gar nichts passieren. Ich habe eben telephonisch mit Papa Schiro gesprochen; er kommt nach dem Essen her, um dir gute Ratsschläge zu geben.“

„Na, Gott sei Dank. Aber jetzt hat die Sache ein Ende.“

„Ottokar! Das geht nicht! Wir können die Leute nicht auf einmal fallen lassen. Ich verspreche dir, daß wir keine neuen nehmen. Aber die paar Leute... Und eine Verlobung ist schon zustande gekommen.“

„Wer denn?“

„Fräulein Balz und Herr Biz.“

„Von den armen Teufeln werdet ihr doch keine Provision nehmen?“ fragte Ottokar empört.

„Natürlich nicht. Aber hör zu, Ottokar, die Schiros sind doch so reich, und Myriam würde mit dem Journa-

listen bestimmt sehr glücklich werden, und auch die andern...“

„Außerdem hast du Nora nichts zu verbieten,“ sagte Irene. „Sie ist nicht mehr deine Frau. Wenn sie ein Geschäft betreibt, so geht dich das gar nichts an.“

Ottokar lächelte seltsam und zog ein Papier aus der Tasche.

„Geschäft,“ sagte er mit sanftem Spott. „Seht euch das an. Das ist der Voranschlag für die Reparatur, die am Auto des Herrn Gedecke vorgenommen werden muß. Hundertdreißig Mark. Ich bitte euch nur um eines, meine Lieben, wenn ihr das Geschäft weiter betreibt, bis ihr die jetzigen Kunden unter die Haube gebracht habt, so tut es daheim und nicht mehr auf ambulante Art. Hier riskieren wir höchstens eine politische Meinungsverschiedenheit, bei der ein paar Möbelsstücke kaputt gehen, und die brauchen wir wenigstens nicht zu ersetzen.“

XV

Heutzutage machen nur noch altmodische Menschen den Hof. Myriam Schiro und der junge Journalist waren beide äußerst modern; sie redeten nicht lange von Liebe und Treue, sie gefielen einander und sagten es sich aufrichtig, ohne irgendwelche sentimentale Schnörkel. Sagten es nicht in einer Laube bei Mondschein, oder in einem „traulichen“ Zimmer, sondern im Café, bei einem Cocktail, während die Jazzmusik brüllte.

„Heiraten wollen wir nicht,“ erklärte Myriam. „Das ist zu riskant. Wenn wir dann doch nicht zusammenpassen...“

Sie überlegte:

„Wir haben doch bis jetzt noch gar nichts eingenommen. Heute hätten wir zwanzig Mark verdienen können, aber wir wagten sie nicht zu nehmen, wegen der Steuer.“

Jrene öffnete leise die Tür.

„Ist die Operation vorbei? Ist Ottokar aufgeklärt?“

„Ja,“ entgegnete Ottokar viel strenger, als er zu Nora gesprochen hatte. „Jetzt weiß ich alles. Natürlich steckst du dahinter, Jrene. Ich muß dir sagen, ich bin sehr unzufrieden mit dir.“

„Nein, Ottokar, eigentlich stammt der Anstoß zu der Idee von dir. Du hast mir einmal gesagt, Huber hätte dir erklärt, er gäbe einen Monatslohn, wenn er die richtige Frau finden könnte. Und... als dann das Geld... als die Bank... da fiel mir das ein. Sei nicht böse.“

„Ich bin nicht böse, nur das mit dem Finanzamt, da können wir schön hineinfallen.“

„Nein,“ erklärte Jrene, „es wird uns gar nichts passieren. Ich habe eben telephonisch mit Papa Schiro gesprochen; er kommt nach dem Essen her, um dir gute Ratschläge zu geben.“

„Na, Gott sei Dank. Aber jetzt hat die Sache ein Ende.“

„Ottokar! Das geht nicht! Wir können die Leute nicht auf einmal fallen lassen. Ich verspreche dir, daß wir keine neuen nehmen. Aber die paar Leute... Und eine Verlobung ist schon zustande gekommen.“

„Wer denn?“

„Fräulein Balz und Herr Big.“

„Von den armen Teufeln werdet ihr doch keine Provision nehmen?“ fragte Ottokar empört.

„Natürlich nicht. Aber hör zu, Ottokar, die Schiros sind doch so reich, und Myriam würde mit dem Journa-

listen bestimmt sehr glücklich werden, und auch die andern...“

„Außerdem hast du Nora nichts zu verbieten,“ sagte Jrene. „Sie ist nicht mehr deine Frau. Wenn sie ein Geschäft betreibt, so geht dich das gar nichts an.“

Ottokar lächelte seltsam und zog ein Papier aus der Tasche.

„Geschäft,“ sagte er mit sanftem Spott. „Seht euch das an. Das ist der Vorschlag für die Reparatur, die am Auto des Herrn Gedecke vorgenommen werden muß. Hundertdreißig Mark. Ich bitte euch nur um eines, meine Lieben, wenn ihr das Geschäft weiter betreibt, bis ihr die jetzigen Kunden unter die Haube gebracht habt, so tut es daheim und nicht mehr auf ambulante Art. Hier riskieren wir höchstens eine politische Meinungsverschiedenheit, bei der ein paar Möbelfstücke kaputt gehen, und die brauchen wir wenigstens nicht zu ersetzen.“

XV

Heutzutage machen nur noch altmodische Menschen den Hof. Myriam Schiro und der junge Journalist waren beide äußerst modern; sie redeten nicht lange von Liebe und Treue, sie gefielen einander und sagten es sich aufrichtig, ohne irgendwelche sentimentale Schnörkel. Sagten es nicht in einer Laube bei Mondschein, oder in einem „traulichen“ Zimmer, sondern im Café, bei einem Cocktail, während die Jazzmusik brüllte.

„Heiraten wollen wir nicht,“ erklärte Myriam. „Das ist zu riskant. Wenn wir dann doch nicht zusammenpassen...“

Sie überlegte:

„Beim Vater können wir nicht wohnen, der hat noch Ansichten wie vor hundert Jahren. Aber es gibt Wohnungen genug. Am besten wäre es, etwas außerhalb der Stadt, in der Nähe des Flugplatzes.“

„Wie du willst,“ erwiderte der junge Journalist. „Mir ist alles recht.“

„Und du wirst mich fliegen lassen, so viel ich will?“

„Selbstverständlich. Ich werde sehr stolz sein, wenn du über den Ozean fliegst.“

„Also abgemacht.“

„Abgemacht. Morgen suche ich eine passende Wohnung.“

Sie blickten einander an, ebenso glücklich und liebevoll, wie es ihre Eltern in der Laube oder dem traulichen Zimmer getan hatten.

„Heute abend spreche ich mit dem Vater darüber,“ sagte Myriam.

Der Journalist lachte:

„Für uns Männer ist das Leben ja doch in einer gewissen Beziehung leichter geworden. Wenn ich daran denke, daß ich vor zwanzig Jahren noch einen Stratenrock hätte anziehen und feierlich bei deinem Vater um dich anhalten müssen! Ein schrecklicher Gedanke.“

„Ja, und dann eine lange Verlobung, gerührte Verwandte, eine feierliche Trauung. Und nachher, wer weiß, vielleicht eine peinliche Scheidung.“

„Na, weißt du, von Scheidung brauchst du gerade jetzt noch nicht zu reden.“

„Du hast recht, das ist etwas verfrüht. Es fiel mir nur so ein.“

Und dann sprachen sie über die Wohnung und die Einrichtung, genau wie ihre Eltern das getan hatten.

*

Am gleichen Abend suchte Herr Schiro die Sternbachs auf. Aber es war nicht der gemütliche Papa Schiro, den sie kannten, es war ein zorniger, aufgeregter alter Mann, der ihnen die bittersten Vorwürfe machte.

„Kameradschaftsehe!“ stöhnte er. „Meine Tochter! Das hat mir gerade noch gefehlt. Dazu habe ich eine Ehevermittlung gebraucht!“

„Aber wenn Myriam glücklich ist,“ meinte Nora zaghaft.

„Glücklich! Natürlich will ich ihr Glück, aber doch nicht so.“

Er blickte Irene grimmig an:

„Ich hätte es mir ja denken können. Sie gehören auch zu diesem Typ, Komtesse Sternbach. Ich hätte die Sache ja doch mit einem Schadchen machen sollen...“

„Trinken Sie ein Glas Rognak, Herr Schiro,“ sagte Ottokar besänftigend. „Es tut mir furchtbar leid, Sie waren so freundlich zu uns, haben mir geholfen, die dumme Sache mit dem Finanzamt zu regeln. Wir konnten doch nicht wissen...“

„Meine Tochter!“ Herr Schiro konnte sich nicht beruhigen. „Lieber wäre ich pleite gegangen... Was das für einen Eindruck machen wird: meine Tochter lebt mit einem Mann, mit dem sie nicht verheiratet ist!“

„Das kommt heutzutage häufig vor,“ meinte Nora.

„Nicht in unsern Kreisen...“

„Benigstens wird sie das Fliegen aufgeben,“ sagte Irene.

„Fällt ihr nicht ein. Der junge Mann bestärkt sie noch in diesem Wahnsinn.“

„Wenn sie ein Kind bekommt,“ warf Ottokar ein.

„Sie wird keines bekommen, das ist ja gerade der Zweck dieses Blödsinns. Ich bin ein alter Mann, ich habe mir schon lange Enkel gewünscht. Und jetzt...“

„Es tut mir furchtbar leid," sagte Nora. „Aber wir konnten wirklich nicht wissen..."

„Man soll nichts mit Amateuren zu tun haben," erklärte Herr Schiro wehmütig. „Bei einem richtigen Schachden wäre mir so etwas nicht passiert..." Er schwieg einen Augenblick und fügte dann hinzu: „Sie werden begreifen, daß ich in diesem Fall keine Provision zahle. Erstens heiratet meine Tochter nicht, zweitens gibt sie das Fliegen nicht auf..."

Ottokar konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er Noras und Irenes bestürzte Gesicht sah.

„Selbstverständlich, Herr Schiro," entgegnete er. „Wir denken auch nicht daran, von Ihnen eine Provision zu verlangen."

„Wenn bei Ihnen alles so ausgeht..."

Herr Schiro schnaubte wie ein zorniges Nilpferd.

„Können Sie Myriam denn nicht begreiflich machen, wie schön so eine glückliche Ehe ist, Gräfin Sternbach?"

Nora errötete; wie hätte sie, gerade sie, von einer glücklichen Ehe sprechen können?

Herr Schiro wurde sentimental.

„Wenn ich an meine liebe selige Frau denke, und an meine selige Mutter... Wenn die wüßten... Gott sei Dank, daß ihnen dieser Kummer erspart geblieben ist..."

Er erging sich in langen Schilderungen seiner Ehe, er redete von der seligen Mutter und der seligen Großmutter, von Tanten und Kusinen; ließ eine endlose Reihe tugendhafter, ehrbarer, kinderreicher Schiros aufmarschieren.

„Nicht einmal eine Scheidung hat es in unserer Familie gegeben... Und jetzt..."

Ottokar hörte geduldig zu; der alte Mann tat ihm leid, und er fühlte mit ihm etwas Verwandtes: Herr

Schiro sehnte sich nach einem Enkel und er, Ottokar, empfand Schmerz darüber, daß die Sternbachs ausgestarben.

Irene und Nora waren weniger weichherzig; sie berechneten insgeheim, was ihnen an Provision entging. Hätte Myriam den jungen Mann nicht ebensogut heiraten können? Sie brauchten so notwendig Geld, hatten so sicher mit dieser Provision gerechnet.

Herr Schiro beruhigte sich allmählich.

„Sie sind ein verständiger Mensch, Graf Sternbach," sagte er. „Mit Ihnen kann man reden."

Sein mißbilligender Blick auf Nora und Irene sagte nur allzu deutlich, was er von ihnen hielt.

Es war spät, als er ging. Die Kirchturmuhr hatte bereits Mitternacht geschlagen.

Nora holte seufzend das Geschäftsbuch hervor und strich Myriams Namen aus.

„Wer bleibt uns noch?" fragte sie betrübt.

„Frau Richter und Casimir, Margot Wiekler und der junge Rauch."

„Davon werden wir nicht fett werden."

„Margot Wiekler hat eine Menge Geld."

Irene runzelte die Stirn.

„Ja, sie hat viel Geld, und nachdem Frau Richter dem jungen Rauch einen Korb gegeben hat, dürfte diese Ehe zustande kommen, wenn..."

„Warum sagst du wenn, Irene?"

Irene zuckte ungeduldig die Achseln.

„Nichts, eine dumme Idee von mir... eine ganz dumme Idee; sinnlos, man muß geschäftstüchtig sein."

„Nicht auf Kosten anderer, Irene, und nicht auf Kosten seines eigenen Sauberkeitsgefühls," sagte Ottokar leise.

„Sag du noch an. Kommt je ein Geschäft zustande,

das nicht auf Kosten anderer und nicht auf Kosten des eigenen Sauberkeitsgefühls, falls man noch eines hat, gemacht wird?"

"Wir müssen doch Geld verdienen," meinte Nora.

"Ich weiß. Aber auf anständige Art."

"So verdien doch du!"

Irene sagte es zornig, gedankenlos. Als sie Ottokars Gesicht sah, bereute sie sofort ihre Worte. Aber Ottokar schwieg nur; der Vorwurf der Schwester hatte ihn tief getroffen.

Nora hingegen wandte sich heftig gegen die Schwägerin:

"Wie kannst du so etwas sagen, Irene? Das ist eine Gemeinheit. Du weißt, wie fleißig Ottokar studiert, um seinen Doktor zu machen, du weißt, daß er nebenbei noch im Laboratorium arbeitet, du weißt..."

"Ich weiß, daß wir noch ungefähr für drei Monate zu leben haben," entgegnete Irene wütend. "Wir beide haben uns ehrlich geplagt; ich kann dir sagen, Ottokar, so eine Ehevermittlung ist kein Vergnügen, und jetzt kommst du mit moralischen Bedenken... Da könnte ein Engel die Geduld verlieren... und ich bin kein Engel," fügte sie halb entschuldigend hinzu.

"Wenn ihr mich vorher gefragt hättet," begann Ottokar mit sanftem Vorwurf.

"So hättest du nein gesagt, ich kenne dich doch."

Ottokar lächelte:

"Eigentlich muß ich noch froh sein, daß du nicht versucht hast, eine Räuberbande zu organisieren, Irene."

Irene lachte und fiel dem Bruder um den Hals:

"Du bist ja doch ein lieber Mensch, Ottokar, trotz deinem übertriebenen Ethos."

Nora schwieg. Sie blickte sich in dem hübschen Zimmer um und dachte: wir leben, wie wir als reiche Men-

schen gelebt haben. Und in ein paar Monaten wird kein Geld mehr da sein. Was werden wir dann tun?

Sie fröstelte, als habe ein kalter Windstoß sie getroffen.

Wir werden arm sein, dachte sie weiter, und werden, selbst wenn wir es wollen, keine Arbeit finden... Wir haben ja auch nichts gelernt, können höchstens Hochstapler werden wie Casimir... Casimir, der wird wütend sein, weil wir die Provision von den Schiros verloren haben... Freilich, wenn er seine Frau Richter bekommt, macht es ihm nichts mehr aus... Vielleicht kann er uns einen guten Rat geben... Aber ob Casimirs guter Rat Ottokar zusagt...? Ich bin hübsch, ich könnte vielleicht einen reichen Mann finden... Aber Irene und Ottokar... Eigentlich gehen sie mich ja nichts an... Mein geschiedener Mann, die Schwester meines geschiedenen Mannes... Wenn wir kein Geld mehr haben, werden wir auseinandergehen... Warum ist mir dieser Gedanke so schmerzlich?... Irene, freilich, Irene habe ich lieb...

Sie trat ans Fenster und zog die Vorhänge zurück. Eine trostlose Spätherbstnacht blickte ins Zimmer. Nora fühlte plötzlich unsägliches Traurigkeit. Ohne ein Gute-nacht kuschelte sie auf den Zehenspitzen fort. Sie hätte kein Wort hervorgebracht, ohne in Tränen auszubrechen.

*

Casimir war unangenehm überrascht, als Irene am folgenden Tag den Verlust der Schiroschen Provision mitteilte.

"Das kommt davon, wenn man junge Menschen in der Klientel hat," meinte er. "Bei älteren droht diese Gefahr nicht. Da weiß man, zumindest die Frau, wie

sehr ihr die ehrbaren Bürger in einem solchen Fall das Leben erschweren können. Annie wird nicht auf einer Kameradschaftsbegehung bestehen, Gott sei Dank."

"Annie?" fragte Irene. "Seid ihr schon so weit?"

"So weit, das kommt darauf an, was Sie darunter verstehen. Aufgeboten sind wir noch nicht."

"Casimir," Irene wurde ein wenig verlegen. "Sie ... wenn die Sache klappt, Sie werden doch nett zu Ihrer Frau sein?"

"Ich war zu allen meinen Frauen nett," beteuerte Casimir. "Keine einzige denkt anders als mit Freundschaft an mich. Ich bin ein reeller Mensch: du lieferst das Geld, und ich das Eheglück."

Irene sah ihn erstaunt an:

"Ja, werden Sie denn die Frau auch gern haben?"

"Selbstverständlich. Erstens gewöhnt man sich an alles, und dann ... eine gewisse Dankbarkeit für das gesicherte Leben. Ich bin doch nicht zum Vergnügen Hochstapler geworden ... Haben Sie eine Ahnung, wie oft sich in meinem Innern der biedere kleine Angestellte regt? Der kleine Angestellte, der sich, wenn er die Bierzig überschritten hat, nach Pantoffeln sehnt. Allerdings nach Cassianpantoffeln, nicht nach welchen aus Filz."

Irene lachte.

Casimir aber sagte ernst:

"Das verstehen Sie nicht: einmal ein Kleinbürger, immer ein Kleinbürger. An den Fenstern daheim haben wir bunte Glaskästchen gehabt, ich glaube, sie waren nicht einmal aus Glas: Faust und Gretchen, ein heiterer verwundeter Krieger von einer lieblichen Jungfrau betreut, damals nannte man das: schmücke dein Heim ... Ich weiß, daß ein van Gogh oder ein Kokoschka schöner ist, aber etwas in mir hängt noch immer an diesen Glaskästchen. Und Annie ist für mich das „Schmücke dein

Heim", ist das Heim an und für sich, in dem ich voller Behagen und Ruhe mein Alter verbringen werde. Ist das Dach über dem Kopf, wenn es draußen stürmt und schneit. Und da fragen Sie noch, ob ich nett zu ihr sein werde?"

Er verstummte, fragte dann:

"Übrigens, als Kompagnon gesprochen, was haben Sie heute vormittag in dem großen Juwelierladen von Rachel gesucht. Wenn Sie Schmuck verkaufen wollen, so kann ich Ihnen eine viel bessere Adresse geben."

"Ich habe nichts verkauft." Irene wurde verlegen.

"Sondern, als Kompagnon gefragt."

"Gekauft. Ein Hochzeitsgeschenk für Ernestine Balz."

"Beim Juwelier? Was haben Sie denn gekauft?"

"Nur einen kleinen Anhänger," erwiderte Irene entschuldigend. "Ein billiger Stein, Saphir."

"Glauben Sie nicht, daß die Frau eines Gerichtsvollziehers eher Hauswäsche oder ein Möbelfstück braucht, als einen Anhänger?"

"Aber zu einer Hochzeit schenkt man doch immer Silber oder Schmuck."

Casimir lachte.

"Ihre Glaskästchen, Komtesse Irene. Man schenkt Schmuck: das heißt, die Sternbachs haben immer zu einer Hochzeit Schmuck bekommen, oder geschenkt. Auch Sie kommen nicht von der Vergangenheit los. Was soll denn die arme Ernestine mit dem Schmuck anfangen? Haben Sie das auch unter die Werbekosten gebucht? Wieviel hat der Spaß gekostet?"

"Achtzig Mark."

"Großer Gott, gestern abend erfahren Sie, daß wir unsern besten Kunden verloren haben, und heute früh gehen Sie hin und werfen achtzig Mark zum Fenster hinaus."

„Wenn ich nicht einmal mehr ein Hochzeitsgeschenk machen darf,“ sagte Irene trozig.

„Geschäft, Komtesse Irene, Geschäft.“

„Aber sie hat sich doch so gefreut, die arme Seele.“

Casimir wurde milder.

„Ich bin bloß froh, daß ich bei Ihnen nur meinen Verstand und kein Kapital investiert habe. Ich glaube, Sie könnten einen Millionär ruinieren. Übrigens habe ich gestern beim Poker furchtbares Pech gehabt; kann mir die Firma etwas vorschießen? Ich habe Annie heute zum Diner eingeladen und brauche Geld...“

„Werbekosten?“ fragte Irene etwas boshaft.

„Ja, Werbekosten. Stellen Sie mir einen kleinen Barscheck aus. Ja? Danke. Und jetzt sehen Sie um Gottes Willen zu, daß uns Margot Winkler und der junge Rauch nicht durch die Finger rutschen. Ich habe festgestellt, daß die Frau noch mehr Geld hat, als wir annehmen.“

Irene verschlang nervös die Finger ineinander.

„Die Sache ist mir peinlich. Die Frau ist dumm, aber nett, und dieser Mensch, ich fürchte, er wird sie unglücklich machen.“

„Was geht das uns an?“

„Wir haben doch eine gewisse Verantwortung.“

„Quatsch!“

Irene wurde ärgerlich:

„Das ist kein Quatsch. Wir sind keine Krämer, die für teures Geld minderwertige Ware verkaufen, und der junge Rauch ist eine minderwertige Ware.“

„Geschäft,“ sagte Casimir abermals.

„Geschäft, lassen Sie mich dieses abscheuliche Wort nicht wieder hören. Alles ist Geschäft, alles hat seinen Preis. Und jeder versucht, den andern hineinzulegen. Ich hab es satt. Ich will etwas Sauberes, das niemand

schadet; wenn ich Tennisprofessional bin, betrüge ich niemand. Ich wollte, ich wäre schon so weit.“

Casimir blickte sie mitleidig an.

„Sie sind ja doch die richtige Schwester Ihres Bruders,“ sagte er. „Trainieren Sie nur fleißig, damit Sie bald so weit sind. Und versuchen Sie nicht noch einmal, Geschäfte zu machen. Sie werden immer draufzahlen.“

„Nicht bei Ihnen und Ihrer Annie,“ entgegnete Irene lachend.

Casimir seufzte:

„Wir hätten so schön angefangen. Ich versprach mir wirklich viel. Aber ich hätte es ja wissen können: die Glastäfeln... die unsterblichen, unausrottbaren Glastäfeln...“

*

„Irene,“ sagte Nora, „morgen abend kommen Frau Margot Winkler und der junge Rauch. Frau Margot kommt zum Diner, ihn habe ich nur zum schwarzen Kaffee eingeladen. Vielleicht entscheidet sich etwas.“

„Vielleicht.“

Irenes Stimme klang nicht ermutigend.

„Was hast du?“

„Nichts, ich bin nur schlechter Laune.“

„Weshalb?“

„Das kann ich dir nicht erklären. Unser Geschäft geht mir auf die Nerven.“

„Denk doch an Fräulein Balz, haben wir da nicht wirklich etwas Gutes getan?“

„Es hat uns auch nichts eingebracht.“

Aber Irene wurde dennoch heiterer. Ernestine Balz als Braut war tatsächlich ein erfreulicher Anblick. Ernestine zum ersten Male in ihrem Leben für jemand

die Hauptperson, begehrt, wie eine schöne Frau, geliebt . . . Sie konnte es kaum fassen, wagte kaum zu glauben, daß ihr ödes, leeres Leben einen Inhalt gewonnen habe, daß es außer den Filetspitzen und der Frau Regierungsrat jetzt plötzlich etwas anderes für sie gab.

Sie sah nicht, daß Herr Biß klein, ältlich und schäbig war; er erschien ihr wie die Heldengestalten aus den Schulbüchern, mächtig, kühn, imposant. Er klärte sie über die Rätsel des Finanzwesens auf (über jene, die in sein Ressort fielen), und Ernestine fand das Thema äußerst interessant. Sogar die Steuer hatte einen gewissen Reiz, wenn Herr Biß, Theodor, darüber redete. Herrn Biß wiederum tat die unverhohlene Bewunderung seiner Braut unendlich wohl; er ärgerte sich nicht mehr über die schroffe Art seiner Vorgesetzten, die Armen, sie wußten ja nicht, was in ihm stak, was für ein patentierter Kerl er war. Wäre er es nicht gewesen, wie hätte dieses kluge Mädchen eingewilligt, seine Frau zu werden? Sie bewunderten sich gegenseitig und waren so glücklich, wie es nur Menschen sein können, die bewundert werden. Jeden Abend verbrachten sie einige Stunden im Wohnzimmer der Frau Regierungsrat, bei der eben zwei möblierte Zimmer freige worden waren, und die hoffte, durch dieses Entgegenkommen die Räume an das künftige Ehepaar zu vermieten. Sie saßen nebeneinander auf dem Sofa und schmiedeten Pläne über ihr Heim, über eine Sommerreise, wenn sie genügend gespart hätten. Herr Biß brachte seine Baedeker mit; sie machten Hochzeitsreisen in Länder, die sie nie sehen würden. Ernestine zeigte dem Bräutigam Filetmuster und er nickte verständnisvoll: „Schön, sehr schön.“ Manchmal brachte auch die Frau Regierungsrat eine Kanne Kaffee herein, und dann saßen sie zu dritt da und Ernestine

begriff nicht, daß sie sich je vor dieser freundlichen Frau hatte fürchten können.

Und die Hochzeitsgeschenke! Ernestine verwahrte sie in ihrem Schrank. Abends, wenn Herr Biß gegangen war, holte sie sie hervor und erfreute sich an ihnen. Salzfüßer und Obstschalen von den Kollegen des Herrn Biß, ein Sofakissen von der Frau Regierungsrat, ein Kaffeeservice von Herrn Leopold Hirschmann, dem Inhaber des Geschäftes, für das Ernestine arbeitete, der Anhänger, den die Familie Sternbach geschenkt hatte, ein Kaffeewärmer von einer der Verkäuferinnen . . . Ernestine, die seit dem Tod der Mutter keine Geschenke mehr erhalten hatte, freute sich wie ein Kind über die Gaben.

„Aber das Schönste,“ sagte sie immer wieder, „das Schönste hat uns doch Graf Ponizky geschenkt.“

Und sie blickte begeistert auf zwei Glaskästchen, auf denen Gretchen und Faust und das Niederwalddenkmal dargestellt waren. Den heiteren verwundeten Krieger, der von der Jungfrau befreit wurde, hatte Casimir zu seinem Bedauern trotz eifrigem Stöbern in den kleinen Läden der Altstadt nicht aufreiben können.

XVI

„Ottofar, dein Smoking wird schäbig,“ erklärte Irene.

„Das hat mir der Huber auch schon gesagt,“ erwiderte ihr Bruder gleichgültig.

„Du mußt dir einen neuen bauen lassen.“

Ottofar lachte.

„Du vergißt ganz, daß wir kein Geld haben.“

„Ich weiß, ich weiß, aber man muß doch anständig angezogen sein.“

„Irene,“ sagte Ottokar ernst, „Irene, red nicht so dumm daher. Ich glaube, du hast keine Ahnung, was es bedeutet, kein Geld zu haben.“

„Entschuldige, ich fahre fast immer mit der Straßenbahn.“

„Wenn du es nicht besonders eilig hast und eine Auto-droschke nimmst. Und du hast es häufig besonders eilig,“ warf Nora ein.

Irene wurde ärgerlich.

„Geld, Geld, das ist doch so nebensächlich.“

„Wenn man es hat.“

Nora konnte aus Erfahrung sprechen. Sie erinnerte sich an das Sparen daheim; erinnerte sich, wie bei jedem Einkauf unzählige Male erwogen wurde, ob man das Kleid oder den Mantel nicht in einem andern Laden billiger bekommen könnte, ob man wirklich beim Milchmann die Eier nehmen sollte; der Mann, der zweimal wöchentlich von seiner Eierfarm kam, war billiger, um einen ganzen Pfennig; aber dafür nahm er die schlechten Eier nicht zurück... Und was sie gekannt hatte, war ja noch lange keine Armut gewesen; sie hatten ein Häuschen, hatten genug zu essen. Nora betrachtete fast mitleidig Irene und Ottokar; was wußten denn die?

Aber Ottokar bedauerte schon, streng mit Irene gewesen zu sein und ging rasch auf ein anderes Thema über:

„Sagt mir, Kinder, war unter unsern sogenannten Gästen auch ein Prediger, wartet, wie heißt er...“ Er zog einen Brief aus der Tasche: „John B. Daniel? Ihr habt so viele und so merkwürdige Menschen eingeladen, daß ich mich überhaupt nicht mehr auskenne.“

„Der Gangster!“ rief Irene erstaunt.

„Gangster! Irene, Nora, ihr habt einen Gangster eingeladen? Das ist aber doch zu arg.“

„Er ist ja kein wirklicher Gangster!“, warf Nora hastig ein. „Irene...“

„Befindet sich unter unsern neuen Bekannten vielleicht auch ein Fehler, ein Einbrecher, ein bekannter Taschendieb?“ fragte Ottokar verzweifelt. „Daß Ponizky ein Hochstapler ist, habe ich ja gleich gemerkt, allerdings ein sympathischer Hochstapler. Aber ein Gangster, Irene, Nora, das geht zu weit... Und ich habe den Mann noch aufgefordert, heute zum Diner zu kommen. Ich erhielt einen Brief von ihm, er habe in Neapel Tante Netta getroffen und solle mir Grüße von ihr überbringen. Er fahre morgen weiter, bitte mich daher, ihn heute zu empfangen. Und jetzt ist er ein Gangster...“

„Aber nein, Ottokar, du irrst, wir dachten nur... Hör zu, ich will dir alles erklären.“

Irene kam nicht dazu, Ottokar zu beruhigen, Huber trat ein und meldete Frau Margot Winkler, und gleich darauf erschien auch der Hochwürdige John B. Daniel aus Chicago.

Ottokar befand sich in einer peinlichen Lage: der Mann war sein Gast, er mußte sich ihm gegenüber höflich benehmen, und wenn er hundertmal ein Gangster war. Ottokar dachte an die Zeitungsberichte aus Chicago, an Al Capone und den verstorbenen Jack Diamond, an Alkohol und Kokainsmuggel, an wilde Schießereien in den Straßen... Im Geiste sah er den ehrbaren John B. Daniel eine Bande Loischläger kommandieren, Behörden bestechen, unschuldige Kinder eines Lösegeldes wegen entführen. Wirklich, Irene trieb es zu arg; man freundet sich doch nicht mit einem Gangster an, man empfängt doch nicht einen Gangster, vor allem bringt man nicht den eigenen Bruder in die unmögliche Lage, einem Gangster gegenüber lebenswürdig sein zu müssen.

Frau Margot Winkler schien enttäuscht, Herrn Rauch

nicht zu sehen; ihr Blick schweifte immer wieder zur Tür hinüber, und als Huber meldete, das Diner sei serviert, runzelte sie verdrießlich die Stirn. Sie ging nicht auf Ottokars Konversation ein, begnügte sich mit einem Nein oder Ja, rührte die Speisen kaum an. Und Ottokar fiel es ohnehin so schwer, Konversation zu machen: Irene plauderte dermaßen angeregt mit dem Gangster, ohne die geringste Zurückhaltung. Es muß in unserer Familie irgendwo ein verbrecherisches Element gegeben haben, dachte Ottokar. Und jetzt schlägt das bei meiner Schwester durch. Gott weiß, was sie noch anstellen wird! Wie vertraut sie mit dem Kerl redet, als hätten sie ein gemeinsames Geheimnis. Er forschte in der langen Reihe seiner Ahnen vergeblich nach dem „verbrecherischen Element“. Es muß auf die Raubritter zurückgehen, dachte er, oder vielleicht auf den Ahnen, der unter Prinz Eugen Belgrad belagert hat. Aber daß es gerade in Irene durchschlägt, warum nicht in mir?

Bedrückt wandte er sich wieder an seine schweigsame Nachbarin. Eine hübsche Frau, eine wunderschöne Frau, nur etwas nervös, etwas zerstreut.

Auch Irene bemerkte Frau Margot Wickers Zerstreuung und fühlte sich unbehaglich.

„Du, Nora, die ist verlobungsträchtig,“ flüsterte sie der Schwägerin zu, als sie wieder in den Salon gingen.

„Sprich doch nicht so gemein. Außerdem wäre das ein Segen.“

Der Gangster fragte:

„Graf Sternbach, ich möchte mit Ihnen über etwas sprechen. Über einen Plan, der Ihnen vielleicht sympathisch erscheinen wird.“

Ottokar erschrak: sah er wirklich so aus, machte er wirklich den Eindruck, als wäre er bereit, mit einem Gangster zusammen zu arbeiten?

„Gehen wir in die Bibliothek, Herr Daniel,“ erwiderte er resigniert. „Wir wollen die Damen nicht mit Plänen langweilen. Aber ich glaube kaum, daß ich... daß ich für Ihre Pläne geeignet bin.“

Huber brachte den schwarzen Kaffee und trat dann zu Nora:

„Frau Gräfin, entschuldigen Sie, aber der Bub schreit so viel, ich kann ihn nicht beruhigen; ich hab Angst, daß ihm etwas fehlt. Wenn die Frau Gräfin...“

„Natürlich, ich komme gleich mit Ihnen hinauf. Irene, unterhalte Frau Wickler, ich muß nach Hubers kleinem Buben sehen. Ich bin bald wieder da.“

Irene und Frau Wickler blieben allein zurück. Irene betrachtete die Frau, und etwas in ihr wurde wach. Nicht das verbrecherische Element, das Ottokar so sehr erschreckt hatte, sondern etwas, das heutzutage weit gefährlicher und schädlicher für einen Menschen ist: die Liebe für andere Menschen, die auf die Kosten des eigenen Vorteils geht, die gleiche Liebe, die vor Jahrhunderten eine von Irenes Ahninnen getrieben hatte, auf alles zu verzichten, was das Leben schön und angenehm macht und in einer Ausfäzigenfiedlung Kranke zu pflegen.

„Wie schön Sie heute abend aussehen, Frau Wickler,“ sagte Irene leise.

Trotz ihrer dreiunddreißig Jahre wurde Margot Wicker rot.

„Finden Sie? Das freut mich.“

Sie lächelte.

„Vielleicht kommt das daher, weil ich einen Entschluß gefaßt habe.“

„Einen Entschluß?“ Irene wußte nur zu gut, worum es sich bei diesem Entschluß handelte.

„Ja. Sie haben vielleicht bemerkt, Komtesse Stern-

bach, daß Herr Rauch mir den Hof macht ... Natürlich haben Sie es bemerkt, es liegt ja doch auch in Ihrem Interesse."

Gott, wie vulgär, dachte Irene zornig. Wenn die Frau so ist, soll sie nur ihren Rauch heiraten. Die Provision wird uns sehr gut zu statten kommen.

Aber Frau Margot Wickler redete weiter:

"Ich ..." sagte sie befangen ... "ich möchte so gern glücklich sein."

"Das möchten wohl alle Menschen."

"Ja, aber wissen Sie, ich bin es noch nie wirklich gewesen. Mein seliger Mann ... er war zwanzig Jahre älter als ich und schrecklich eifersüchtig ... Und er hat mich ja doch nur geheiratet, weil er eine hübsche Frau zum Repräsentieren brauchte. Damals war das noch so. Aber dieser junge Mensch, der hat Ideale, der weiß vielleicht nicht einmal, daß ich reich bin. Er hat mir neulich gesagt, er könne viel besser schreiben, wenn er mit mir zusammen war. Sagen Sie selbst, Komtesse Sternbach, ist er nicht ein Mensch, wie man ihn heutzutage kaum mehr findet: selbstlos, nur für seine Kunst lebend? Und solche Menschen verstehen auch zu lieben. Sie dürfen mich nicht auslachen, aber ich sehne mich nach einer solchen Ehe."

Irene lachte nicht. Irene sah vor sich den schäbigen Smoking des Bruders und das Geschäftsbuch, in dem nur noch ein Name stand: Margot Wickler, und hinter diesem Namen eine große Zahl mit vielen Nullen, Margot Wicklers Vermögen. Und sie sah in Margot Wicklers etwas ordinärem hübschem Gesicht den gleichen Ausdruck, den sie bei dem verunglückten Pischnik auf Ernestine Balz' Gesicht gesehen hatte. Es wurde ihr plötzlich übel. Am liebsten ließe ich jetzt fort und würde mich erbrechen, dachte sie. Und dann hörte sie sich sagen:

"Frau Wickler, liebe Frau Wickler, Sie dürfen diesen Menschen nicht heiraten."

Frau Margot Wickler starrte sie betroffen an.

"Warum denn nicht?"

"Er wird Sie unglücklich machen."

"Sie glauben, weil ich ein paar Jahre älter bin? Ach nein. In Ihrem Alter, Komtesse Sternbach, glaubt man so etwas, aber später weiß man, daß die paar Jahre ..."

"Es handelt sich nicht darum. Ich ... ich muß es Ihnen sagen: unlängst kam Herr Rauch her und fragte mich, ob Frau Richter nicht reicher sei als Sie. In diesem Falle wollte er Frau Richter beglücken ... Ja, das ist wahr, das ist der junge selbstlose Mensch, der nur für seine Kunst lebt. Und wenn Frau Richter ihm nicht einen Korb gegeben hätte, so würde dieser Rauch sich um Sie überhaupt nicht mehr gekümmert haben."

Frau Margot Wickler wurde blaß; das Rouge leuchtete grell auf dem weiß gewordenen Gesicht. Sie sah wie eine erschrockene Puppe aus.

"Er wird nur Ihr Geld ausgeben," fuhr Irene heftig fort. "Wird Sie vernachlässigen, schlecht behandeln. Er wird mit Ihrem Geld andere Frauen zum Weekend einladen, wird ..."

Irene sah entsetzt, daß Frau Margot Wicklers Augen sich mit Tränen gefüllt hatten. In ihr Mitleid mischte sich der Gedanke: wenn sie jetzt weint, färben ihre Wimpern ab. Wie schrecklich muß es sein, nicht einmal weinen zu dürfen, wegen der Wimpern.

"Ist das wahr, Komtesse Sternbach?"

"Ja, bitte, glauben Sie es mir. Und seien Sie nicht traurig. Es lohnt sich nicht. Und weinen Sie nicht, bitte, weinen Sie nicht. Es ... Sie sind so hübsch, und Weinen verdirbt den Teint ..."

„Besonders wenn er nicht ganz echt ist.“

Frau Margot Wickers Stimme klang mit einemmal sehr hart.

„Sie haben recht, mein Kind, ich kann mir keinen Mann leisten, der mich weinen macht.“

Sie schrie einen Augenblick. Fragte dann:

„Warum haben Sie mir all das gesagt? Es ist doch gegen Ihr Interesse?“

„Ich wollte es Ihnen nicht sagen,“ gestand Irene, „aber dann ... ich konnte nicht anders.“

Frau Margot Wicker warf ihr einen seltsamen Blick zu.

„Es gibt also dennoch Menschen, die nicht nur an Geld denken? Die sich sogar dafür interessieren, was mit anderen Menschen wird. Machen Sie kein so trauriges Gesicht, Komtesse Sternbach. Ich werde mir die Sache nicht sehr zu Herzen nehmen. Es war nur der erste Schock ... Jetzt freue ich mich schon darauf, diesen Herrn Rauch abbilden zu lassen.“

„Geschäftstüchtig sind Sie gerade nicht, Komtesse Sternbach. Ich fürchte, auf diese Art wird Ihre Agentur Ihnen nicht viel einbringen.“

„Die Glaskästchen,“ sagte Irene besonnen, „die unsterblichen, unausrottbaren Glaskästchen.“

*

Während Irene einwandfrei Ottokars Glaube an die Vererbungstheorie rechtfertigte, saß der Bruder mit Herrn Daniel in der Bibliothek und versuchte, in dem Mann aus Chicago verbrecherische Züge zu entdecken. Es fiel ihm schwer. Herr Daniel erzählte von Ottokars Lante, sprach seine Bewunderung über deren Mut und Haltung aus, redete über Neapel und die Schönheit der

italienischen Landschaft, über Faschismus und andere Regierungsformen.

Wann, fragte Ottokar sich, wird er zum eigentlichen Thema kommen? Ein Gangster, der vom Golf von Neapel schwärmt, der über das Elend in Deutschland erschüttert ist ... Was ist das für ein Gangster?

Endlich schien das Stichwort zu fallen.

„Ihre Lante hat mir gesagt, daß Sie sich für Medizin interessieren, Graf Sternbach, und Ihren Doktor machen wollen.“

Aha, dachte Ottokar, Kauschgifte, er will, daß ich ihm Kauschgifte beschaffe.

„Ich werde erst in sechs Monaten meinen Doktor gemacht haben,“ erwiderte er.

„Ich weiß es.“

Ist das eine Organisation! Ottokar staunte. Der Mann rechnet schon mit einer Möglichkeit, die sich erst in einem halben Jahr verwirklichen kann!

„Es wird Ihnen wohl auch dann etwas schwer fallen, eine Existenz zu gründen, bei diesen wirtschaftlichen Verhältnissen,“ sagte der Mann aus Chicago unverblümt.

Ottokar rückte seinen Sessel ein wenig weiter weg von dem seines Gastes.

„Wahrscheinlich,“ erwiderte er eifrig.

„Und wie wollen Sie in der Zwischenzeit leben?“

„Das ist meine Sache.“

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, Graf Sternbach.“

„Ich glaube nicht, daß ich darauf eingehen kann.“

„Weshalb?“ fragte der Mann aus Chicago erstaunt.

„Sie wissen ja noch gar nicht, worum es sich handelt.“

„Ich kann es mir denken.“

„Hat Ihre Lante Ihnen darüber geschrieben?“

„Meine Lante? Über so etwas? Sie haben gewagt,

mit dieser alten Dame, mit diesem reinen Menschen über so etwas zu reden?"

„Warum denn nicht? Ich verstehe Sie nicht.“

Ottokar verlor die Geduld.

„Sie sind mein Gast, Herr Daniel, und ich möchte daher nicht unhöflich gegen Sie sein. Aber ich muß Ihnen dennoch sagen: es gibt in meinen Augen kaum ein größeres Verbrechen als Rauschgifthandel. Das ist fast ärger als Mord, nein, ist tatsächlich ärger als Mord, weil Tausende und Hunderttausende von Menschen ruiniert werden, nur damit einige Wenige zu einem Riesenvermögen kommen.“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Graf Sternbach. Ich darf mit gutem Gewissen sagen, daß es in den Staaten kaum einen Menschen gibt, der so viel zur Bekämpfung des Rauschgifthandels tut, wie ich. Ich begreife nur nicht, wie Sie auf einmal gerade auf dieses Thema verfallen.“

„Sie ... Sie ... ja was wollen Sie denn eigentlich von mir?“

Der Mann aus Chicago blickte Ottokar völlig verblüfft an.

„Sie haben geglaubt, Sie haben angenommen ...“

Und dann begann er zu lachen, daß er sich die Seiten halten mußte.

„Ich habe kein Glück bei Ihrer Familie, Graf Sternbach. Erst hält mich Ihre reizende Schwester für einen Gangster, und jetzt glauben Sie, daß ich mit Ihnen einen Rauschgifthandel beginnen will ... Es erschwert einem ja wirklich das Leben, wenn man aus Chicago kommt.“

Ottokar fand keine Worte; er blickte Herrn Daniel hilflos an.

„Also hören Sie zu, mein junger Freund: ich bin weder ein Gangster, noch ein Bootlegger, noch ein

Rauschgifthändler, ich verkaufe auch keine unschuldigen jungen Mädchen nach Südamerika, ich entführe keine Kinder, und ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen Beamten bestochen. Wenn es noch andere Verbrechen gibt, die Sie mir zutrauen, so sagen Sie es ruhig. Oder genügt Ihnen das?“

„Ich weiß nicht, wie ich mich bei Ihnen entschuldigen soll ...“

„Indem Sie mich jetzt ruhig anhören. Ich habe, wie gesagt, meinen Plan mit Ihrer Tante besprochen, und sie hat ihn ausgezeichnet gefunden. Ich möchte ...“

Und dann begann der Mann aus Chicago zu reden, und Ottokar hörte mit immer größerem Interesse zu, einem Interesse, das sich langsam in eine tiefe Freude verwandelte.

„Also, machen Sie mit?“ fragte Herr Daniel schließlich.

„Wie können Sie das nur fragen? Natürlich, mit Freuden. Und ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, auch dafür, daß Sie noch die sechs Monate warten wollen. Aber vielleicht geht es auch in fünf.“

„Das ist Ihre Sache. Nur, nicht wahr, ich bin Geschäftsmann, vorher bekommen Sie nichts von mir, da müssen Sie sich eben durchschlagen, so gut es geht.“

Ottokar nickte.

„Selbstverständlich.“

„Und wenn ich jetzt um eine Flasche Bier bitten darf? Ich fahre morgen weiter; mein Schiff geht nächste Woche, und ich muß für drei Monate Alkohol in mich aufnehmen, bis ich wieder nach Europa komme; ich darf keinen Augenblick ungenützt lassen.“

Ottokar schellte und bat Huber, drei Flaschen Bier in die Bibliothek zu bringen.

*

Herr Rauch war selig; noch nie hatte ihm Frau Margot Wickler so viel Entgegenkommen gezeigt, noch nie war sie so herzlich zu ihm gewesen. Wieviel werde ich monatlich für mich ausgeben können? rechnete er insgeheim. Zweitausend, dreitausend, nein, mehr, die Frau ist ja so in mich verliebt, die wird mir nichts abschlagen... Und je höher die Summe wurde, die er sich vorstellte, desto mehr redete er von seiner Anspruchslosigkeit, seiner Liebe zur Kunst, seinen sozialen Gefühlen. Und Frau Margot Wickler lächelte verständnisvoll und gab ihm in allem recht.

Nora beobachtete erfreut die beiden Menschen; auch sie rechnete, und das Gespenst der Armut schien in weite Ferne zu fliehen: Frau Margot Wickler und Herr Rauch, Casimir und Frau Richter, das bedeutete wenigstens den Lebensunterhalt für ein Jahr. Und in einem Jahr kann viel geschehen. Ihre Idee ist trotz allem eine gute gewesen; jetzt wird Ottokar sie nicht mehr auslachen können; wer weiß, vielleicht kann sie sogar die Agentur fortführen, damit auch weiter Geld verdienen.

Frau Margot Wickler stand auf:

„Ich muß jetzt wirklich gehen,“ sagte sie.

„Darf ich Sie begleiten?“ fragte Herr Rauch eifrig.
„Gern.“

Frau Margot Wickler warf Irene einen fast übermütigen Blick zu und Irene dachte: jetzt kommt es, im Auto, wenn der Kerl nicht aussteigen kann.

Frau Margot küßte Irene beim Abschied, und Herr Rauch dachte: wie glücklich ist diese Frau bei dem Gedanken, daß ich ihr einen Antrag machen werde.

Er verabschiedete sich etwas herablassend von den Sternbachs, denn nicht wahr, schließlich sind die Leute doch verarmt, und er, Herr Rauch wird in kurzer Zeit

nicht nur ein hoffnungsvoller Schriftsteller, sondern auch ein steinreicher Mann sein.

Auch Herr Daniel ging, ein wenig angeheitert, denn er hatte gewissenhaft jeden Augenblick ausgenützt, um sich mit Alkohol vollzupumpen.

Nora gähnte.

„Gehen wir schlafen,“ sagte sie. „Ich bin müde.“

Aber Ottokar hielt sie zurück:

„Warum in aller Welt habt Ihr mir eingeredet, daß der Amerikaner ein Gangster ist?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Wir haben es dir doch gar nicht eingeredet.“

„Doch, ihr habt gesagt: der Gangster, und ich bin dadurch in eine äußerst peinliche Lage gekommen.“

„Irene...“ begann Nora.

„Ja, weißt du, Ottokar, ich habe geglaubt, als Noras Perlen...“

„Noras Perlen...?“

„Ja, nach unserem ersten Empfang waren sie verschwunden, und wir wollten doch keinen Skandal, und ich bin mit deinem Revolver zu Herrn Daniel gegangen, und... und dann war er gar kein Gangster...“

„Mit meinem Revolver? Irene, ich würde dich doch am liebsten in ein Kloster sperren. Wenn der Mann nicht Sinn für Humor hätte...“

„Wir mußten doch versuchen, die Perlen wieder zu bekommen. Wer weiß, wann wir sie verknopfen müssen. Weißt du, Ottokar, ich glaube, Herr Gedecke hat sie gestohlen.“

„Gestohlen?“

„Na, jedenfalls sind sie verschwunden.“

„Das ist ausgeschlossen.“

„Ich werde doch wissen, ob ich meine Perlen habe oder nicht,“ meinte Nora ein wenig gereizt.

Ottofar lachte.

„Weißt du, wo die Perlen sind? In meiner kleinen feuerfesten Kasse in der Bibliothek. Du hast damals bestimmt, wie immer, mit ihnen gespielt, und das Schloß ist aufgegangen. Ich fand sie auf dem Sofa und legte sie in die Kasse.“

„Und du hast mir kein Wort davon gesagt?“

„Ich vergaß es völlig. Es kam so viel dazwischen... Ihr wißt ja, ich bin ein wenig zerstreut... Verzeih, Nora.“

Nora lächelte, aber Irene rief wütend:

„Wie kann man nur so sein, Ottofar! Stell dir doch vor, wenn ich auch zu diesem Herrn Gedecke gegangen und die Perlen von ihm zurückverlangt hätte, stell dir vor, was aus deiner Zerstretheit hätte entstehen können!“

„Und aus deiner Unüberlegtheit!“

„Streitet doch nicht,“ begütigte Nora die beiden. „Wir haben die Perlen wieder, der Gangster, entschuldige, Herr Daniel hat uns nichts übelgenommen, und der heutige Abend ist ein Erfolg gewesen, der uns eine schöne Summe einbringen wird.“

Das Telephon klingelte, und Irene trat an den Apparat.

„Hallo, hier Irene Sternbach. Sie sind's, Frau Wickler?... Gut gegangen... Das ist schön... Wie, aus dem fahrenden Auto?... Ja, ich freue mich sehr... Morgen komme ich zu Ihnen... Sie müssen mir alles erzählen, ganz genau. Auf Wiedersehen, gute Nacht.“

„Hat sie sich verlobt?“ fragte Nora freudig.

„Verlobt? Sie hat ihn zum Teufel gejagt!“

„Du bist wohl verrückt geworden. Jeder Mensch konnte doch sehen, daß sie...“

Irene machte ein klägliches Gesicht.

„Nora, du wirst sehr böse sein, aber... ich konnte nicht anders, ich mußte ihr die Wahrheit sagen, mußte sie warnen. Es wäre zu unanständig von uns gewesen, nicht wahr, Ottofar? Warum lachst du denn?“

„Ich finde auch, daß es da gar nichts zu lachen gibt,“ sagte Nora müde. „Unsere vorletzte Chance. Und wir können nicht einmal stempeln gehen,“ fügte sie zornig hinzu.

„Ottofar, hör zu lachen auf,“ rief Irene. „Ich begreife gar nicht, was du an dieser Sache komisch findest?“

„Das verbrecherische Element, das ich bei dir gesucht habe, Irene...“

„Er ist übergeschnappt oder betrunken.“ Irene blickte den Bruder erschrocken an. „Komm, Nora, sei nicht böse auf mich.“

Sie schlang schmeichelnd den Arm um die Schwägerin.

„Schon gut,“ entgegnete Nora verzagt. „Aber jetzt weiß ich wirklich nicht mehr...“

„Wir werden schon einen Ausweg finden. Ottofar, wenn du nicht sofort zu lachen aufhörst, kannst du etwas erleben...“

Aber Ottofar sank auf das Sofa und lachte noch immer.

Irene sah ihn empört an.

„Der Umgang mit einem Gangster scheint auch dann zu verrotten, wenn der Gangster kein Gangster ist,“ erklärte sie und zog Nora aus dem Zimmer.

Ernestine Balz hatte in ihren kühnsten Träumen nie daran gedacht, daß ihre, ach so problematische Hochzeit ein gesellschaftliches Ereignis sein könnte. Aber Irene nahm die Sache in die Hand, Irene setzte durch, daß die Sternbachs das Hochzeitsdiner gaben. („Jetzt ist ja schon alles einerlei,“ hatte sie Ottokar und Nora erklärt, „das bißchen Geld, darauf kommt es nicht mehr an.“)

„Was du schon ein bißchen Geld nennst,“ hatte Ottokar wehmütig gemeint. „Wieviel Leute werden denn kommen?“

„Von unsern Bekannten Papa Schiro, Myriam und ihr Journalist, Casimir und seine Frau Richter, Margot Wickler. Von den andern, Ernestines Bekannten, weiß ich noch nicht.“

„Sag einmal, wie werden Ernestines Bekannte zu unsern Gästen passen?“ hatte Nora besorgt gefragt. „Du weißt doch, die meisten sind Snobs...“

„Dann werden wir sie eben ‚übernoben‘. Das laß meine Sorge sein; ich werde schon mit ihnen fertig werden.“

Ernestine staunte darüber, wie viele Freunde sie immer gehabt hatte, geheime Freunde, die ihr nie Freundschaft bezeugt, aber, wie sie versicherten, „Fräulein Balz immer besonders gern gehabt hatten“.

„Selbstverständlich komme ich zu Ihrer Hochzeit, mein liebes Fräulein Balz,“ sagte die Frau Regierungsrat. „Ich muß doch bei diesem wichtigsten Schritt in Ihrem Leben dabei sein. Sie wissen ja, daß ich Sie immer wie eine Tochter betrachtet habe.“

Und als Ernestine im Geschäft, für das sie arbeitete, von ihrer Hochzeit und dem darauffolgenden Diner bei

dem Grafen Sternbach erzählte, fragte der alte Herr Leopold Hirschmann: „Und ich, Fräulein Balz, werde auch ich zu der Feier geladen? Wir kennen uns doch schon so lange.“

Ernestine lud Herrn Hirschmann und die hübsche blonde Verkäuferin ein, die ihr ein Hochzeitsgeschenk gemacht hatte; es tat ihr wohl, einladen oder nicht einladen zu können, es tat ihr wohl, unendlich wohl, zu sagen:

„Nach der Trauung feiern wir bei dem Grafen Sternbach ein ganz intimes kleines Fest.“

Herr Biß fragte bescheiden, ob auch er einige Kollegen mitbringen dürfe.

„Du lieber Gott,“ sagte Irene, nachdem sie ihm eine bejahende Antwort gegeben hatte und mit Nora allein war: „Stell dir vor, alle Gerichtsvollzieher der Stadt!“

„Ich stell mir gar nichts vor. Du hast ja die ganze Sache in die Hand genommen. Ich bestelle das Diner, aber weiter will ich nichts damit zu tun haben.“

Nora war in diesen Tagen immer verstimmt und ein wenig traurig. Ottokar hingegen schien äußerst guter Laune zu sein. Er freut sich, dachte Nora verbittert, daß er mich bald, wenn das Geld zu Ende ist und ich zu den Eltern gehen muß, loskriegt. Das ist die große Liebe. Und Irene ist genau so. Als ob wir gar nicht zusammengehörten... Vielleicht gibt es das wirklich nicht, ein Zusammengehören. Man merkt es nur nicht, solange alles gut geht... Aber bei den Eltern ist das doch anders... Sie seufzte: ich kenne mich nicht mehr aus...

*

Bei der Trauung saß Irene neben Myriam und ihrem Journalisten.

„Ist es nicht wie ein Roman in einem Familienblatt?“

flüsterte sie Myriam zu. „Die Orgel dröhnt, schrecklich, dieser Hochzeitsmarsch aus Lohengrin, aber Ernestine wollte ihn unbedingt haben. Und die Ansprache, die Aufforderung des Pastors, zahlreich zu werden, wie der Sand am Meere! Lauter kleine Biße, stell dir das vor!“

„Woher hat sie den schönen Brautschleier?“ fragte Myriam.

„Den hat Herr Hirschmann gestiftet, der dort drüben, der alte Herr, der außer Ottokar der einzige ist, der wie ein Aristokrat aussieht... Um Gottes willen, was hat denn dein Vater, schau ihn doch an!“

Herr Schiro saß in einer der vordersten Bänke; schon bei der Aufforderung des Pastors, sich wie der Sand am Meere zu vermehren, hatte er sein Taschentuch herausgezogen und sich heftig geschneuzt; und jetzt wischte er sich unverhohlen die Augen.

„Der arme Vater,“ meinte Myriam bedauernd. „Der denkt jetzt, natürlich, die heiratet wirklich, aber meine Myriam...“

„Schau, Myriam, die Leute scheinen zu glauben, daß es sich um ein Begräbnis handelt und nicht um eine Hochzeit. Nora weint, und Rikki Rager, die ich im letzten Augenblick mit dem jungen Mann ein Meter dreiundsiebzig eingeladen habe, weint ebenfalls wie ein Schloßhund. Und sogar Frau Richter schneuzt sich. Eine heitere Gesellschaft.“

Sie ließ ihre Blicke über die Anwesenden schweifen.

„Die Gerichtsvollzieher weinen noch nicht,“ stellte sie befriedigt fest. „Aber die sind wahrscheinlich abgehärtet! Ottokar sieht ganz andächtig drein. Großer Gott, da ist ja auch der junge Brehmann. Den hab ich nicht eingeladen. Was will denn der hier?“

„Das wirst du beim Diner erfahren,“ sagte Myriam neckend.

Jrene blickte die Freundin an.

„Sei nicht so gemein... Myriam, ihr seid doch moderne Menschen, ihr zwei. Warum in aller Welt sitzt ihr Hand in Hand da? Werdet ihr auch weinen?“

Myriam errötete. Aber der junge Journalist hielt ihre Hand fest und sagte:

„Man kann sich doch auch ohne das ganze Trara lieb haben, Komtesse Jrene.“

Die Orgel ertönte von neuem, ein Chor sang, das „junge“ Paar verließ die Kirche und stieg in Herrn Schiros Auto, das er großmütig zur Verfügung gestellt hatte.

Jrene hatte Pech; nachdem alle Gäste untergebracht waren, mußte sie mit Herrn Schiro in einer Auto-droschke fahren.

„Wenn das jetzt meine Tochter gewesen wäre,“ sagte der alte Herr vorwurfsvoll.

Jrene schwieg schuldbetrübt.

„Meine Myriam unter der Chuppe. Wie glücklich wäre ich gewesen. Einen Gerichtsvollzieher, ich will nichts gegen den Mann sagen, er ist bestimmt ein braver Mensch, aber den haben Sie verheiratet, und meine Myriam... Die zwei Leute haben doch kein Geld, was hat das für einen Sinn, zweimal Armut... Meine Myriam hätte ein Vermögen mitbekommen... Und ich hätte ruhig sterben können.“

„Sie werden noch lange leben, lieber Herr Schiro.“

„Weiß man? Aber jedenfalls hätte ich ruhig sterben können. Myriam wäre versorgt gewesen, sie hätte einen guten Mann gehabt; dieser junge Mensch gefällt mir ja ganz gut, bis auf seine verrückten Ansichten. Und ich hätte mich an meinen Enkeln gefreut... Ich bin ein alter Mann.“ Herr Schiro schneuzte sich heftig. „Ein alter Mann, der nur ein einziges Kind hat... Das

verstehen Sie nicht... Aber wenn einmal Ihre Tochter..."

„Das hat noch Zeit," erwiderte Irene.

„Meine Brüder, meine Schwestern, die ganze Verwandtschaft ist empört: wie kannst du das zugeben? fragen sie mich. In unserer Familie, so etwas hat es noch nie gegeben... Meine selige Mutter..."

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach Irene ihn hastig.

„Sie können das nicht wissen. Können nicht begreifen, was für eine Schande das ist."

„Herr Schiro," sagte Irene verzweifelt, „muß ich Sie über die heutige Welt aufklären? Wissen Sie denn nicht, daß so etwas bei reichen Leuten eine Exzentricität und keine Schande ist? Ja, wenn Myriam ein Dienstmädchen wäre, dann würden sich alle Weiber, die im Bett ihres legitimen Ehebruch treiben, wie eine Meute auf sie stürzen. Aber bei Myriam..."

Der alte Schiro wischte sich die Augen.

„Es schickt sich nicht, daß ein so junges Mädchen von Ehebruch redet," erwiderte er vorwurfsvoll.

„Wir haben doch eine Ehevermittlung, also eine Vorbereitungsanstalt dafür." Irene hatte dermaßen Angst, Papa Schiro würde zu weinen anfangen, daß sie ihn unbedingt hochhieren wollte.

Ihr frivoler Ausspruch verfehlte seine Wirkung nicht. Der alte Schiro steckte das Taschentuch ein und hielt ihr eine lange Rede. Er hätte noch länger geredet, wäre das Auto zu Irenes großer Erleichterung nicht in die Loreinfahrt eingebogen.

*

Ernestine saß auf dem Ehrenplatz, zwischen Ottokar und ihrem Mann. Sie fühlte sich. Wie herrlich war diese Empfindung. Ihr zu Ehren ist dieses Diner gegeben,

ihr zuliebe sind die Kollegen ihres Mannes geladen worden, die braven anständigen Menschen, die sonst nie als Gäste in ein so feines Haus gekommen wären. Ja, sogar die Frau Regierungsrat konnte ihr dankbar sein. Das ist besonders angenehm, da sie ja die leeren Zimmer gemietet haben, mit Küchen- und Badezimmerbenützung, was eigentlich immer eine mißliche Sache ist. Aber wenn die Frau Regierungsrat jetzt Schwierigkeiten macht, braucht Ernestine sie nur an ihre Freunde, die Grafen Sternbachs zu erinnern, und alles wird in Butter sein. Sie, Ernestine, wird sich von niemand mehr etwas gefallen lassen, nie mehr, solange sie lebt. Einen Augenblick dachte Ernestine daran, ob sie vielleicht eine bessere Partie hätte machen können, mit diesen Verbindungen... Und schließlich kam sie ja doch aus einem guten Haus, der selige Vater hätte gefunden, daß sie eine Mesalliance macht...

Dann aber fiel ihr Blick auf den glatten Goldreif am Ringfinger ihrer rechten Hand. Sie hatte seit Jahren nicht mehr daran geglaubt, dieses Zeichen ehrbaren Frauentums je an ihrem Finger zu sehen. Ihr schmales Gesicht wurde weich, sie drückte ihrem Mann unter dem Tisch die Hand.

Ottokar sprach liebenswürdig mit der jungen Frau, aber das Lächeln um seinen Mund war erzwungen; ihm war übel zumute, hatte ihm doch Nora bei der Rückkehr aus der Kirche zugeflüstert:

„Du, als der Hausherr, mußt selbstverständlich eine Rede halten."

Jetzt zerquälte er sich den Kopf. Was in aller Welt sollte er sagen? Er hatte noch nie eine Rede gehalten, und während er über die passenden Worte nachdachte, kamen ihm sinnlose Gedanken... wenn ich nur nicht plötzlich sage: „Ein Hoch auf alle Gerichtsvollzieher,

wir können ihnen für ihr segensreiches Wirken nicht dankbar genug sein..." Und ich darf auch nicht zu viel von der Heiligkeit der Ehe reden, sonst kränke ich den alten Schiro... Und ich muß vorsichtig sein, damit niemand glaubt, irgendein Satz sei eine politische Anspielung, das glauben die Menschen ja heutzutage immer... Herrgott, was soll ich denn sagen?...

Er ließ seinen Blick über die lange, mit Blumen geschmückte Tafel schweifen. Zwei Menschen sahen resillos glücklich aus: Herr Bisz und die Frau Regierungsrat. Herrn Bisz' Kollegen schienen sich ein wenig unbehaglich zu fühlen, sie machten steife kleine Verbeugungen, wenn Irene oder Nora mit ihnen sprachen. Papa Schiro saß mit einem Gesicht da, als sei er bei einem Begräbnis, Casimir machte plötzlich einen ehrbaren, gut bürgerlichen Eindruck, der junge Brehmann plauderte mit Fräulein Ricki Raßer, was den jungen Mann ein Meßer dreißig und siebenzig zu ärgern schien. Eigentlich wirkten alle diese Menschen tragisch, dachte Ottokar in seiner philosophischen Art. Er fing einen verächtlichen Blick auf, den Ernestine auf Fräulein Ricki Raßer warf und dachte: der Staat duldet das, der Staat nimmt von diesen armen Teufeln Steuern, aber... Er dachte weiter: wie ist das, wenn ein Gerichtsvollzieher gepfändet wird, das muß doch auch manchmal vorkommen... fühlt er dann plötzlich, was für ein unangenehmes Amt er ausübt? Wie wehmütig sind die Bratenröcke der Gerichtsvollzieher, wie wehmütig ist eigentlich auch das Einglas des jungen Brehmann, das er nicht zu tragen versteht... Alle diese Menschen wollen etwas anderes darstellen, als sie wirklich sind, alle außer Herrn Bisz und Ricki Raßer... Keiner hat den Mut, er selbst zu sein...

Huber trat zu ihm, schenkte ihm das Glas voll und flüsterte:

„Komtesse Irene lassen dem Herrn Grafen sagen, er soll endlich seine Rede halten.“

„Huber,“ flüsterte Ottokar zurück, „was in aller Welt soll ich sagen? Haben Sie schon eine Rede gehalten? Können Sie mir nicht helfen?“

„Ja, zum dreißigjährigen Gründungsfest des Regelvereins.“

„Regel, Regel, das nützt mir doch nichts.“

„Mut, Herr Graf, die Leute werden ja ohnehin alles schön und richtig finden, was Sie sagen.“

Ottokar erhob sich, er schlug an sein Glas, er sah sich hilflos um; Huber blieb hinter seinem Sessel stehen, wie um ihn zu ermutigen.

„Meine Damen und Herren,“ begann Ottokar, „es ist uns eine besondere Freude... zwei liebe Bekannte haben heute den Bund fürs Leben geschlossen...“

Er sah vor sich das vorwurfsvolle Gesicht des alten Schiro und wurde völlig verwirrt.

„Das Leben, meine Damen und Herren, ist wie ein Regelspiel. Die Kugeln rollen und...“

Er bemerkte, daß Irene ihn wütend anblickte, also so ging es auch nicht.

„Die Ehe ist wie eine demokratische Republik, beide haben die gleichen Rechte und...“

Der junge Brehmann grinste höhnisch.

Ottokar wurde zornig:

„Meine Damen und Herren, es ist mir eine besondere Freude, dem jungen Paar gratulieren zu dürfen, und wenn ich an die segensreiche Tätigkeit des jungen Ehemannes denke...“

Verwünscht, jetzt hatte er es wirklich gesagt... Die Gerichtsvollzieher sahen erfreut drein, aber die andern Gäste starrten ihn verblüfft an.

„Jede Tätigkeit ist segensreich,“ fuhr Ottokar verzweifelt fort. „Vor allem aber jene, die in der Ehe...“

Er stockte, tödlich erschrocken vor dem hochgeheuterten Blick der Frau Regierungsrat.

Huber soufflierte:

„Deshalb erhebe ich mein Glas und bitte Sie alle, auf das Wohl des jungen Paares...“

Erleichtert sprach Ottokar die Worte nach. Die Gläser klangen gegeneinander: hoch, hoch, hoch...

Ottokar setzte sich; er sah, wie Myriam, Irene und der Journalist krampfhaft mit dem Lachen kämpfen und hinter ihm flüsterte Huber:

„Schön war das gerade nicht. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie so schlecht reden, Herr Graf, ich hätte vorher die Rede mit Ihnen einstudiert.“

Jetzt erhob Casimir sich; bei dem ging das anders. Er redete humoristisch, aber zugleich voller Laune. Er eckte nirgends an, er wurde allen gerecht. Ottokar fühlte leise Bewunderung.

Herr Bisz schlug an sein Glas, aber auch er war kein Redner. Auch er stammelte und stotterte, und die Gäste warfen einander spöttische Blicke zu. Als er aber zum Schluß, auf alle Rhetorik verzichtend, mit nicht ganz fester Stimme von dem großen Glück sprach, das er gefunden hatte, fühlte Nora ein Würgen in der Kehle, und der alte Schiro holte abermals sein Taschentuch hervor.

Nun folgte Rede auf Rede; die Gerichtsvollzieher hielten Ansprachen, der alte Schiro erging sich lange über die Heiligkeit der Ehe, der junge Brehmann erklärte, Deutschland brauche einen wehrhaften Nachwuchs. Und dann kam das Ärgste; Irene stand auf und erklärte:

„Eigentlich dürfen weibliche Wesen keine Reden halten,

aber ich tue es dennoch. Sie haben alle sehr schöne Worte gesagt, bis auf den wehrhaften Nachwuchs. Auf den aber muß ich antworten. Gerade weil ich eine Frau bin. Und zwar mit der Frage: wann werden die Frauen sich endlich weigern, Kinder für das Schlachtfeld in die Welt zu setzen? Und wann werden die jungen Leute, die keine Ahnung vom Krieg haben, aufhören, ihn zu verherrlichen? Wann...“ Myriam zupfte Irene am Kleid:

„Sei doch ruhig, das gehört doch nicht hierher.“

Irene lachte plötzlich hell auf.

„Es wurde mir eben mitgeteilt, daß meine Worte hier nicht am Plage sind. Ich kann das nicht finden, aber ich füge mich. Und sage nur noch: mögen unsere lieben Freunde in einer Zeit des Friedens leben und glücklich sein.“

Nora hob hastig die Tafel auf. Sie gingen in den großen Salon. Der junge Brehmann gesellte sich zu zwei Gerichtsvollziehern, die seiner Rede eifrig Beifall geklatscht hatten, und sprach auf sie ein.

Ein würdiger alter Mann mit langem Bart trat zu Ottokar:

„Das mit der demokratischen Republik war sehr schön, Herr Graf, wirklich sehr schön. Ich hätte nicht erwartet, in so hohen Kreisen derartige Ideen zu finden.“

Casimir zog Irene in eine Ecke:

„Haben die Sternbachs auch Staatsmänner hervorgebracht?“ fragte er boshaft. „Oder nur Diplomaten? Ihrer und der Rede Ihres Bruders nach nehme ich letzteres an.“

Ein bereits tüchtig angeheiterter Kollege des Herrn Bisz saß etwas abseits von den andern und nickte heiter mit dem Kopf. „Das Leben ist wie ein Regelspiel,“ wiederholte er zu sich selbst. „Ein herrlicher Vergleich.“

Wirklich herrlich. Ob ich den Herrn Grafen auffordern könnte, sich unserem Regelverein anzuschließen? ..."

"Wo sind eigentlich die van Dams?" fragte Ottokar Nora, als der würdige alte Mann ihn losgelassen hatte.

"Ach, Nantje geht dir wohl ab? Schade. Sie sind nach Hause gereist. Vorgestern. Aber wenn ich gewußt hätte ..."

Sie wandte sich ab, aber Ottokar hielt sie am Arm fest.

"Weshalb bist du auf mich böse, Nora? Wir haben uns doch die letzte Zeit über so gut vertragen."

"Wenn du das gut vertragen nennst ... Du kümmerst dich überhaupt nicht um mich, immer steckst du bei deinen Büchern oder im Laboratorium. Aber ich mache nicht mehr mit, ich hab es satt ... Ihr behandelst mich wie eine Haushälterin, du und Irene ... Du zeigst mir immer wieder, daß du mich loshaben willst ... Doch, das tust du ... Aber ich werde jetzt endlich auch danach handeln ..."

Sie ließ ihn stehen und setzte sich zu der Frau Regierungsrat.

"Ein schönes Fest," sagte die alte Dame. "Ich freue mich ja so für meine liebe Ernestine. Sie wissen ja nicht, Frau Gräfin, wie teuer mir Ernestine ist. Von dem Tag an, da sie zu mir kam, habe ich mich ihr gegenüber wie eine Mutter gefühlt. Und nicht wahr, wenn man vermieten muß ... Es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich eines Tages Zimmer werde vermieten müssen ... Mein seliger Vater war königlicher Zahnarzt in Dresden ... Sie, Frau Gräfin, können mir bestimmt nachfühlen, wie bitter es für mich ist ... Aber was soll man anders tun in einer Welt, die nicht mehr an das Heilige und an den König glaubt?"

Der alte Schiro hatte sich zu seiner ungeratenen Tochter und deren Freund gesetzt.

"Wenn wir heute deine Hochzeit hätten feiern können, Myriam," sagte er vortourfsvoll.

"Fängst du schon wieder an, Papa?"

"Es bricht mir das Herz, mein Kind, wenn ich bedenke ..."

"Es bricht dir gar nichts," erwiderte Myriam. "Du bist eigentlich froh, daß ich glücklich bin. Außerdem denk doch daran, daß du die Mitgift ersparst."

"Herr Schiro," sagte der junge Journalist. "Es tut mir ja so leid, Ihnen diesen Kummer bereiten zu müssen. Aber wenn Myriam nun einmal nicht will."

"Sie wollen also?"

Das Gesicht des alten Schiro erheiterte sich.

"Ja, ich bin nicht so altmodisch wie Myriam, die sich heldenhast vorfindet, weil wir nicht beim Standesamt waren."

"Benno," rief Myriam, "wenn du so redest, geh ich dir durch."

Er lachte.

"Ich hol dich wieder zurück."

Der alte Schiro sah die beiden an.

"Na, vielleicht überlegt ihr es euch doch noch."

"Vielleicht, in einem Jahr, oder in einem halben," entgegnete Myriam. "Einstweilen ist es so sehr schön, und du könntest wirklich die Pose des gestrengen Vaters aufgeben und einmal zu uns kommen."

Der alte Schiro trank langsam ein Glas Kognak aus.

"Wenn du nur glücklich bist," sagte er schließlich.

"Wenn du nur glücklich bist ..."

Casimir, der sich zu Irenes Ärger gar nicht um die Gäste kümmerte, trat nun zu Nora, die noch immer an-

hören mußte, was der Frau Regierungsrat nicht an der Wiege gesungen worden war.

„Wir sind die nächsten, Gräfin Sternbach,“ erklärte er. „Frau Richter hat mir eben ihr Jawort gegeben.“

„Ich gratuliere.“

Nora war ehrlich erfreut: zehntausend Mark Provision; sie drückte Frau Richter herzlich die Hand.

„Wir werden kein so großes Lamtam machen,“ sagte Casimir, „werden in aller Stille heiraten.“

„Ja,“ fügte Frau Richter lächelnd hinzu: „Schließlich sind wir beide doch in einem gesetzten Alter, nicht wahr?“

„Außerdem kostet so eine große Hochzeit eine Menge Geld,“ meinte Casimir.

Nora starrte ihn an.

„Casimir scheint äußerst sparsam zu sein,“ meinte Frau Richter. „Aber das ist eine gute Eigenschaft.“

„Man muß sparsam sein,“ dozieren Casimir. „Man weiß ja nie, was kommt. Und da muß man immer einen Notpfennig haben.“

Nora war völlig verblüfft; Irene aber hatte Casimirs scheinbar neue Ansichten verstanden: jetzt, da er vor sich Sicherheit und Ruhe sah, erwachte in ihm der kleine Angestellte, erwachte die Angst des kleinen Mannes vor der ungewissen Zukunft. Sie würde immer stärker werden, je älter Casimir wurde, je mehr seine wirkliche Natur zum Durchbruch kam. Sicherheit, Sicherheit um jeden Preis, das würde von nun an das Motto des einstigen Hochstaplers sein.

Die Gäste hatten viel gegessen und getrunken; eine allgemeine Schläfrigkeit bemächtigte sich ihrer. Die Pausen in den Gesprächen wurden immer länger. Der dunkle Novemberechnachmittag begann sich in den Abend hinüberzusinken. In den Salons brannten schon die Lichter.

Huber brachte Cocktails.

„Warum gehen denn die Leute nicht fort?“ fragte Irene ihn leise.

„Das junge Paar muß zuerst gehen,“ erklärte Huber, „das ist so Sitte.“

Aber das junge Paar schien nicht ans Gehen zu denken. Ernestine hielt Cercle ab; alle kamen zu ihr, alle sagten ihr etwas Liebenswürdiges; sie fühlte unklar, daß sie nie mehr etwas derartig Schönes erleben würde, und wollte jeden Augenblick auskosten.

Endlich, endlich war sie gesättigt von ihrer eigenen Wichtigkeit.

„Wir müssen jetzt aber wirklich gehen,“ sagte sie zu Nora.

Sie fuhren zu dritt heim, Ernestine, Herr Biß und die Frau Regierungsrat, in Papa Schiros Auto. Sie stiegen zu dritt die Treppe hinauf. Oben angelangt, lächelte die Frau Regierungsrat vielsagend:

„Nun werden Sie beide denken: endlich allein.“

Sie küßte Ernestine zärtlich und verschwand in ihrem Zimmer.

Die neue Wohnung der Biß' war mit Girlanden geschmückt, an der Tür prangte eine Tafel „Herzlich willkommen“. Die Girlanden stammten von den Kollegen, die Tafel von der Frau Regierungsrat.

„Wie schön!“ sagte Herr Biß gerührt.

„Wunderschön,“ stimmte Ernestine zu.

Sie standen einander gegenüber und waren etwas befangen.

Herr Biß hatte das Gefühl, er müßte jetzt leidenschaftlich werden, aber das viele Essen und Trinken hatte ihn so schläfrig gemacht, daß er eigentlich nur den Wunsch empfand, so rasch wie möglich schlafen zu gehen. Auch Ernestine erwartete Leidenschaft und fragte sich, wie ein unschuldiges Mädchen, denn das war sie ja doch

trotz ihrem Alter, sich dem stürmischen Drängen des angefrauten Gatten gegenüber benimmt. Als dann das stürmische Drängen ausblieb, fühlte sie leise Enttäuschung.

Es pochte an die Tür: die Frau Regierungsrat.

„Verzeihen Sie, aber ich wollte nur fragen, ob Sie nicht noch einen Lee trinken möchten. Zur Beruhigung.“

„Ach ja,“ sagte Ernestine eifrig und holte das Service, das Hochzeitsgeschenk des Herrn Hirschmann aus dem Schrank.

Dann nahm sie den Brautschleier ab.

Die Frau Regierungsrat brachte auf einem Tablett Lee und Keks. Ernestine ordnete alles hübsch auf dem Tischchen.

„Komm, Theodor, wir wollen Lee trinken.“

Er setzte sich ihr gegenüber. Sie goß seine Tasse voll. Und nun mit einem Male überkam sie ein stilles großes Glück: sie kann für jemand sorgen, kann jemand betreuen, sie sitzt mit jemand zu zweit in einer eigenen Wohnung, ist nicht mehr allein.

Herr Bis nahm ihr die Tasse aus der Hand, er stellte sie nieder und küßte dann die Hand, zärtlich, liebevoll. Das war ja nicht gerade die große Leidenschaft, aber es war ein gutes warmes Gefühl. Ernestine lächelte mit Tränen in den Augen.

„Jetzt sind wir daheim,“ sagte sie leise.

Herr Bis nickte.

„Es ist schön, Ernestine,“ erwiderte er. „Ich glaube, wir werden sehr glücklich sein.“

Er blickte zärtlich auf die kleine zarte Frau und reckte sich hoch. Er ist ein Mann, ist ein Beschützer, Ernestine wird zu ihm aufblicken und ihn bewundern, wie das in einer richtigen Ehe zu sein hat. Und um ihr gleich von

allem Anfang an zu imponieren, sagte er, während er noch ihre Hand festhielt:

„Morgen, Liebling, morgen habe ich eine ganz große Pfändung, über zwanzigtausend Mark.“

XVIII

Der erste Schnee fiel in großen Flocken, die wie Wattebäuschchen auf den Ästen der großen kahlen Bäume sitzen blieben. Schwere graue Wolken hingen tief herab und verschlangen alles Licht.

„Winter,“ sagte Irene, die mit frostgeröteten Wangen heimkam. „Der erste Schnee. Hast du dir etwas gewünscht, Nora?“

Nora saß fröstelnd vor dem offenen Kaminfeuer.

„Ich habe nur den einen Wunsch,“ erwiderte sie mürrisch, „daß alle Ausläufer aller Geschäfte der Stadt plötzlich ihr Orientierungsvermögen verlieren und nicht den Weg zu uns finden. Seit heute um neun schneit es nicht nur poetische Flocken, sondern auch Rechnungen. Und alle sind dringend, alle verlangen zumindest eine größere Anzahlung. Woher soll ich denn das Geld nehmen? Wir müssen doch auch leben.“

„Casimir ist nun schon zwei Wochen aufgeboten,“ meinte Irene tröstend. „Noch eine Woche, dann muß er blechen. Und dann kannst du Rechnungen zahlen.“

„Er ist imstande und zerankt sich im letzten Augenblick mit seiner Frau Richter.“

„Ausgeschlossen. Der läßt sie nicht mehr los.“

„Oder sie stirbt, oder eine von Casimirs sechs Frauen taucht auf, und es stellt sich heraus, daß er gar nicht geschieden ist.“

„Du hast das graue Glend. Sei doch nicht so mutlos.“

„Was haben wir erreicht, Irene? Nichts. Wir haben eine Ehe zustande gebracht, die uns eine ganze Menge Geld gekostet hat, das ist alles. Wenn du wenigstens diesen jungen Brehmann nicht immer vor den Kopf gestoßen hättest. In dem hätte man vielleicht etwas verdienen können.“

„Der ist bei der Konkurrenz gelandet.“

Irene lachte.

„Bei der Konkurrenz?“

„Ja, ich bin heute der wasserstoffsuperoxydblonden Frau Kleppner begegnet und sie hat mir triumphierend mitgeteilt, daß der junge Brehmann höchstwahrscheinlich die junge Dame heiraten wird, die sich so für ihn interessiert hat. Wir haben kein Glück mit unsern Kunden. Herr von Uhler hat mich geschnitten, als ich an ihm vorüberging, und Rikki Rager hat mir erzählt, daß der arische Naturfreund furchtbar über uns schimpft. Wir sind eben nicht geschäftstüchtig.“

Nora seufzte.

„Wenn Ottokar alle diese Rechnungen sieht!“

„Er kann doch nichts sagen, es ist ja schließlich dein Geld. Du vergißt immer, daß du...“

„Hör auf; erzähl mir nicht schon wieder, daß wir nicht zusammengehören. Zieh dich lieber aus und hilf mir, die Rechnungen zu addieren und nachzuprüfen.“

„Davon werden sie nicht kleiner. Wir müssen etwas anderes anfangen...“

Ottokar war unbemerkt eingetreten und hatte Irenes letzte Worte gehört; nun unterbrach er sie:

„Ich bitte euch, um Gottes willen, fangt nur kein neues Geschäft an. Huber hat eben auch mir einen Stoß Rechnungen überreicht! Wir haben die letzten Monate gelebt wie die Millionäre. Die Rechnungen müssen noch bezahlt werden und nachher...“

Er verstummte, und Nora warf schüchtern ein:

„Wir bekommen ja noch zehntausend Mark.“

„Die wirst du behalten, Nora; Irene und ich werden uns eben einschränken. Ich... es fällt mir schwer, es dir zu sagen, aber ich habe auch mit Huber darüber gesprochen, der ja in diesem ganzen Haus der einzig vernünftige Mensch ist: wir müssen die Villa verkaufen.“

„Die Villa!“

„Ja. Ich habe auch schon mit Huber eine Annonce aufgesetzt. Da ist sie.“

Nora griff nach dem Blatt Papier:

„Hochherrschafliche Villa umstandehalber billig abzugeben. Auf Wunsch auch möbliert...“

Irene war sehr blaß geworden. Sie trat ans Fenster und starrte in den Garten hinaus. Als sie sich wieder umdrehte, lag ein etwas erzwungenes Lächeln auf ihrem Gesicht, aber sie sagte nur:

„Hochherrschafliche Villa, daran erkenne ich Hubers Stil. Schau doch nicht so verzweifelt aus, Nora. Wozu braucht der Mensch eine Villa, es geht auch ohne das.“

Sie packte Nora an beiden Schultern:

„Herrgott, laß dich doch nicht unterkriegen.“

„Wenn ich nicht diese verrückte Idee gehabt hätte... die hat uns den Rest gegeben...“

Nora begann hilflos, verzweifelt zu weinen.

Ottokar machte ein unglückliches Gesicht.

„Wenn du die zehntausend Mark erhältst, Nora, damit kannst du eine Zeitlang leben. Und später werde ich etwas verdienen. Unser Freund Daniel, euer Gangster, hat mir eine Stellung versprochen. Assistenzarzt in einem Kinderhospital, das er stiften will. Dann kann ich dir weiter aushelfen. Irene wird eben arbeiten müssen. Und die Villa wird auch etwas einbringen. Deine Lage ist doch gar nicht so arg. Bitte, weine nicht.“

„Meine Lage, immer meine Lage. Und warum soll Irene arbeiten und ich nicht?“

„Weil ich mehr aushalte als du,“ entgegnete Irene. „Vielleicht stellt Papa Schiro mich an. Er hat trotz allem eine gewisse Schwäche für mich.“

Nora starrte auf die Annonce: hochherrschaftliche Villa. Morgen wird sie das in der Zeitung sehen, und viele Menschen werden es lesen. Ob ein einziger daran denken wird, was diese Worte für die Besitzer der hochherrschaftlichen Villa bedeuten? Abschied von einem Leben, das man für ewig gehalten hat. Wie schön war es gewesen, als sie, die Tochter des kleinen Landarztes, die Villa einrichten durfte, ohne sich um die Kosten Sorgen zu machen. Wie glücklich waren sie und die Mutter dabei gewesen! Sie dachte an Ottokars gütiges Lächeln, wenn sie über irgend etwas besonders begeistert gewesen war:

„Natürlich mußt du es kaufen, wenn es dir gefällt.“

Und jetzt werden fremde Menschen hier leben, vielleicht unsympathische Menschen. Sie werden den Zimmern ihr Wesen aufdrücken, sie werden ...

„Vielleicht kauft Papa Schiro das Haus für Myriam,“ hörte sie Irene sagen. „Ich werde mit ihm darüber reden.“

Nora staunte; wie anders war doch die kleine Schwägerin als sie. Irene fügte sich, ohne zu resignieren. Irene ließ sich nichts anmerken.

Und jetzt klang Ottokars Stimme durchs Zimmer:

„Wenn ich nur wüßte, wie ich Huber eine Stelle verschaffen kann. Der arme Teufel mit seinem Buben ...“

Natürlich, dachte Nora verbittert, an Huber denkt er, an den Chauffeur, was aus mir wird, ist ihm gleichgültig ...

„Vielleicht nimmt ihn Papa Schiro.“

„Irene, du wirst dem alten Herrn nicht mit allen unsern Sorgen kommen, verstehst du?“

„Meinetwegen, die Villa braucht er nicht zu kaufen, aber den Huber soll er anstellen ... Und wißt ihr, er kann uns einen Börsentip geben, wir können vielleicht mit den zehntausend Mark spekulieren und ein Vermögen machen.“

„Ich spekuliere nicht,“ erwiderte Ottokar streng. „Außerdem vergißt du, daß das Geld Nora gehört.“

„Gut, dann nicht. Wenn ihr ein Vermögen wegwerfen wollt ...!“

„Nora,“ sagte Ottokar leise. „Es tut mir ja so leid um dich. Du weißt doch, daß ich gehofft hatte, dir ein schönes glückliches Leben zu geben, aber ...“

Irene blickte erwartungsvoll auf die Schwägerin. Doch Nora rührte sich nicht. Sie hatte das Gesicht in den Händen vergraben und schwieg.

Irene zuckte die Achseln.

„Also nicht,“ meinte sie unvermittelt. „Ich hatte geglaubt, aber es ist ja einerlei ...“

Sie schob den Arm in den des Bruders:

„Wir wollen in die Bibliothek gehen und alles besprechen, Ottokar.“

Ihre Stimme klang hart und ein wenig verächtlich.

„Wir wollen uns beraten, wie Nora bei der ganzen Sache am besten fährt.“

Nora blieb allein zurück.

*

Gegen Abend kam Casimir, der sich seit einer Woche nicht hatte sehen lassen. Irene empfing ihn mit den Worten:

„Also jetzt sind wir ganz pleite, Casimir. Können Sie uns nicht einen kleinen Vorschuß geben. Sie heiraten ja ohnehin nächste Woche.“

Casimir setzte sich und zündete bedächtig eine Zigarette an.

„Es ist mir recht, daß Sie das Thema anschneiden, Komtesse Irene,“ erwiderte er. „Sie befinden sich nämlich in einem kleinen Irrtum, über den ich Sie aufklären muß.“

„Irrtum?“ fragte Nora erstaunt.

„Ja, Sie scheinen zu vergessen, daß meine Frau in die Firma einheiratet, und daher die übliche Provision fortfällt.“

„Firma!“ rief Irene. „Es gibt doch gar keine Firma!“

„Wenn es keine Firma gibt, so brauchen wir erst recht keine Provision zu zahlen. Sie müssen doch begreifen...“

„Ich begreife nur, daß Sie uns hineinlegen wollen,“ sagte Irene heftig. „Aber ich werde mit Frau Richter sprechen.“

„Das dürfte wenig Sinn haben; ich habe ihr bereits mitgeteilt, daß unter den gegebenen Umständen die Zahlung einer Provision fortfällt.“

„Das ist doch unmöglich,“ sagte Nora verzweifelt.

„Ich habe mich genau erkundigt,“ fuhr Casimir fort.

„Sie können gegen uns keine Klage anstrengen.“

„Und Sie wollen ein anständiger Hochstapler sein!“ Irene juckte es in den Fingern.

„Verzeihen Sie, Komtesse Irene, seit zwei Wochen, seitdem ich aufgeboten wurde, bin ich kein Hochstapler mehr, sondern ein ehrbares Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft. Und ich kann als praktisch denkender Mensch nicht zugeben, daß meine Frau Geld zum Fenster hinauswirft.“

„Und wenn ich Frau Richter über Ihr Vorleben aufklären würde...?“

„So wäre das eine Erpressung, Komtesse Irene.“

„Sie scheinen ja das ganze Zivilrecht auswendig gelernt zu haben.“

„Ich kenne das bürgerliche Gesetzbuch ganz genau.“ Casimirs Gesicht verlor für einen Augenblick die ernste Würde, und er grinste. „Ich mußte das bei meinem früheren Beruf.“

„Sie wollen also nicht zahlen?“ fragte Nora.

„Ich wollte Ihnen einen Vorschlag machen. Angenommen, ich sage angenommen, die Ehevermittlungsagentur besteht tatsächlich, so erhalte ich als Kompagnon die Hälfte der Provision; das wäre also in diesem Fall fünftausend Mark. Dazu kommen noch die Ausgaben, die ich als Kompagnon gehabt habe...“

„Sollen wir vielleicht die Blumen und Bonbons bezahlen, die Sie Frau Richter geschenkt haben?“

„Nur zur Hälfte. Da aber, wie Sie selbst vorhin zugaben, gar keine Firma besteht und ich nur auf gesellschaftlichem Wege meine zukünftige Frau bei Ihnen kennengelernt habe, fällt die Provision fort. Ich bin jedoch bereit, mich als Kavaliere zu zeigen und biete Ihnen eine Abfindungssumme von tausend Mark. Bitte, äußern Sie sich dazu.“

Irene sah Casimir an und fragte dann:

„Haben Sie Ihren Taxi warten lassen?“

„Selbstredend nicht. Ich konnte ja nicht wissen, wie lange unsere Unterredung dauern wird.“

„Und Sie wollten kein Geld zum Fenster hinauswerfen, nicht wahr? Gut, Casimir, wenn der Taxi gewartet hätte, so würden wir anders vorgegangen sein. Aber so... wir gehen auf die Abzahlung von tausend Mark ein.“

„Irene!“ rief Nora entsetzt. „Wie kannst du nur?“

„Schweig, Nora, das verstehst du nicht. Unser Freund, der Hochstapler, ist tot; was da sitzt und raucht

ist Herr ... ich weiß ja nicht, wie er wirklich heißt, also sagen wir Herr Casimir Ponitzky, ein kleiner Spießer, der das Glück gehabt hat, auf seine alten Tage eine reiche Frau zu finden, und gegen dessen ehrbare Sparsamkeit wir vergeblich anrechnen würden. Gemacht, zahlen Sie die tausend Mark."

Noch einmal regte sich der alte Casimir in dem neuen.

"Entschuldigen Sie, Komtesse Irene," sagte er beleidigt, "aber man kann bei mir wirklich noch nicht von alten Tagen reden."

Irene lachte.

"Zum ersten Male sind Sie menschlich, Casimir. Ich nehme die alten Tage zurück. Entschuldigen Sie. Haben Sie die tausend Mark mit?"

"Sie haben mich vorhin nicht ausreden lassen: tausend Mark in drei Raten zu zahlen; die erste wird am nächsten Monatsersten fällig, die beiden andern an den zwei folgenden Monatsersten. Wollen Sie es schriftlich haben?"

Irene überlegte.

"Sie erwarten jetzt wahrscheinlich von uns eine schöne Geste, erwarten, daß wir sagen: wir denken nicht daran, das Geld zu nehmen, kaufen Sie Ihrer Frau dafür ein Hochzeitsgeschenk. Aber Sie irren. Wir nehmen die tausend Mark in Raten, und wir verlangen eine schriftliche Abmachung."

Casimir seufzte.

"Sehr aristokratisch ist das gerade nicht."

"Sie haben uns eine Lektion gegeben, die ich zumindest mir merken werde," entgegnete Irene. "Und ich Schaf hielt Sie für anständig ..."

"Ich habe einmal im Leben etwas Anständiges getan," sagte Casimir, "und habe es, weil es gegen das Gesetz verstieß, im Gefängnis büßen müssen. Ich bin

nicht reich und auch nicht leichtsinnig genug, um noch einmal etwas Anständiges zu tun."

Er holte das vorbereitete Dokument aus der Tasche, nahm die Füllfeder und unterschrieb.

"Sind Sie jetzt zufrieden, Komtesse Sternbach?"

"Wir müssen es wohl sein."

Sie wollte nach dem Papier greifen, aber Nora kam ihr zuvor. Mit raschem Griff packte sie das Schriftstück und warf es in den Kamin.

"Von einem so gemeinen Menschen nehme ich keinen Pfennig!" rief sie fassungslos. "Gehen Sie jetzt, aber sofort, und lassen Sie sich nicht mehr bei uns sehen!"

Casimir warf ihr einen billigenden Blick zu:

"Eine schöne Geste, wirklich, eine vornehme Geste." Er stand auf:

"Darf ich um ein Auto telefonieren?" fragte er.

"Ja, unten in der Halle, nicht hier."

Casimir ging.

Irene blickte betrübt in die Kaminflammen.

"Da brennen tausend Mark in drei Raten," sagte sie wehmütig, "und ein Telefongespräch hast du ihm auch noch geschenkt."

Sie schwieg eine Weile, meinte dann:

"Der letzte. Mit diesem Vorfall erlischt die Firma. Wenn wir wenigstens Konkurs ansagen könnten ... Eigentlich bin ich ja froh, daß du das Papier zerrissen hast. Auch ich hätte es getan, wenn Ottokar mir heute nicht lang und breit auseinandergesetzt haben würde, was alles er dir schuldet und wie unglücklich er darüber ist, daß er nichts für dich tun kann ..."

Sie lachte.

"Eigentlich sollte ich weinen, Nora, aber ich kann mir nicht helfen, ich muß lachen: deine famose Idee, das Vermögen, das uns die Ehevermittlung einbringen

sollte ... Der Gangster, der ein Ehrenmann, und der Hochstapler, der ein Spießer ist ... ein kleiner knaufriger Spießer ... Und wir mit unserer Menschenkenntnis ... Jetzt bin ich nur neugierig, was für Überraschungen ich noch erleben werde."

*

Nora saß in ihrem Schlafzimmer und steckte den Brief an die Eltern in einen Umschlag. „Ich komme zu Euch," hatte sie geschrieben, „komme, sobald die Villa verkauft und alles geordnet ist. Ich will versuchen, Euch nicht zur Last zu fallen ..."

Der Umschlag lag weiß auf dem kleinen Tisch; Nora kam es vor, als würde er immer größer und verdeckte vor ihr das ganze Zimmer, das ganze Haus, ihr ganzes früheres Leben. Sie war nicht Irene, sie konnte nicht lachen, wenn alles zusammenbrach, konnte nicht „justament" sagen und den Kampf gegen alle und alles aufnehmen.

Morgen steht die Annonce in der Zeitung, dachte sie, und vielleicht kommen schon übermorgen Menschen, um die hochherrschaftliche Villa zu besichtigen. Irene wird sie herumführen; ich bringe das nicht übers Herz ... Die Menschen werden an allem etwas auszufehen haben, damit die Villa noch billiger verkauft wird ... Vielleicht werden sie sich rasch entscheiden ... Und dann muß ich fort ... Ottokar und Irene ziehen in eine Zweizimmerwohnung ... Und ich sitze daheim und weiß, daß die Eltern mich nicht brauchen können ... Wie einsam wird es sein ... Tiefer Schnee, Totenstille ... die beiden alten Leute ... Vielleicht wird Irene mich manchmal besuchen ... Ob Ottokar auch mitkommt ...? Wohl kaum ... Irene wird mir abgehen ... nein, das ist es ja nicht, Ottokar wird mir abgehen ... Komisch, früher hat er mich so entsetzlich gelangweilt ... und wenn ich mir jetzt ein Leben ohne ihn vorstelle ... Wenn er Assistenzarzt

wird, könnten wir auskommen, bescheiden, sehr bescheiden ... Aber er hat mir kein Wort gesagt, er erwartet, daß ich zu den Eltern gehe ... Wir würden immer noch mehr Geld haben, als die Bigens ... Und ich wäre nicht so einsam ...

Sie dachte an die Menschen, die sie als „Kunden" kennengelernt hatte. Wie würden die sich in einem solchen Fall benehmen? Dann fiel ihr unvermittelt Irene's seltsamer Blick ein, als ob sie etwas von ihr, Nora, erwartet hätte. Was konnte sie von ihr erwarten? Warum hatte sie immer wieder betont, wie sehr Ottokar sich um sie, Nora, Sorgen mache? Lag ihm wirklich so viel an ihrem Glück?

Die Kirchturmuhr schlug zwei. Nora schrak zusammen. Schon so spät ... Eine schwüle Sommernacht fiel ihr ein, da sie Ottokar heimkommen gehört hatte ... Jetzt wird sie ihn bald nie mehr heimkommen hören ... Wie still es im Hause ist ... Alle schlafen, alle außer ihr ... Wie viele Nächte wird es für sie geben, im kleinen Haus der Eltern, da außer ihr alle schlafen ... Sie wird wachliegen ... die Schläge der Turmuhr zählen ... sich sehnen ... wonach ...? Nach dem angenehmen Leben? Ja, das bestimmt auch, aber nicht nur danach ...

Sie stand auf und begann sich auszuleiden. Aber sie legte sich dann doch nicht ins Bett. Sie war zu nervös, zu unruhig, um still liegen zu können ... Vielleicht wäre es besser, sie führe schon morgen, übermorgen nach Hause ... Alles Geschäftliche kann ja durch Ottokar geregelt werden ... Diese Gnadenfrist hier, bis die Villa verkauft ist ... nein, die kann sie nicht ertragen ... Jeden Tag fürchten zu müssen, daß Ottokar sagt:

„Wir haben einen Käufer gefunden."

Und dann das Einpacken, die Zimmer sehen plötzlich ganz fremd und unvertraut aus, als habe man nie

in ihnen gelebt ... Sie sind mit einemmal ganz leer, obgleich noch die Möbel in ihnen stehen ... Schon heute beim Diner wurde sie von diesem unheimlichen Gefühl der Unwirklichkeit gepackt: wir sind ja nicht mehr hier, oder zumindest sind wir nur noch geduldete Gäste ... Das Haus, die Zimmer wissen schon, daß wir sie im Stich lassen wollen, und haben uns gegenüber feindselige Empfindungen ... Alles ist feindlich im Leben, Menschen und Dinge ... wenn man allein ist ... Vielleicht gibt es starke Menschen, die, ganz auf sich gestellt, diese Feindseligkeit allein zu ertragen vermögen ... Irene, die ist so ... Aber Ottokar ... Er hat sie heute abend ein paarmal angesehen, als ob auch ihm vor der Einsamkeit bange sei, als ob auch er das fühle, was sie quälte ...

Der Brief leuchtete weiß auf dem braunen Tisch. Morgen nachmittag wird die Mutter ihn erhalten. Sie wird mit ihren raschen ungeduldrigen Bewegungen den Umschlag aufreißen, den Brief lesen, seufzend zum Vater sagen: „Nora kommt zu uns zurück. Das arme Kind ... Ich war ja immer gegen diese Heirat ...“ Und dann wird sie rechnen und wieder rechnen, um wieviel teurerer das Leben durch die Anwesenheit des armen Kindes sein wird ... Der Vater wird schweigen, wie immer, aber er wird sich ein wenig schämen, der gute alte Mann, darüber schämen, daß seine Tochter einen Menschen im Stich läßt, weil er arm geworden ist und ihr nichts mehr bieten kann ... Im Stich läßt ... das ist ja töricht ... sie vergißt immer wieder, daß sie geschieden ist, sich scheiden ließ, als Ottokar noch reich war ... Niemand hat das Recht, ihr einen Vorwurf zu machen ... Sie hat sich sogar sehr anständig benommen, hat versucht, Geld zu verdienen ...

Wenn sie nur schlafen könnte ... Sie schritt leise im Zimmer auf und ab und versuchte, an gleichgültige Dinge zu denken ... Aber es gab für sie in dieser Nacht

keine gleichgültigen Dinge ... Alles hing mit ihrem Leben zusammen, alles hing mit Ottokar zusammen ...

Ein kleines Erlebnis aus ihrer Kindheit fiel ihr ein. Sie hatte etwas angestellt, einen dummen Streich, und ihn dann den Eltern gegenüber geleugnet. Die Mutter hatte ihr eine Mauschelle gegeben, damit war für sie der Fall erledigt gewesen. Aber der Vater war am Abend mit ihr in den Garten gegangen, Nora war es, als fühle sie plötzlich die warme Abendluft und rieche aus der Ferne den Duft des Heus. Sie war tröstlich gewesen; der Vater jedoch hatte nicht gezanft, sondern nur leise gefragt: „Weißt du, daß du im Unrecht warst, kleine Nora?“ Sie hatte den Kopf geschüttelt: „Nein.“ Da hatte der Vater sich auf die Bank in der Laube gesetzt und Nora neben sich gezogen: „Daß du einen dummen Streich gemacht hast, Kind, schadet nicht, daß du uns angelogen hast, war nicht gerade schön, aber daran dürften auch wir Schuld tragen, aber eines darfst du nicht sein, du darfst gegen dich selbst nicht unehrlich sein, verstehst du? Du mußt dich nicht selbst anlügen. Du mußt den Mut haben, dir selbst die Wahrheit zu sagen.“ Und die kleine Nora, die wütend die Mauschelle hingenommen und den ganzen Tag getroßt hatte, war bei diesen liebevollen Worten in Tränen ausgebrochen und hatte dem Vater versprochen, immer ehrlich gegen sich selbst zu sein.

Warum dachte sie gerade jetzt an diesen kleinen belanglosen Vorfall aus ihrer Kinderzeit? Weil sie nicht den Mut hatte, sich selbst die Wahrheit zu gestehen, weil sie sich belügen wollte, aus Feigheit ... Aus Angst, sich selbst sentimental zu erscheinen?

Sie trat zum Tisch, nahm den Brief und zerriß ihn in kleine Fetzen. Dann schlüpfte sie in einen warmen Morgenrock und huschte auf den Bebenspitzen aus dem Zimmer.

Der Korridor war dunkel, und sie tastete sich an der

Wand entlang. Nichts regte sich . . . Ihre Hand berührte eine Klinke, das war Irenes Zimmer. Nora horchte einen Augenblick; Irene schief. Dann ging sie leise weiter.

Noch eine Klinke, und dann noch eine: Ottokars Zimmer.

Nora öffnete geräuschlos die Tür. Die kleine grün verschleierte Lampe auf dem Nachttisch brannte, und Ottokar lag mit offenen Augen da.

Er fuhr auf, als er Nora im Türrahmen stehen sah:

„Bist du krank?“ fragte er erschrocken.

„Ich kann nicht schlafen,“ erwiderte sie kläglich. Ihr Herz pochte heftig, und ihre Knie zitterten.

„Warte, ich stehe gleich auf. Wir können ja ein wenig plaudern, bis du dich beruhigt hast.“

„Nein,“ sagte sie und wußte nicht, daß sie mit der gleichen Stimme sprach, wie vor Jahren die kleine Nora im sommerlichen Garten: „Nein, bleib liegen. Ich . . . ich möchte dich nur etwas fragen.“

„Fragen?“

„Ja, das heißt . . . ich möchte dir sagen, daß ich . . . daß ich nicht vor dir fortgehen will, auch nicht, wenn die Villa verkauft ist und wir gar kein Geld mehr haben . . . Ich möchte . . .“

„Nora!“

Er sah sie einen Augenblick fassungslos an.

„Es ist kalt,“ sagte sie. „Ich kann doch nicht immer hier im Türrahmen stehen bleiben.“ Sie lachte. „Irene würde sagen: ‚Du hast wirklich schlechte Manieren, Ottokar. Wenn du Besuch bekommst . . .‘“

Die Kirchenuhr schlug drei. Tiefe Stille herrschte, und in allen Zimmern der Villa war das Licht erloschen.

XIX

Vier Wochen lang kamen Leute, um die hochherrschastliche Villa zu besichtigen, vier Wochen fanden die verschiedensten Menschentypen, die nur eines gemeinsam hatten: Geld, allerhand auszuspeien. Den einen war das Haus zu altmodisch, den andern zu modern. Nora wurde die Villa immer lieber, je mehr Menschen an ihr mäkelten. Ottokar, der bisweilen die eventuellen Käufer empfing, blieb immer gleich lebenswürdig und geduldig. Nur Irene und Nora hätten begriffen, was die kleine Falte über seiner feingeschwungenen Nase bedeutete und das fast unmerkliche Lächeln, mit dem er das Urteil der Leute anhörte.

Weihnachten kam und ging. Irene hatte sich etwas vor dem Fest gefürchtet: Wehmut, Sentimentalität . . . Ottokar war nun einmal ein empfindsamer Mensch, und Nora, bei der wußte man ja nie . . .

„Wir werden keinen Christbaum haben,“ erklärte Irene, nachdem ihr eine sehr reiche und ebenso vulgäre Dame bei der Besichtigung der Villa von dem Riesenbaum erzählt hatte, den sie daheim für ihre Kinder schmückte. Aber sie kaufte dennoch Misteln und Stechpalmenzweige und füllte damit die Vasen.

„Weißt du,“ vertraute sie am Weihnachtsabend dem Bruder an, „ich bekomme direkt Achtung vor Nora. Sie hat mit einemmal so viel Haltung. Benimmt sich tadellos. Ich hätte ihr das nie zugetraut.“

Ottokar lächelte nachsichtig.

„Du solltest lieber nicht von Haltung reden, mein Kind. Wenn ich an das Benehmen denke, das du dir gestern geleistet hast . . .“

Irene errötete.

„Gib zu, daß ich Pech hatte. Ausgerechnet an dem

Tag, da ich es übernommen habe, die Villa zu zeigen, kommt der junge Brehmann mit seiner Braut daher. Ich habe gar nichts gegen die Braut, aber wie der Kerl sich benommen hat, als ob wir Schuhpußer wären, und zuerst, als er noch glaubte, daß wir reich seien, konnte er nicht genug Korbuckeln ... Ist das der Idealismus, den er verkündet? Außerdem mußte ich die ganze Zeit daran denken, wie hoch die Provision ist, die von der Konkurrenz eingesteckt wird. Und dazu noch der junge Rauch, der am Vormittag daher kam und mich beschimpfte, weil ich ihn 'geschädigt' hätte und mich anpumpen wollte! Mir ist die Galle vor diesen Leuten herausgegangen ..."

"Du hast es deutlich genug gezeigt."

"Ich freue mich auf die Kollegen, die Professionals," meinte Irene. "Bei denen werde ich keine falsche Vornehmheit finden."

"Die gibt es überall. Und wird es immer geben, solange die Leute nur arrogant sind und nicht selbstbewußt."

"Und jetzt wird dieser gräßliche Kerl wahrscheinlich die Villa kaufen, darin wohnen, großartig tun. Kleine Brehmanns werden hier das Licht der Welt erblicken, wehrhafte kleine Brehmanns ..."

Ottokar lachte:

"Ich glaube, du kannst unbesorgt sein. Dieses junge Mädchen wird ihm schon die Wehrhaftigkeit austreiben."

"Wann will er sich denn entschließen?"

"Nächste Woche."

"Armes liebes Haus. Es tut mir leid. Und es tut mir auch leid, daß wir nun alle auseinander gehen werden. Warum lachst du, Ottokar?"

"Nur über deine plötzliche Sentimentalität."

"Ich bin nicht sentimental," verteidigte Irene sich. "Aber du, du bist einfach herzlos geworden. Nora ist jetzt doch immer so lieb, das mußt du selbst zugeben."

"Ja, sie ist sehr lieb."

Und Ottokar lächelte abermals, ein wenig neckend, was Irene nicht begreifen konnte.

*

Die nächste Woche kam. Am Nachmittag wollte der junge Brehmann sich entscheiden. Irene war nervös; sie ging durch alle Zimmer und stellte sich vor, wie der junge Brehmann in ihnen aussehen würde. Sie dachte auch an die kleine Wohnung, die sie und der Bruder bewohnen werden, dachte an Nora daheim, bei den alten Eltern, die würde sich auch nicht glücklich fühlen. Sie ist ja auch so unruhig, läuft seit Tagen immer in die Stadt; auch heute ist sie gleich nach dem Frühstück fortgegangen, zusammen mit Ottokar.

Die Mittagspost brachte einen Brief für Ottokar; Irene legte ihn auf den Schreibtisch. Von Papas altem Rechtsanwalt, dachte sie, was kann der noch wollen? Herrgott, verlieren können wir nichts mehr. Wenn es nur nichts Unangenehmes ist. Sie betrachtete die beiden Postkarten, die an ihre Adresse gerichtet waren, die eine aus Nizza von Casimir und seiner Frau. Casimir, Irene mußte aller schlechten Laune zum Trost lachen. Die Karte war falsch frankiert, sie hatte Strafporto zahlen müssen. Ob das wohl Absicht gewesen war? Schade um die tausend Mark, dachte Irene. Ich müßte mir einen Wintermantel kaufen. Aber wahrscheinlich hätte er ja doch eine Ausrede gefunden, um nicht einmal diese Summe, in Raten, zu zahlen. Die zweite Karte war von Ricci Kager ebenfalls von der Riviera, wo sie anscheinend mit dem jungen Mann ein Meter dreiundsiebzig weilte. So sehen die Ergebnisse unserer Chevermittlung aus, dachte Irene. Casimir steckt das Geld ein, Ricci Kager, übrigens der gönne ich es, hindert den jungen Mann am Heiraten, und Ernestine Biß ... ja, Ernestine Biß, mit der hatte

sie ebenfalls eine Enttäuschung erlebt. Sie war ihr vor ein paar Tagen begegnet und hatte sie aufgefordert, doch wieder einmal zu ihnen zu kommen. Und eine äußerst verlegene, aber dennoch würdevolle Ernestine hatte geantwortet:

„Liebe Komtesse Sternbach, es tut mir ja so leid ... aber ich habe gehört, man erzählt so allerlei, daß die Gräfin Sternbach ... Sie müssen entschuldigen, aber nicht wahr, wenn die Leute es sagen, muß doch etwas Wahres daran sein, also, daß die Gräfin Sternbach die geschiedene Frau des Grafen Ottokar ist und trotzdem mit ihm lebt ...“

„Na und?“

„Sie müssen begreifen, liebe Komtesse Sternbach, in Ihren Kreisen hat man vielleicht eine andere Auffassung ... Aber in gut bürgerlichen ... Ich bin doch jetzt dem Ruf meines Mannes viel schuldig, seine Kollegen und deren Frauen ... es tut mir ja so leid, aber auch die Frau Regierungsrat meint ...“

„Dann werden wir also Herrn Biß nur noch sehen, wenn er beruflich kommt, was bald der Fall sein dürfte?“ hatte Irene bissig gefragt.

„Mein lieber Mann ist leider etwas zu großzügig in derlei Dingen. Aber er muß doch Rücksicht nehmen ... Seiner Stellung wegen ...“

Irene hatte Ernestine ohne ein weiteres Wort stehen gelassen und war gegangen, Tränen der Wut in den Augen. Einige Minuten nachher war sie dem alten Schiro in die Arme gelaufen und hatte ihm die Geschichte erzählt. Der hatte geseufzt.

„Sehen Sie jetzt ein, wie die Leute über so etwas denken?“

„Wenn Sie mir auch noch Vorwürfe machen ...“

Der alte Mann hatte ihre zornige Erregung bemerkt.

„Ärgern Sie sich nicht, mein Kind. Sie sind noch sehr jung, Sie wissen nicht, worauf alles die Menschen Rück-

sicht nehmen müssen. Da gibt es immer Vorgesetzte oder Geschäftsfreunde, die vor den Kopf gestoßen werden könnten. Rücksicht nehmen, das ganze Leben besteht daraus. Rücksicht nehmen, nicht auf die natürlichen Gefühle der Menschen, ich bin überzeugt, es ist dieser armen Ernestine sehr schwer gefallen, Ihnen das zu sagen, sondern darauf, was ihnen eingepaukt worden ist, zum Schutze der bürgerlichen Ordnung ...“

„Seit wann denken Sie so anarchistisch?“

Der alte Schiro lachte.

„Sie sind vielleicht der einzige Mensch, mein Kind, dem gegenüber ich so etwas aussprechen kann ... Ich war gestern bei meiner Myriam; sie könnte nicht glücklicher sein, wenn sie auf dem Standesamt und in der Synagoge gewesen wäre ... Und ich muß trotzdem versuchen, sie zu einer Heirat zu überreden ... Wegen der andern Leute. Es gibt im Leben immer diese andern Leute, mein Kind. Vergessen Sie das nicht.“

Irene verschuchte jetzt die Erinnerung an Ernestine, an Casimir, an das ganze Gesindel, wie sie die Kunden ihrer verunglückten Agentur bei sich nannte. Sie verschuchte auch die Erinnerung an Papa Schiros Worte; sie wollte nicht zugeben, daß es immer andere Leute geben würde, auf die man Rücksicht nehmen mußte ... Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie eine leise Angst vor der Zukunft ... Wird auch sie so werden müssen, ängstlich darauf bedacht, nirgends Anstoß zu erregen, abhängig von Menschen, die sie verachtet? Abhängig von dem Gesindel, von den muffigen Ansichten beschränkter Mittelmäßigkeit?

Wo blieb Nora? Sie hatte versprochen, nach einer Stunde wieder da zu sein; sie wollten noch einmal überlegen, welche Möbel nicht verkauft würden.

Irene stand auf und setzte sich ans Fenster. Ihr Blick fiel auf die großen alten Bäume, auf die laut zwitschern-

den Späßen. Ob auch die der Ordnung und Sitte gemäß leben, ob auch die auf die Vorurteile und die Dummheit der anderen Späßen Rücksicht nehmen müssen?

Sie sah Ottokar und Nora durchs Tor kommen und lief ihnen in die Halle entgegen.

„Ottokar, du hast einen dicken Brief von Papas Rechtsanwalt. Lies ihn schnell. Ich habe Angst, daß etwas Unangenehmes darin steht.“

„Du hast Angst?“ fragte Ottokar staunend.

„Ja.“

Nora zog den Mantel aus und nahm den Hut ab. Sie sah wunderhübsch und sehr glücklich aus.

„Wo wart ihr so lange?“ fragte Irene.

„Wir hatten zu tun,“ gab Nora ausweichend zurück.

Sie gingen in den kleinen Salon. Ottokar griff nach dem Brief.

Er las ihn, einmal, zweimal, als könne er den Inhalt des Schreibens nicht fassen.

Dann sagte er:

„Irene, wenn heute der junge Brehmann kommt, darfst du ihm sagen, daß die Villa nicht verkäuflich ist.“

„Wie?“

„Ich behalte sie.“

„Bist du verrückt geworden?“

Auch Nora blickte Ottokar verblüfft an.

„Das geht doch nicht, Ottokar, wir können nicht...“

„Wir können sehr gut.“

Er schlang einen Arm um seine Schwester:

„Lante Yetta ist gestorben,“ sagte er leise.

„Und?“

„Und... sie hat mir und meiner Frau eine Viertelmillion hinterlassen...“

„Eine Viertelmillion?“ rief Nora. „Mein Gott, so viel Geld!“

Irene aber machte ein betrübtes Gesicht:

„Das Testament ist ungültig, Ottokar.“

„Nanu?“

„Ja, wenn darin steht, dir und deiner Frau. Du hast doch keine Frau... Wenn Lante Yetta noch andere Verwandte hat, so können sie es anfechten...“

Ottokar lachte.

„Das können sie nicht.“

„Wieso?“

„Weil ich eine Frau habe.“

„Du...? Du...“

Nora war ein wenig rot geworden; jetzt fragte sie fast übermütig:

„Weißt du, wo wir heute früh waren, Irene?“

„Keine Ahnung. Das ist ja auch ganz gleichgültig. Mein Gott, das viele Geld, das wir da verlieren. Das ist ja noch ärger, als die Verluste unserer Agentur.“

„Hör mich doch an, Irene. Ottokar hat eine Frau, wir kommen geradeswegs vom Standesamt.“

„Was? Ihr habt geheiratet, habt wieder geheiratet?“

Sie blickte die beiden fassungslos an.

„Weshalb denn in aller Welt?“

„Weil auch ich gewisse Vorurteile habe,“ erwiderte Ottokar lächelnd, „und gerne möchte, daß der jüngste Sternbach, wie ihn die arme Lante Yetta in ihrem Testament nennt, legitim geboren wird.“

„Und deine Arbeit?“ fragte Irene.

„Gebe ich selbstverständlich nicht auf. Das Finanzamt wird schon dafür sorgen, daß wir nicht zu reich sind.“

Er stand auf.

„Ich muß Huber rufen, muß ihm sofort sagen, daß wir ihn behalten können.“

„Freust du dich gar nicht, Irene?“ fragte Nora die Schwägerin.

„Worüber? Über das Geld, oder euere Heirat oder die Tatsache, daß Huber bleiben kann? Ich bin ja total konfus. Und einen Neffen habe ich auch?“

„Wirst du haben...“ sagte Ottokar. „Aber so schnell geht das denn doch nicht.“

Irene blickte die beiden an; dann fiel ihr etwas ein:

„Wieviel Provision zahlt ihr?“ fragte sie.

„Provision?“

„Ja, ich veretrete jetzt die Firma, ich habe eine Ehe zustande gebracht, bei der es sich um ein Vermögen von einer Viertelmillion handelt. Von euch lasse ich mich nicht hineinlegen. Drei Prozent von einer Viertelmillion, wieviel ist das?“

Nora rechnete einen Augenblick, dann entgegnete sie:

„Siebentausendfünfhundert Mark.“

„Auf die fünfhundert verzichte ich,“ erklärte Irene großartig. „Aber die siebentausend...“

„Sollst du haben,“ sagte Ottokar lachend. „Du bist zwar die erste in unserer Familie, die eine Provision einsteckt, doch du hast sie redlich verdient... allerdings,“ fügte er hinzu, „nur unter einer Bedingung: daß du und Nora mit dem restlichen Geld nicht wieder eine Firma gründet. Eine Viertelmillion ist ja eine ganz schöne Summe, aber wenn ihr ans Geschäftemachen geht, so bin ich überzeugt, daß sie in einem Jahr fort ist.“

„Red nicht so, Ottokar,“ rief Irene und umarmte den Bruder, „du hast allen Grund, unserer Firma dankbar zu sein, Noras Idee war ja doch famos.“

„Nora,“ erklärte Ottokar, „kann nur famose Ideen haben.“

Und er küßte seiner Frau beide Hände.

Ende.